Josef Magnus Wehner

Sieben vor Verdun

Albert Langen / Georg Müller
Verlag München

Josef Magnus Wehner

Sieben vor Verdun

Josef Magnus Wehner

Sieben vor Verdun

Ein Kriegsroman

Albert Langen / Georg Müller / München

161. bis 170. Tausend. 1944
Copyright 1930 by Georg Müller Verlag
Aktiengesellschaft München

Den toten Brüdern ein Denkmal

Weihnachten 1915 unterschrieb der deutsche Kaiser den Befehl zum Angriff auf Verdun.

Der Dämon des Krieges, der ebenso wie das Schicksal das Los der Völker entscheidet nach den Männern, die führen, lächelte zwielichtig in jener Stunde. Er sah den ehrgeizigen alten Mann, der das Schriftstück überreichte, behutsam und mit heimlichen Vorbehalten, einen Glücksspieler, der die letzte Karte nicht wagte, um nicht eine Stufe von seiner Stellung herabzusteigen. Dieser Mann, der Chef der Obersten Heeresleitung, General von Falkenhayn, ein verschlossener Charakter von gemachter Liebenswürdigkeit, dessen Händedruck oft ein Todesurteil für den Betroffenen bedeutete, von gewollter Einsamkeit und einer Klugheit, die gefährlich war für einen raschen und entscheidenden Entschluß, hatte den Kern des Angriffsgedankens, so wie er ihm von der feurigen Front dargeboten wurde, gespalten. Während die Soldaten, an ihrer Spitze der deutsche Kronprinz, nichts sehnlicher wünschten, als den Feind an seinem stärksten Punkte auf breiter Front und in Massen anzugreifen, ihn ungestüm zu überrennen und nach dem Fall von Verdun die Feindfront nach beiden Seiten aufzurollen, ein Bild, wie es dem riesigen Willen des Deutschen gerecht wird, engte der Chef nicht nur die Grundlinie des Angriffes ein und strich von den Sturmkorps soviel ab, daß ihm selbst noch genug verblieb, um überall stark zu sein: er hieb dem Geiste des Sturmes selbst den Kopf ab. Nach seinem Plane sollte das Feldheer erreichen, was unter den genannten Beschneidungen zu erreichen war; es sei nicht nötig, Verdun zu fällen, not sei nur, daß der Feind herausgelockt werde, und daß er sich langsam verblute, vor den Toren seiner stärksten Feste, die das moralische Herz Frankreichs war. Damit nahm er dem Soldaten das klare und gegenwärtige Ziel, ganz abgesehen davon, daß er auch jene tiefen und dunklen Verbindungen störte, die

vom Einzelnen zum Weltall seiner Vergangenheit und seiner Zukunft laufen, es sei denn, der Opfergang des deutschen Heeres nach Verdun, das noch im 17. Jahrhundert freie Stadt des Deutschen Reiches war und erst 1648 an Frankreich fiel, sei nicht entsprungen aus der unterweltlichen Sehnsucht nach dem großen Reich aller deutschen Stämme, sondern nur eine taktische Maßnahme zur Beendigung eines vorläufigen Krieges, dessen Sinn noch kein Deutscher ausgesprochen hatte.

Genug — das Feldheer wußte nichts von der schwierigen Klugheit seines Chefs; es trat zum Sturm an, als Serbien niedergeworfen, als Rußland von den Schlägen der Deutschen entkräftet war, als Italien vor einem neuen, erwarteten Angriff sich duckte; es hatte keinen andern Willen, als den zu siegen und Schluß zu machen; es blickte nicht hinter sich nach dem versprochenen Nachschub; es glaubte an seine Kraft.

Jedermann kennt den Ausgang dieser Schlacht, die in der Weltgeschichte kein Beispiel hat. Sie ist in Wahrheit ein Abbild aller großen Schlachten im Westen und zeigt das verhängnisvolle Doppelspiel des Kampfes mit dem Feinde und des Kampfes gegen den Geist des Alters in der eigenen Front, der auch heute noch nicht entschieden ist.

So mögen nun, schlicht, wie sie ihre Mutter gebar, die sieben Soldaten aufmarschieren, die nacheinander und miteinander die Tage von Verdun erlebten. Fünf von ihnen fielen, der sechste lebt und der siebente erzählt. Er hat die Ruhe und Heiterkeit des ewigen Soldaten, der seine Sache auf nichts gestellt hat und auf alles. Er hat die Hoffnung auf die Gegenwart noch nicht begraben, er hofft auf die Zukunft seines unsterblichen Volkes. Er weiß um das alte Reich und weiß vom neuen Reich, daß es noch kein halbes Jahrhundert alt war, als es sich selbst zerschlug. Was will man von einem Kinde erwarten? Es wird einst wach werden und ein Mann.

Erstes Buch: Douaumont

Erstes Kapitel

Aufmarsch der Sieben

Am Vormittag des 9. Februar 1916, drei Tage vor dem geplanten deutschen Sturm auf Verdun, trat ein Ereignis ein, das nicht nur der halben Kompanie eines preußischen Regiments das Leben kostete, sondern das, weit über den Tod des Einzelnen hinaus, die tiefe und furchtbare Kraft der menschlichen Natur offenbarte. Freilich wurde dessen kein einziger der Überlebenden gewahr, weder in der Verwirrung des ersten Schreckens, noch nachher, als die Leute in ihren Unterkünften sich sammelten und nun ruhiger über den Vorfall sprachen. Ja, die Natur tat so stumm ihre Arbeit, unterstützt von den gewaltsamen und vielfältigen Ablenkungen des Krieges, daß die Soldaten bald jenen Vorfall vergaßen und drei Tage später gefaßt und freudig in die Sturmgräben abmarschierten.

Der Einzige, der sich über den Vorgang Gedanken machte, ohne allerdings den letzten Sinn aufzustoßen, war der Infanterist Karl Kasiske, ein Grübler und Maler aus einer westpreußischen Stadt. Wenn nach einem Scherzwort der Soldat nicht denken soll, so war Karl Kasiske in diesem Falle kein Soldat; er hatte auch sonst seine Eigenheiten, die leicht gegen die Zucht verstießen, die aber dennoch von den einsichtigen Vorgesetzten geduldet und allmählich zur Gewohnheit wurden. An diesem einen Tage aber tat er, was alle taten, und das brach ihm beinahe das Herz.

Seine Kompanie war in der Frühe ausgerückt, zu einer jener zahllosen Übungen, die weit hinter der Front stattfanden, um die Kampftruppen nicht verweichlichen zu lassen und sie mit allen neuen Überraschungen des Angriffs und der Verteidigung vertraut zu machen. Heute war es ein vom Feinde besetztes Waldstück gewesen, das von der Kompanie gefechtsmäßig gestürmt wurde. Die Feinde waren durch verkehrt aufgesetzte Mützen, die in heimlichen Betonunterständen versteckten Maschinengewehre durch Heringsbüchsen markiert, die der Gegner heftig mit Holzschlägeln bearbeitete. Man lief in gestaffelten Sturmwellen gegen das Gehölz, man zerschnitt, auf dem Bauche kriechend, mit Scheren den Drahtverhau, man warf die ungefährlichen Übungshandgranaten in die feindliche Linie, man beschlich die tückischen Schützennester, wobei Kasiske sich in der Lösung knifflicher Aufgaben bewährte, und setzte endlich den Feind von beiden Flanken her gefangen, während die Krankenträger den Scheinverwundeten Notverbände anlegten oder lächelnde Tote in den nebelgrauen Hintergrund davontrugen. Um elf Uhr sammelte die Kompanie und trat den Heimmarsch an.

Es war wie alle Tage: die Züge in Gruppenkolonne sangen, der Hauptmann stachelte seinen Braunen, und Karl Kasiske versuchte immer wieder, neben der Kompanie hoch auf der Straßenböschung einherzugehen und seine Augen mit Bildern des Landes und der Menschen zu füllen. Er sah die vielen spitzenlosen Helme der Kolonne im Gleichschritt auf- und absteigen, sah, wie sich der Atem der Marschierenden mit dem Winternebel mischte, sah die eisglitzernden Lachen der Straße sich hinaufschwingen zum Turmhelm der Dorfkirche, und hinter ihr und hoch die mattfarbene Sonne, die endlich, nach vielen kalten Regentagen die Welt wieder erwärmte. Das sanfte Bild der frühen Jahreszeit, im Süden verstellt durch die schluchtenreichen Rücken der Maasberge, über die bald der deutsche Sturm hereinbrechen sollte, wurde auch nicht gestört durch den kriege-

rischen Anblick eines Bahnhofes, den die Spitze der Truppe berührte.

Dort, zwischen dem niederen, fast flach gedeckten Stationsgebäude und dem Schienenstrang, wurde gerade schwere Munition ausgeladen. Mit großer Vorsicht schleppten die Fahrer die beinahe mannshohen Granaten von den Güterwagen zu ihren Pferdegespannen hinüber und verstauten sie auf ihren Fahrzeugen. Scherzworte flogen von der Infanterie zur Artillerie hinüber und zurück, und schon hatte die halbe Kompanie den Bahnhof passiert, da geschah das Schreckliche.

Ein Fahrer stand im letzten offenen Güterwagen auf dem Stapel der Granaten. Er hatte eben ein Riesengeschoß aufgerichtet, er drückte es lachend an seine Brust und tätschelte die Spitze, da fuhr ein ungeheurer gelbroter Blitz gen Himmel, ein furchtbarer Schlag erschütterte die Luft, und ein höllischer Chor von Flammen und Stimmen, immer wieder durchstoßen von neuem Blitz und Krach, zerschmetterte den Raum.

Karl Kasiske, der gelähmt auf der Straßenböschung stand, das Gewehr, wie er später merkte, rittlings zwischen den Beinen, sah die halbe Kompanie in Fetzen zerstieben; Arme, die verkrallt für sich flogen, Stiefel und schwarze Trümmer, er sah Leute mit vorgesenktem Kopfe knien wie zur Hinrichtung durch das Schwert, dann wurde es totenstill.

Alle Soldaten, wie sie gerade lagen, standen oder knieten, drehten, nun völlig zur Masse verschmolzen, ihre Köpfe, eine Herde vernichteter Geschöpfe, dem Orte zu, von dem der Schrekken gekommen war: Von den Güterwagen, den Fahrern und den Pferden war nichts mehr zu sehen. Das Stationsgebäude schwankte, die Wände waren verschwunden, es stand nur noch das zitternde Gebälk, durch dessen Rippen der Rauch in das Land flog. Unzerstört hing nur das Dach auf den Beinen der Balken, und dorthin krochen jetzt die Blicke der Überlebenden.

Ausgerichtet in einer Reihe, genau dem Rande des Daches entlang, lagen die aufgerissenen Leiber von sechs Soldaten,

und ihre Stiefel pendelten regelmäßig zuckend hin und her, unterhalb der Dachrinne. Beim Anblick dieser fürchterlichen Auslage indessen, die der Tod wie einen Scherz entrollte, versagte den Soldaten jeder Gedanke. Von einer Macht ergriffen, dunkler und mächtiger als selbst der drohende Wahnsinn, hoben die Männer ihre gespannten Fäuste vor die Brust, und die ganze Kompanie brach wie ein Körper in hohes Lachen aus. Und das war die unbegriffene Rettung. Die Männer lachten noch, als sie aufstanden und ihre Gewehre ergriffen. Sie lachten, als sie zu neuen Ordnungen zusammentraten, dieses Lachen verwehte jäh ihre Bedrückung, und es wurde ihnen hell und leicht, als sie sich nun niederbückten und ihre Toten und Verwundeten auflasen. Freilich kamen nun bei einzelnen die Tränen nach, aber diese Tränen taten wohl, sie wuschen die Erschütterung fort.

Nur der Maler oben auf der Straßenböschung war verwirrt, weil er dachte. Er beschuldigte sich, daß er mitgelacht habe, dieses frevelhafte Lachen der getriebenen Kreatur, das ihm vorkam wie das Gelächter von Teufeln. Er war der Einzige, der mit dem Ereignis nicht fertig wurde. So setzte er sich verzweifelt nieder, und während die Kameraden unten ohne Befehl ihre Arbeit taten, preßte er mit den Händen sein Herz und faßte nicht, daß es noch schlug.

Da trat der Hauptmann zu ihm und berührte seine Schulter. Er blickte ihn an. Als der Offizier das tränenüberströmte Gesicht des Infanteristen sah, gab er ihm die Hand und zog ihn empor. Dann sagte er zu ihm:

«Sie können gleich abmarschieren zu Ihren Freunden, Kasiske. Legen Sie Ihr Gepäck auf den Sanitätswagen und sehen Sie zu, daß Sie vor Einbruch der Dunkelheit wieder bei der Kompanie sind. Gott befohlen.»

Da erst fand sich der Bestürzte wieder. Er stand vor seinem Hauptmann still, der ihn grüßte, trug sein Gepäck zum Sanitätswagen und machte sich dann auf den Weg zum Dorfe R.

hinter der Nordostfront von Verdun, wo ihn nach Verabredung sechs seiner Freunde erwarteten, zu einem letzten Wiedersehen vor dem großen Sturm.

Leutnant Buchholz, dessen Regiment in jenem Dorfe lag, hatte am Vormittag desselben Tages einige Stabsoffiziere nach dem dreieinhalbhundert Meter hohen Gipfel der Côte de Romagne zu führen. Die Herren wollten noch einmal von dem dortigen Beobachtungsstand einer Feldartilleriebrigade aus das Angriffsgelände besichtigen, das sich gen Süden in vollendeter Klarheit vor den Blick warf. Der Aufstieg war schwierig, denn überall an den steilen Hängen, in den Schluchten und Mulden biwakierten unendliche Kolonnen mit ihren Protzen und Pferden, untermischt mit Infanterie, die in den überfüllten Dörfern keine Unterkunft mehr fand.

Oben angekommen, spielten die Feldstecher. Leutnant Buchholz prägte sich das Gelände ein. Er hatte seine sechs Freunde auf diesen Nachmittag eingeladen. Er sah sie schon aufmarschieren, einen nach dem andern, unter ihnen auch seinen jüngeren Bruder. Er wollte sie in der Scheune versammeln, in der sein Zug lag, und ihnen berichten, was er gesehen hatte.

Weit zur Rechten, nur an gewissen Dunkelheiten feststellbar, lag das Bett der Maas, die unsichtbar von Süden her, wo sie Verdun umarmte, gen Norden floß. An ihrem Ostufer entlang, weit zur Linken hinübergedehnt, sollten die Sturmkorps vorbrechen. Dort lagen, Wall an Wall, mit hundertzwanzig Meter tiefen Schluchten, die Bergrücken, die Wälder und Hügel, denen der Sturm galt. Sie lagen dunkel und schweigsam, mit Gehölzen bedeckt, im frostigen Februarlicht, Seite an Seite mit dem Flusse, von dem sie ihren Namen hatten. Links von ihnen breitete sich flimmernd die feuchte Wasserniederung.

Dort in der Mitte also lag das Geheimnis. Drei feindliche

Stellungen, die im Halbkreis gegen die deutsche Front vorbrachen, mußten erst gesprengt werden, ehe der Angriff gegen die vierte, die Hauptstellung, zur Kaskade emporsprang und Fort Douaumont, dreihundertachtundachtzig Meter hoch auf der Spitze der beherrschenden Kammlinie, überschüttete. Fiel dieses Fort, dann hatte die feldgraue Front ein mächtiges Auge, das überall hinsah zu den tiefergelegenen Forts, zu den zahlreichen Zwischenwerken und Festungen, den Batterien und Schluchten vor Verdun.

Eben sägte die Mittagssonne an den Kanten der Feste. Breit aufgesetzt thronte sie über dem Gewirr der sich kreuzenden Kämme, über dem tückischen Netz der Feldbefestigungen, über den schwarzen Todesschluchten. Sie erdrückte mit ihrer Wucht Himmel und Erde: den Himmel, an dem im Süden die braunen Blasen einiger Fesselballone klebten, die Erde, der sie als phantastischer Sarg aufgesetzt war, bereit, alle Stürmer zu empfangen.

Leutnant Buchholz wandte sich um. Sein Freund, der Stabsoffizier, stand hinter ihm. Der Leutnant begann das Gespräch, indem er auf den Douaumont deutete:

«Er soll kein Glück bringen.»

«Der Sarg?» antwortete der Generalstäbler. «Sagt man. Über zwölfhundert Geschütze werden ihm die Flanken lecken. Er wird weich werden und uns einlassen.»

«Und dann?»

«Dann ist der Feind aus seinem Balkon — du siehst ja den Halbkreis — vertrieben. Wir haben mit Douaumont den Schlüssel zur Nordfront, und wir schließen auf.»

«Und dann?»

«Und dann, neugieriger Frontsoldat, dann fällt die Panzerfeste Vaux, vierzig Meter tiefer und zweieinhalb Kilometer links rückwärts hinter Douaumont gelegen, es fallen Thiaumont, Kalte Erde und Fleury, es fallen die Forts Belleville, St. Michel, Souville und Tavannes, und wir stehen in Verdun.»

«Und dann?»

«Langsam. Dann rollen wir die Fronten auf und stoßen auf Paris. Und dann schließen wir Frieden.»

«Zu Befehl. Du sprichst wie ein Fähnrich in Urlaub.»

«Gestatte, mein Lieber. Wenn es überhaupt in diesem Kriege einen kühnen, einen faustischen, einen deutschen Gedanken gab, dann ist es der Sturm auf Verdun.»

«Den wir machen. Gut. Das ist der Gedanke des Kronprinzen und aller tüchtigen jungen Soldaten. Aber was meint der alte Herr dazu?»

«Du spricht vom Chef des Generalstabes des deutschen Feldheeres, General von Falkenhayn?»

«Von ihm selbst — und ich denke zugleich in einer mephistophelischen Ideenverbindung an die Marne. Damals hatten wir auch einen alten Herrn an der Spitze, als das deutsche Heer mit seinem rechten Arm über Belgien nach Frankreich ausholte und beinahe Paris an sein Herz drückte. Da plötzlich wurden wir gebremst. Morgen Verdun — was will der alte Herr?»

«Nicht so laut!»

Der Generalstäbler nahm den Frontoffizier beiseite. Er hatte ihm vorher manches erzählt von den Kämpfen zwischen dem deutschen Kronprinzen, der Befehlshaber der Verdunarmee war, und General Falkenhayn von der obersten Heeresleitung, einem Kampfe zwischen Frontgeist und Stabsgeist, zwischen jung und alt, so wie es Leutnant Buchholz begriff. Die beiden Freunde begaben sich in den Schutz des Scherenfernrohrs, das eben von den Beobachtern verlassen war. Hier waren sie sicher, nicht gehört zu werden. Leutnant Buchholz fuhr fort:

«Du kennst Moltke, den Sieger von 1870/71. Du weißt, was er sagt: Alles ist im Kriege unsicher, sicher nur, was der Feldherr an Willen und Tatkraft in sich selber trägt. Darf ich dich von hier aus angreifen?»

Seine Kompanie war in der Frühe ausgerückt, zu einer jener zahllosen Übungen, die weit hinter der Front stattfanden, um die Kampftruppen nicht verweichlichen zu lassen und sie mit allen neuen Überraschungen des Angriffs und der Verteidigung vertraut zu machen. Heute war es ein vom Feinde besetztes Waldstück gewesen, das von der Kompanie gefechtsmäßig gestürmt wurde. Die Feinde waren durch verkehrt aufgesetzte Mützen, die in heimlichen Betonunterständen versteckten Maschinengewehre durch Heringsbüchsen markiert, die der Gegner heftig mit Holzschlägeln bearbeitete. Man lief in gestaffelten Sturmwellen gegen das Gehölz, man zerschnitt, auf dem Bauche kriechend, mit Scheren den Drahtverhau, man warf die ungefährlichen Übungshandgranaten in die feindliche Linie, man beschlich die tückischen Schützennester, wobei Kasiske sich in der Lösung knifflicher Aufgaben bewährte, und setzte endlich den Feind von beiden Flanken her gefangen, während die Krankenträger den Scheinverwundeten Notverbände anlegten oder lächelnde Tote in den nebelgrauen Hintergrund davontrugen. Um elf Uhr sammelte die Kompanie und trat den Heimmarsch an.

Es war wie alle Tage: die Züge in Gruppenkolonne sangen, der Hauptmann stachelte seinen Braunen, und Karl Kasiske versuchte immer wieder, neben der Kompanie hoch auf der Straßenböschung einherzugehen und seine Augen mit Bildern des Landes und der Menschen zu füllen. Er sah die vielen spitzenlosen Helme der Kolonne im Gleichschritt auf- und absteigen, sah, wie sich der Atem der Marschierenden mit dem Winternebel mischte, sah die eisglitzernden Lachen der Straße sich hinaufschwingen zum Turmhelm der Dorfkirche, und hinter ihr und hoch die mattfarbene Sonne, die endlich, nach vielen kalten Regentagen die Welt wieder erwärmte. Das sanfte Bild der frühen Jahreszeit, im Süden verstellt durch die schluchtenreichen Rücken der Maasberge, über die bald der deutsche Sturm hereinbrechen sollte, wurde auch nicht gestört durch den kriege-

den Straßen sah man Truppen, die von ihren Übungsplätzen heimkehrten. Ihr freudiger Gesang erfüllte rundum den Raum. Auf den nördlichen Hängen der Maashöhen, die dem Feinde abgekehrt waren, sah man ein Gewimmel von Soldaten von Ost nach West in voller Arbeit für den Sturm.

Die übrigen Herren des Stabes näherten sich. Einer von ihnen sprach erregt: «Der Teufel soll mich holen, wenn ich da klar sehe. Ziffer 3 des Angriffsbefehls fordert rücksichtslose Verfolgung, der Feind soll sich nicht setzen...»

«Das ist die Stimme der Front», sprach Buchholz halblaut.

«...nach Ziffer 2 dagegen sollen wir am ersten Tage schwach gegen die erste feindliche Linie vorfühlen und vielleicht auch die zweite aufklären, damit sie, bitte, am nächsten Vormittag erneut unter Artilleriefeuer genommen werden kann.»

«Und das ist die Bremse des alten Herrn», bestätigte der Freund. «Du hast recht, Buchholz. Die Römer gaben einmal eine seltsame Wahlparole aus: ‚Die Sechzigjährigen von der Brücke!' Der römische Staat fuhr gut dabei.»

«Wir werden leben und sehen.»

«Und siegen!»

Die beiden Offiziere gaben sich die Hand. Das Gespräch hatte sie nicht verdüstert. Sie waren jung und hatten die Kraft, auch über den Zweifel hinauszuwachsen. Sie fühlten, wer sich nicht das höchste Ziel stecke, erreiche keines. Und Verdun, das war ein Ziel für Deutsche!

Unteroffizier Eduard Lang marschierte in einer der Kompanien, die gegen Mittag von ihren Übungsplätzen einrückten. Man war mit vollem Gepäck angetreten; jeder Soldat trug am Koppel das Seitengewehr, den Spaten und die Beilpicke nebst drei Handgranaten, Brotbeutel und Feldflasche, dazu den schweren Tornister mit dreifachen Portionen, mit Sandsäcken und einem Teil der hundertfünfzig Patronen, über der

Schulter das Gewehr; einige schleppten noch Drahtscheren und Schutzschilde; zwischen zwei Zügen ging ein Flammenwerfertrupp, der heute unter gewaltiger Rauchentwicklung mitgewirkt hatte, am Schlusse Maschinengewehrleute, deren Feuer die Kompanie übungsweise unterlaufen hatte. Trotz dem Winter waren alle Gesichter gebräunt, das Regiment hatte den frischen serbischen Feldzug hinter sich, und mancher Soldat hätte gern wieder den beißenden mazedonischen Straßenstaub gegen den alles Gebein durchdringenden Lehm von Verdun umgetauscht, obwohl auch die Strapazen dort unten den letzten Nerv von den Stürmenden forderten.

Aus dem schweigsamen Gang der Kompanie fuhr auf einmal eine helle Stimme empor, eine kräftige Männerstimme voll Wohllaut: «O Deutschland hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu!» Die beiden ersten Verse sang der Unteroffizier Eduard Lang allein. Dann aber fanden sich andere Stimmen zu ihm, ein Kopf nach dem anderen fuhr empor, und bald sang die ganze Kompanie mit Einschluß der bärtigen Flammenwerfer und der Maschinengewehrleute. Auch als es nun vom Feldweg auf die Landstraße ging, und als sich die Gruppenkolonnen in Reihen setzten, da die Straße mit Fuhrwerken aller Art, mit Kolonnen und Kraftwagen überfüllt war, brach der Gesang kaum ab, er steigerte sich vielmehr an den brüderlichen Zügen der gleichen oder verwandter Waffen, die da ruhig ihres Weges zu ihrem bestimmten Ziele zogen. Nur wenn die Feldbahn vorüberkeuchte, wandten sich aller Augen nach den beladenen Wagen, die unaufhörlich aus dem erst kürzlich gelegten, mit Drahtnetzen und Ästen getarnten Frontbahnhof rollten. Der Soldat betrachtete dann mit Staunen die unzähligen Stollenbretter, die Pfähle für Hindernisse, die spanischen Reiter und wulstigen Drahtrollen, die Sturmböcke und Sturmleitern, die Wellblechtafeln, Lattenroste, Wasserfässer und Laufgrabenlaternen, die Stapel der Munition, von den Handgranaten und Leuchtpatronen bis zu den mannshohen schwe-

ren Granaten und endlich die mit dem roten Kreuz versehenen Ballen von Verbandstoff. Er grüßte mit Scherzen und Witzen die Zeichen seines Kreuzweges und brach in lauten Beifall aus, wenn die Brüder von der schwarzen Waffe die Leinwandhaut von den riesigen Geschützen hoben, daß deren Rohre nun wie in der Prozession schrecklich blitzend über den Horizont fuhren. Kein feindlicher Flieger war zu sehen, und so verweilte man auch nicht unter den breiten Schilfdächern, die alle fünfzig Schritt zum Schutz gegen Sicht hoch über die Straße gespannt waren.

Kurz vor der Unterkunft meldete sich Eduard Lang beim Kompanieführer ab und marschierte in voller Kriegsrüstung, das letzte Lied noch auf den Lippen, dem Dorfe R. zu, wohin auch er eingeladen war.

Der Wanderer war ein kräftiger, etwas gemächlicher Dreißiger. Seine Füße staken in großen braunen Reitstiefeln, die ihm sein Bruder, Beamter bei der Feldpost, geschenkt hatte, und um die er einen harten Kampf mit der Kompanie bestanden hatte, da diese Stiefel der Vorschrift gänzlich widerstanden. Auch eine grauseidene Halsbinde verriet gepflegte Disziplinwidrigkeit, und beide Kleidungsstücke wären ihm nicht bewilligt worden, wenn er nicht sonst ein unersetzlicher Soldat gewesen wäre. Seine Tugend aber war eine geistige Tapferkeit ohnegleichen. Er kannte nicht nur keine Müdigkeit, sondern verstand es auch, seine Kameraden durch ein Wort, durch ein Lied wieder frisch zu machen. Er war, als Lehrer, der Philosoph und der Gesangmeister seiner Kompanie. Das Quartett, das er gegründet hatte, war berühmt bis zum Regimentsführer hinauf, dem er im zweiten Kriegsjahre sogar während heftiger Beschießung ein Ständchen gebracht hatte. Sein nicht schönes, aber männliches Gesicht verriet einen hartnäckigen, forschenden Geist und einige geheimnisvolle Gaben, von denen allerdings nur seine Frau und sein Freund Robert Buchholz wußten: Er sah den Soldaten an, ob sie fallen würden, und Buch-

holz, der nicht um sein eigenes, wohl aber um das Schicksal seines Bruders bangte, hatte beschlossen, ihn heute auf die Probe zu stellen.

Er marschierte nach Osten; von Westen sah er einen anderen Freund ihm gerade entgegenkommen, bei dessen Anblick ein Lächeln über sein bleiches, durch heimliche Askese abgezehrtes Gesicht lief. Es war ein Unteroffizier, den wir Junne nennen wollen, der in Begleitung eines Maultieres auf ihn zukam. Das Maultier hatte er wohl irgendwo im Nebel beschlagnahmt, das Weinfäßchen indessen, das die Stute auf ihrem Rücken trug, konnte nur mit offener und um keine Ausrede verlegener Soldatenlist in den Besitz des weinfrohen Pfälzers gelangt sein.

Er lächelte, als er seinen alten Freund aus dem Frieden erblickte.

Eduard Lang trug schwere Kriegsrüstung, als wolle er noch in der Nacht seinen Sturm machen. Junne indessen war über und über bedeckt mit Lehm und trug nur über der Schulter am Riemen sein Gewehr und die Gasmaskenbüchse, die eben bei der Umarmung gegen den Spaten Langs polterte. An seinem Rücken glänzten die gelblichen Streifen des Spatens, mit dem irgendein Kamerad ihm den Lehmspeck abgeschabt hatte. Er sprach, indem er den sauberen Ankömmling von sich schob:

«Altes Haus, wäschst denn du dich immer noch so oft? Wo soll denn das hinaus, heiliger Eduard? Wir sind heute nacht dreimal im Unterstand vorn ersoffen, da hätten wir dich in deinen Röhren ausgraben müssen. Und die seidene Halsbinde — ist die von deiner Frau?»

Eduard Lang brauchte Zeit, um sich aus seinen Gedanken emporzuheben. Er war ein halber Heiliger, der sein Brot den hungernden Kameraden gab, der nachts wach lag und mit Gott redete, der über seinen Tod nachdachte, und wie er wohl am saubersten sterben werde, wenn das Eisen ihn treffe, und

der nur einer Versuchung nicht widerstehen konnte, sich zu waschen, sobald er Wasser erblickte.

«Ja», sagte der Unteroffizier Lang endlich in seiner sorgsamen und etwas behäbigen Sprechweise, «ja, die Binde ist tatsächlich von meiner Frau. In Seide setzen sich die Läuse nicht so gern. Ich habe kurz vor dem Abmarsch aus Serbien noch Urlaub bekommen, den ersten seit Kriegsbeginn, und — na ja, es war sehr schön.»

Junne sah Lang von der Seite an; er lächelte. Lang aber hatte vergessen, daß Junne immer lächle, beim Sturm, im Angesicht seiner Vorgesetzten, ja am Grabe seiner Kameraden, und so fuhr er ihn an:

«Was du Hanswurst natürlich wieder denkst...»

Junne hatte, aufrichtig, nichts gedacht. Jetzt aber fiel ihm ein, daß Lang sich immer einen Sohn gewünscht habe. Er sah deshalb seinen Freund noch einmal von der Seite an, bis jener verlegen wurde, und nun wußte Junne schon etwas mehr. Er fragte nur:

«Wann warst du denn in Urlaub?»

Lang zögerte. Dann sagte er stolz:

«Vor anderthalb Monaten. Und jetzt bist du still.»

Von diesem Augenblick an wußte Junne, daß Lang einen Sohn erwarte. Er nahm das Maultier am Zügel, und sie bogen in den Weg ein, der von der Landstraße in das Dorf R. abzweigt.

Als Leutnant Buchholz von den Stabsoffizieren entlassen war, sah er nach seinen Leuten in der Scheune. Sie waren eben vom Exerzieren eingerückt, hatten ihre Rüstung neben das Bett aus Holzwolle gelegt, den Helm mit der Mütze vertauscht und eilten nun mit ihren Kochkesseln zum Essenfassen. Buchholz ordnete noch einmal in dem kleinen Bretterverschlag im Hintergrunde der Scheune das Mahl für die erwar-

teten sechs Gäste: Ölsardinen, Hartwurst und Schnaps vom Marketender. Er war zu erregt, um sich zu rasieren, er beschloß vielmehr, seine roten Stoppeln als Sturmbart stehen zu lassen. Der Angriff konnte nicht mehr lange ausbleiben. Dann verließ er die Scheune und spähte die Straße hinab. Mit besonderer Ungeduld erwartete er unter den Eingeladenen seinen Bruder. Er hatte ihn seit dem ersten Kriegsjahre nicht mehr gesehen; er wußte nur, daß Bernhard in den letzten Wochen einen Pionierkurs in der Heimat mitgemacht hatte.

Robert Buchholz fand den Weg, der von der Landstraße zum Dorf abzweigte, noch leer. An das Gewimmel auf der Hauptstraße war er gewöhnt, doch sah er heute im Sonnenlichte zum ersten Male die lebhafte Arbeit der deutschen Front auf den südlichen Höhen. Auf den nassen, dampfenden, struppigen Rücken schien alles Leben erstorben. Dort lagen die Gräben. Aber die Rücken und Mulden hinter den Stellungen waren mit Völkern menschlicher Ameisen besät, die sich nach unsichtbaren Gesetzen durcheinanderschoben, übereinanderstiegen und in den Hängen verschwanden. Auf den Fäden einer winzigen Förderbahn schleppten Benzollokomotiven Material aus dem Tale herauf. Gleißende Bohlen und Holzrahmen wurden zu Unterständen für die Angriffstruppen, zu Gefechtsunterständen für die Stäbe, zu Operationshöhlen für die Ärzte. Schwere und mittlere Minenwerfer, schußfertig zusammengebaut, lungerten neben den halbfertigen Schächten, in die sie eingebettet werden sollten, Stapel von Zentnerminen harrten ihres Fluges. Artilleristen warfen Geschützstände aus für schwere Mörserbatterien, die nach gelungenem Sturme nachgezogen werden sollten. Und kreuz und quer zogen Fernsprecher von Rollen herab, die sie auf dem Rücken trugen, ihre schwarzen Strippen, durch die das stürmende Feldheer mit seinen Stäben sprechen sollte.

Eben ließen Blinker fern aus einem Erdloch heraus zur Probe ihre Lichtsignale blitzen, da schrak Leutnant Buchholz

auf: Vom Herbebois her brach plötzlich aus dem Wolkendunst ein Geschwader feindlicher Flieger. Das scharfe Auge des Offiziers unterschied deutlich die blauweißroten Kokarden. In schnellem Fluge glitten sie unmittelbar auf die deutschen Linien zu.

Wie Leutnant Buchholz, so erschrak rundum das ganze Gelände. Der deutsche Angriff stand auf dem Spiel. Kurzes Zittern lief über die Rücken und Straßen, Sirenen heulten, Pfeifen zwitscherten, Rufe gellten: «Fliegerdeckung!» — dann erstarrte im Ruck alles Leben. Aufgeprellt standen die Lokomotiven, die Kolonnen hielten wie zum Gebet, kein Spaten klirrte mehr, kein Pferd warf seinen Kopf. Die Pioniere an den Hängen in den Mulden stellten mit Brettern und Spaten lebende Bilder, wie gelähmt lehnten im Dorfe die Soldaten an den Hauswänden, wie Bäume standen die Posten am Rande der Straße, selbst der Koch stülpte seine verrußte Mütze auf das rauchende Rohr der Feldküche, stand still und sah in gerader Richtung irgendwohin in die Ferne. Der Himmelsraum schien plötzlich glühend geworden unter den Schlägen der Propeller, er sank herab und stülpte sich als Äthermaske über die Landschaft.

In diesem Augenblicke sah Leutnant Buchholz, an das Eck seiner Scheune gepreßt, einen Soldaten die Landstraße heraufkommen. Er ging mit starken Schritten vorwärts und schien es eiliger zu haben als die Flieger, die eben über seine Mütze hinwegflogen. Der Mensch sah nicht rechts noch links, sein schneller und leichter Gang spottete sichtlich der Marionetten, die rund um ihn herum eingeschlafen schienen. Es mußte übrigens ein durchaus junger Soldat sein; die Sonne, die ihm im Rücken stand, ließ einen knabenhaften Körper erkennen, den der enge Gürtel, über den schmalen Hüften tief eingezogen, fast zierlich machte. Seine Uniform war funkelneu, neu waren seine braunen doppelsohligen Schuhe, und seine Ledergamaschen blitzten.

Das kann nur mein Bruder Bernhard sein, dachte Buchholz jäh und ohne sich zu rühren. Im nächsten Augenblick wollte er einen gezähmten Fluch entlassen, aber er sagte sich rechtzeitig, daß in dieser Sekunde hinreichend auf den Wanderer geflucht würde und daß es belanglos sei, ob auch er seinen Zorn noch in das stumme Trommelfeuer von Verwünschungen hineinwerfe, die von allen Seiten unsichtbar auf das Haupt des marschierenden Soldaten zielten. Zudem erkannte er jetzt wirklich seinen Bruder.

Er sah das sehr helle Gesicht, das gegen die Sonne als flaumige Lichtscheibe wirkte, und freute sich, daß dem Bruder immer noch kein Bart gewachsen war; er sah die hellen blauen Augen, die kühne Nase seines Geschlechtes, die zwei Finger breit unter der Wurzel frech über Eck sprang, ja, er unterschied das Grübchen in der linken Wange, das nur Bernhard unter seinen vier Brüdern hatte.

Und nun heiterte sich auch die Landschaft wieder auf. Die bösen Fliegen hatten niemand gestochen. Mit gleichmäßiger Schnelligkeit surrten die Propeller über das Dorf, und die Motoren brummten nordwärts zum Fernflug. Das Geschwader hatte nichts Verdächtiges bemerkt, ein Wunder, wie es nur im Kriege vorkommt. Während sich auf den Feldern und Höhen die Lähmung löste, während Bäume wieder zu Soldaten wurden und der Koch den Ruß aus seiner Mütze schüttelte, spießte sich auch Robert Buchholz von seiner Scheunenecke los. Er schüttelte sich und blieb mitten auf der Straße stehen, bereit zu einer kräftigen Anrede.

Bernhard Buchholz indessen hatte keine Lust, sich unter freiem Himmel schwach anreden zu lassen. Während sein älterer Bruder noch mit Schrecken feststellte, daß der Ankömmling nicht nur tadellose Glacéhandschuhe trug, sondern daß ihm auch auf den Achseln als Flügelansatz die Leutnantsklappen gewachsen waren, hieb Bernhard zum Parademarsch seine Schnürschuhe in die harte Straße, verhielt in vorschrifts-

mäßigem Abstand vor seinem Bruder und meldete, die behandschuhte Rechte an der Pioniermütze:

«Leutnant Buchholz und weiter kein Mann zur Stelle!»

Dann nahm er die Mütze vom lockengepanzerten Haupt und wischte sich den Schweiß aus der Stirn. Im Dorfe begann die Musik wieder zu spielen.

Robert Buchholz aber ergriff die beiden Hände des Bruders, zog ihm die Handschuhe aus, steckte sie in die Tasche und sprach:

«Die schenke ich dem Koch.»

Dann rückte er die Mütze in den Nacken und ließ den neugebackenen Leutnant hart an, daß er wie aufgezogen über die Flur geschnurrt sei, während über seinem Kinderhaupte das Verderben schnarrte.

Bernhard hörte blinzelnd zu; dann aber schob er ebenfalls die Mütze in den Nacken, stellte den linken Fuß vor und verteidigte sich:

«Dein Frontauge ist wohl völlig erblindet, sonst hättest du längst den Sinn meines Marsches erkannt. Denn die Flieger werden heute abend bei ihrer glorreichen Heimkunft folgendes melden: An der Nordostfront von Verdun wurde ein Mann gesichtet — und sonst nichts. Wenn alles steht, muß ich allein marschieren.»

Und während der Sprecher seine Mütze wieder zurechtrückte, Kokarde senkrecht über der Nasenwurzel, sang er schallend den Vers des Soldatenliedes:

«Und als er diese Worte ausgesprochen hatte,
Da fiel der erste Schuß. Bum bum!»

Damit begann der zweite und körperliche Teil der Begrüßung. Kein höherer Vorgesetzter war in der Nähe, und so verprügelten sich die beiden Brüder wie in ihren Flegeljahren, leise und eindringlich.

Als sie erschöpft innehielten und sich den Atem ins Gesicht bliesen, ertönte plötzlich eine wohlklingende Baßstimme zwischen ihnen:

«Der Friede sei mit euch.»

«Bei Gott, Paulus von Mazedonien!» schrie Robert Buchholz. «Wieviel Heiden hast du bekehrt? Du siehst hier» — wandte er sich an seinen Bruder — «das Wunder des Feldheeres. Er trägt Leibnizens Theodizee im Tornister und hat sich kürzlich unrettbar in seine Frau verliebt — Eduard Lang.»

Bei diesen Worten traf der Rest der Karawane ein. Sie hatte sich vermehrt. Zu beiden Seiten des Maultiers schritten Junne und Kasiske, jener lächelnd wie immer, dieser wehmütig und verschwiegen. Hinter dem Trupp aber gingen der Gefreite Werner, ein übermäßig langer und dürrer Mensch, von dem nichts zu sagen ist, als daß er peinlich genau sein Tagebuch führte, und Roppel Blank, ein junger Infanterist mit großem Kopf und einer Brille, die meist zerbrochen war. Nach überschwenglichen Begrüßungen gingen alle in den Verschlag des Leutnants Robert Buchholz, und Junne stach sein Burgunderfäßchen an. Der Trinkspruch hieß in militärischer Kürze: »Falls ich zuerst, dann du!« Und das hieß in breiterem Deutsch: «Wenn ich zuerst fallen sollte, dann sollst du leben.»

Die Stunden verrannen in Erzählungen. In den Pausen hörte man die dumpfen Schläge der Artillerie, die sich auf ihre Ziele einschoß. Die Unterhaltung vermied den nahen Angriff. Man sprach von den deutschen Vorstößen gegen die Vimyhöhe, gegen Frise und die Kreiderücken der Champagne, die zur Täuschung des Feindes angesetzt waren und schon bedeutenden Gewinn gebracht hatten, und Eduard Lang wurde nicht müde, vom Zug durch Serbien zu erzählen. Er schilderte die Sturmangriffe als die höchste Lust des Mannes und war ganz in Feuer geraten, als Robert Buchholz hinausgerufen wurde. Er erzählte weiter von der Schlacht auf dem Amselfelde und den Mohammedanern Südmazedoniens — da unterbrach ihn ein helles Kommando: «Stillgestanden!»

Vor die unbeweglichen Freunde trat Robert Buchholz. Er

sah nur seinen Bruder an: «Am 12. Februar steigt der Angriff. Schweigen ist Ehrensache. Rührt euch!»

Es wurde einen Augenblick lang still. Dann hörte man Karl Kasiske sagen: «Endlich!» Das brach den Bann, und man sprach nun ungehemmt von den kommenden Tagen. Robert Buchholz aber nahm den Unteroffizier Lang beiseite und fragte ihn geradezu, was es mit dem Schicksal seiner Freunde auf sich habe. Lang gab eine ausweichende Antwort; er habe sich schon lange nicht mehr mit diesen Dingen beschäftigt; das sei eine grausame Gabe der Natur, und er habe sie abgestellt. Auch als Buchholz ihn bat, ihm wenigstens zu sagen, was er von seinem Bruder denke, antwortete Lang, er möge überhaupt nichts denken, und er sei selber in Not. Er habe schwere Träume gehabt, in denen er sich auf den Tod verwundet gesehen habe, und er ringe nun mit Gott, daß er sein Ende noch hinausschieben möge, bis sein Kind geboren sei. Das sei das wenigste, um das er gebeten. Aber er wolle zufrieden sein, wenn nur das geschehe, und weiter nicht an das Glück denken, das ihm die neu erwachte Liebe zu seiner Frau später etwa bringen könnte. Etwas müsse ja geopfert werden.

Buchholz suchte ihm nun seine Träume auszureden, aber Lang blieb standhaft. Da versuchte ihn der Freund: da er ja an eine Schickung glaube, wolle man das Glück auf eine Probe stellen, vielleicht gebe es ein Zeichen. Sie wollten miteinander eine Partie Schach spielen; wer verliere, könne seinetwegen daran glauben. Eduard Lang lehnte zuerst ab, aber nur schwach; denn er war neugierig geworden, und da er ein guter Schachspieler war und sein Wunsch zu leben stärker als seine Bereitschaft zu sterben, wenigstens in dieser Stunde, saß er bald am Tische vor dem kleinen Steckschach aus Leder. Er wählte Weiß und zog an.

Robert Buchholz hatte sich vorgenommen, den Freund gewinnen zu lassen, ohne daß jener es merke. Er spielte daher anfangs ebenso vorsichtig wie jener und legte es nur auf den

Abtausch von Figuren an. Dann aber hatte er bei einem Durchbruch plötzlich und scheinbar unabsichtlich eine schwere Figur stehen lassen, die Lang zitternd nahm, und nun wurde es ihm im Endspiel nicht mehr schwer, seine Stellung unauffällig so zu verschlechtern, daß Lang gewinnen mußte. Auch der Unteroffizier ging jetzt aus seiner Zurückhaltung heraus. Er griff kühner an und hatte seinen Gegner bald so eingeengt, daß ihm in einigen Zügen das Matt drohte. Plötzlich aber machte er mit seinem König einen Fehlzug und kam in ein Mattnetz.

Buchholz merkte das Unglück sofort. Auch Eduard Lang hatte es gesehen, und er kämpfte einen Augenblick mit sich, ob er Buchholz, der schon eine Figur zum Ziehen ergriffen hatte, gewähren lassen solle. Dann aber fiel er ihm in den Arm, stand auf und sagte schwer:

«Ich habe verloren!»

«Es schneit!» rief in diesem Augenblick der fröhliche Junne. Auf seiner Hand zerging eine Schneeflocke, die er durch das Mauerloch hindurch gefangen hatte. Es wurde dämmerig, und man nahm Abschied. Buchholz küßte seinen Bruder auf die Stirn und auf beide Wangen. Man würde sich schreiben. Er gab allen das Geleit und hörte sie noch lange die Straße hinab singen im Schneegestöber. Eduard Lang hatte angefangen. Über seiner kräftigen Stimme aber lag das helle Band einer anderen Stimme, von der Robert Buchholz sagte:

«Das kann nur mein Bruder sein!»

Zweites Kapitel

Vorspiel der Patrouillen

Am 11. Februar abends meldeten die Artilleriekommandeure dem Kronprinzen, sämtliche Batterien seien auf ihre Ziele eingeschossen; die Stäbe bezogen ihre Gefechtsstände, der Armeebefehl der Heeresgruppe Kronprinz rief zum Angriff.

Die Sturmtruppen waren schon vorher in ihre Ausgangsstellungen eingerückt. Es war ein feierlicher Ausmarsch gewesen; nach der Feldmesse im Schnee, nach der Parade vor dem Kaiser, hatten sie die Dörfer in großen Zügen verlassen, von Musik überströmt und den Rufen der zurückbleibenden Kameraden, eine weiße Binde als Erkennungszeichen am Arm. Nun war die Nacht vor dem Angriff. In Stollen und Gräben standen und lagen dichtgedrängt die Stürmer, die in die Grabenwände gestochenen Ausfallstufen schimmerten im bleichen Lichte des wachsenden Mondes, die verschneiten Sturmleitern glitzerten und Pioniere schnitten Gassen in das Drahtverhau.

Am Abend schon hatte sich der Wind gedreht; graue, dann schwarze Gewölke wehten von Westen; die Soldaten sahen zornig die schleichenden Wetter vom Feind herkommen und wickelten sich in ihre Mäntel, als es langsam zu regnen begann. Um Mitternacht war der Mond verhüllt; Dunst stieg aus den kahlen Wäldern und rauchte über die Stellungen hin; er vernebelte die feindlichen Gräben, stahl der Artillerie

jede Sicht und war der Infanterie ein schlimmes Zeichen. Doch wich die Spannung nicht; sie wuchs, je mehr sich der Uhrzeiger der achten Morgenstunde näherte. Erst als die deutsche Artillerie schwieg, wurden einige zweifelhaft. Die anderen starrten in den Nebel, ob er sich denn nicht hebe, sie starrten in die Wolken und suchten die Sonne, doch nur Regen fiel in ihre Augen. Gegen zehn Uhr vormittags wurde der Angriff abgesagt.

Da erst, als die Spannung wich, sahen die Soldaten an sich hinunter und sahen das Wasser auf dem Grunde der Gräben, ein feindliches Element, das ihre Füße und Herzen schwer machte. Sie trugen das Sturmgepäck in die Unterstände und Stollen, die schon von den zweiten und dritten Sturmwellen überfüllt waren, und nahmen den Kampf mit dem Regen auf, dessen Ende niemand voraussagen konnte.

Es gab nur einen Mann, dem der Regen gelegen kam. Der Maler Kasiske hatte noch in der Unterkunft eine farbige Kreidezeichnung begonnen: «Die Feldmesse.» Er hatte den Augenblick der Wandlung gewählt, in der ein kriegerischer Gott unter dreimaligem Trommelwirbel in die weiße emporgehobene Hostie des Priesters niedersteigt, während die Fahnen sich senken und die Kompanien zum Gebet stehen. Neben dem Altar hatte er die Gestalten seiner sechs Freunde angelegt; sie standen als Sänger um Eduard Lang, der seinen elfenbeinernen Dirigentenstab, ein Geschenk des Kompanieführers, vor dem Herrn der Welt senkte. Mit diesem Bilde war Kasiske nicht fertig geworden. Und nun saß er im Stollen, im Scheine einer Kerze, und zeichnete weiter.

Als der Regen durch die Decke tropfte, spannte er einen kurzen stumpfen Schirm über sich auf. Ja, Karl Kasiske besaß einen Regenschirm, von dem er sich nie trennte, und wenn sein Gepäck noch so schwer war. Er zeichnete weiter, bis das quellende Grundwasser seine Stiefel durchdrang. Dann zog er aus und bat den Kompanieführer, dessen Unterstand höher

lag, um Unterkunft. Sie wurde ihm gewährt, und nun saß er auf dem Tisch und zeichnete weiter bis zum Mittag. Er hörte die Essenträger durch den Graben lärmen, er spürte Hunger und wollte sich zu seinem Stollen zurückbegeben. Doch das war schwer. Im Graben stand das Wasser an manchen Stellen einen halben Meter hoch. Jüngere Soldaten plantschten einfach hindurch, die älteren rutschten an den Wänden entlang, einige schwangen sich sogar aus dem Graben und gingen aufrecht durch den dicken Nebel zum Essenfassen, trotz der vereinzelten Kugeln, die von drüben aus den fest eingestellten französischen Maschinengewehren pfiffen.

Kasiske hatte sich zu seinem Stollen durchgekämpft. Aber wie sah es im Inneren aus! Die Kameraden hatten vier, fünf Joche einer unbenutzten Feldbahn kreuzweise übereinandergelegt, obenauf noch Bretter und Balken, und saßen nun mit angezogenen Beinen wie Schneider über der trüben Lehmflut und löffelten scherzend ihre Suppe...

Es regnete weiter. Unaufhörlich schleppten die Pioniere Hölzer, Roste und Pumpen herbei; die Soldaten arbeiteten im Schweiße ihres Angesichts; wer nicht an der Pumpe stand, schleuderte die Lehmbrühe mit Kochkesseln den Hang hinunter. Ein Wind warf die dünnen Stangen der Fernsprechleitungen um, die Drähte wurden zertreten und zerfahren, und die Meldegänger, unter ihnen Roppel Blank, mußten aus den Gräben steigen und durch den Nebel hin und her rennen.

In der Nacht zum 13. Februar zog Kasiske mit seiner Stollenmannschaft aus und nahm Wohnung weiter oben am Hang in dünnen Notunterständen. Als sie am Morgen ihre Sachen hinauftragen wollten — sie hatten nur die Waffen mitgenommen — fanden sie den Stollen nicht mehr. Sie sahen nur einen Regenschirm auf der Flut schwimmen; sie gaben ihn dem Maler; der wrang ihn aus, nahm ihn mit auf den Hang und zeichnete unter seinem Dache ein neues Bild: Im Regen aufwachende Soldaten, denen der warme Dampf aus den Kör-

pern raucht. Wieder wurde der Angriff verschoben. Und so Tag für Tag.

Am 15. Februar erhob sich ein Orkan. Bäume brachen krachend in den Wäldern, gepeitschtes Wasser flatterte über die Ränder der Gräben, der Sturm sprang gegen die Soldaten, hob ihre schweren nassen Mäntel hoch und schwirrte in den blinden Bajonetten. Langsam wurde Mann für Mann zu Lehm. Und wer rückwärts schaute, die Hänge hinab, der sah Kranke zu Tal eilen und sah durch die schwarze Luft die zerfledderten Schilfmasken von der Straße aufschwirren und die zerfetzten Tarnungen von den Geschützen.

Am 16. Februar ertränkten Wolkenbrüche eine Unzahl von Geschützstellungen und machten Munition unbrauchbar. Frierend standen Pferde vor festgefahrenen Kolonnen, Generale, die sich zur Truppe wagten, blieben im Schlamme stecken und mußten von Hilfsmannschaften befreit werden. Am 17. Februar wirbelten Schneemassen in die Regenstürze, und die Truppen erstarrten im Eiswasser.

So verwirrte der Himmel selber die deutschen Pläne, und ein weniger willensstarkes Volk hätte, von soviel Zeichen erschüttert, sich zurückgezogen, um sich von neuem zu fassen, zumal nun auch, nach sicheren Kundgebungen des Feindes, die Hölle mit ihm ins Spiel trat. Elsässische und polnische Überläufer luden die Verantwortung für den Tod von Tausenden auf sich, indem sie sich nachts in die französischen Linien schlichen und ihr elendes Leben mit der Preisgabe wichtiger Geheimnisse erkauften. Der französische Generalstab erfuhr von den Truppenansammlungen nördlich Verdun, vom Ausladen schwerer Geschütze, von Batteriebauten hinter der Front. Infanterie und Artillerie wurden daraufhin verstärkt, der aufgeregte Feind warf schwere Geschosse aus unbekannten Stellungen in die deutsche Linie, und das Heer blutete, ehe es noch einen Schuß abgegeben hatte.

Das Oberkommando der Armee aber wurde Herr der

Schwierigkeiten. Mit vollendeter Meisterschaft täuschte es den Feind. Während am 12. Februar deutsche Truppen bei Ste. Marie-à-Py ein Franzosennest aushoben und am folgenden Tage in wuchtigem Stoße die Höhenstellung an der Straße Tahure—Somme-Py nahmen, meldeten französische Spione, der deutsche Kronprinz besichtige Kampftruppen im Elsaß, wo denn auch Belfort unter schwerem deutschen Feuer und die französische Linie unter deutschem Infanterieangriff lag. Der feindliche Generalstab wurde schwankend, und wenn es auch feststeht, daß der Sturm, wenn er am 12. Februar aus den Gräben gebrochen wäre, den dann völlig überraschten Feind bis hinter Verdun gejagt hätte, so blieb dem Gegner unsere ernste Absicht doch im ganzen verhüllt.

Noch einmal rangen die Truppenführer um die Erlaubnis zu ungefesseltem Sturm — vergebens: der Befehl blieb stehen.

Am Abend des 19. Februar erhob sich ein kräftiger Ostwind und fegte die Wolken fort. Klar stand der Vollmond über den naßkalten Schluchten. Die Sonne löste ihn am Morgen ab; sie schien ohne Wolke den ganzen Tag. Die Soldaten trockneten ihre Kleider und rollten in der folgenden Nacht das Sturmgepäck.

Mit dem strahlenden Lichte des 21. Februar schossen Flieger von den deutschen Horizonten herauf und sicherten die Luft. Zwölf Minuten nach acht Uhr gab Kronprinz Wilhelm den Befehl zur Feuereröffnung. Er lief wie ein Blitz durch die schwarzen Drähte zu den Batterien.

Ein einziger Schlag erschütterte das Himmelsgewölbe über den Wäldern von Consenvoye bis zu den Wäldern von Etain und jenseits der Maas. Dann rauschten die schweren und die leichten Geschosse durch die Lüfte gegen die französischen Gräben und Batteriestellungen, auf Bahnhöfe und Festungen. Unaufhörlich flügelten sie aus den Tiefen zum Zenit oder fegten flach über das Gelände und zermalmten drüben den Wald, zerbrachen die Höhlen und zerschmetterten die Hindernisse. Und

wie das Brüllen und Krachen im Rücken der Soldaten, aus dem Unterirdischen hervorbrechend, immer mächtiger wurde und wie die hoch hinziehenden Peitschenschläge der Granaten die Feindfront trafen und trafen, wie das Gewürm des Stacheldrahtes zerfetzt hochsprang und Rauch und Feuer um den Gegner zuckte, da kam der Sturmrausch über die Soldaten. Sie standen aufrecht in ihren Gräben und glühten.

Eine Stunde nach Mittag flarrten die schweren Minen feindwärts. Krachend zerstoben drüben die Unterstände. Soldaten in blauen Schwenkern hüpften aus den Gräben und flohen rückwärts in die Wälder. Eine Stimme schrie: «So liebe ich meine Feinde», und die deutschen Soldaten klatschten und riefen den Flüchtlingen nach. Die Flieger in den Lüften jubilierten ihre Meldungen: Schwere Brände auf Bahnhof Verdun, schwere Einschläge in die feindlichen Forts. Soldaten sahen, wie zwei Minenlager mit ohrenbetäubendem Hall in die Luft flogen, brennende Unterstände auf der ganzen Front; sie hörten, wie die französische Artillerie planlos streute, und als sich nun der Himmel wieder verdüsterte und die Wolken tiefer und tiefer zogen, dachten sie nichts anderes als Sturm. Sturm oben und unten. Sie sahen sich in einer flammenden Rauchkapsel von allen Seiten eingehüllt, und sie mußten die Rückwand durchstoßen.

Um vier Uhr setzt rasender Trommelwirbel der Artillerie ein. Zugleich öffnen sich die Wolken und schütten Schnee in das Feuer, schwarzen, höllischen Schnee, und es wird so dunkel, als wolle die Welt untergehen. Die letzten Sturmwellen schieben ein, bestürzt über das düstere Schauspiel vor ihren Augen. Sie kommen einzeln, schwer und wie Riesen in dem rauchfarbenen Licht. Einige in den Gräben lachen und spotten, andere beten stumm, andere essen oder rauchen noch: da heben die Führer die Hand, und die Front verstummt. Der Sekundenzeiger sickert rund um die letzte Minute. Fünf Uhr, die Hand des Führers fällt wie ein Richtschwert, der Sturm bricht los.

Lautlos sausen die Leute an den Sturmleitern die Sturmtreppen hinauf, lautlos preschen sie durch die Gassen des Drahtverhaus, einer hinter dem anderen, sie pfeilen rechts und links auseinander in dünne, zitternde Linien, der Führer, nun ein unkenntlicher Soldat, schnellt in die Front, und bald ist jeder ein Jäger, der fiebernd in das Unbekannte vorstößt. Der Mensch ist auf einem anderen Stern, er weiß nichts mehr von sich, er weiß nur vom Feind, den er erlegen muß. Sein Blut schlägt wild im Wettlauf mit dem Tode: ein Schädel drüben, ein Gewehrlauf darf nicht sein; schon krachen hie und da die ersten Handgranaten, tacken Maschinengewehre. Und nun fällt der Rausch ab, der Mensch wird zum Soldaten, die Kriegsarbeit beginnt.

Die rechte Flanke lief gegen den Wald von Haumont. Ungefährdet kamen die Leute über die fünfzehnhundert Meter lange Bahn, und als sich das Artilleriefeuer von der ersten feindlichen Linie hob, sprangen sie schon über die Mörsertrichter hinweg und brachen in das Dickicht ein, gegen die Hauptstellung. Sie stürzten über Baumsplitter, glitten über nassem Buschwerk aus, mit den Gewehrkolben zerschlugen sie ein zwei Meter hohes Drahtgitter, das plötzlich vor ihren Augen aufstand; einige rannten rückwärts dagegen und sprengten es mit kräftigen Schultern, bis prasselndes Feuer aus dem Kernstück der Stellung, dem Sternwerk, in ihre Reihen schlug. Da stockte der Sturm einen Augenblick: das Hindernis war unversehrt, die Trichter der Einschläge lagen rechts und links vom Werke. Doch tönte schon «Hurra Kronprinz!» durch das Schneegestöber zur Rechten, die Schatten der Kameraden flogen durch den Wald, vorwärts, vorwärts. Das sieht ein riesiger Ulan; er springt auf, stürzt über den fetzenden Draht auf einen feindlichen Unterstand zu, reißt mit dem linken Arm die herausragenden Gewehre hoch — vier Schüsse zucken eben noch an seinem Haupte vorbei — und wirft mit der Rechten eine Handgranate in den Graben. Während er die nächste abzieht, stürzt

sich ein Rudel Franzosen auf ihn. Mit einem Sprung ist er in ihrer Mitte und beschäftigt die Gruppe, indes seine Kameraden in die nun schutzlose Stellung eilen und den Ulanen heraushauen. Nun hat auch die Mitte ihr Mittel: Als Schüsse und Handgranaten versagen, fliegt ein Kleif, ein kleiner Flammenwerfer, herbei. Der Unteroffizier fällt, ein Pionier wirft sich neben ihn, mit gestoßenen Worten erklärt ihm ein Soldat die Handhabung; er wirft Koppel und Sturmgepäck ab, und im Nu zischt flammendes Öl und sengender Rauch in die Scharten. Über drei unversehrte Drahthindernisse hinweg braust der böse Feuerstrahl, den der Franzose nicht kennt. Ein weißes Tuch steigt aus dem Rauch, ein Offizier und sechsunddreißig Mann ergeben sich.

So wurden durch den Wald hin noch viele Blockhäuser ausgeräuchert, mitten in der Nacht. Oft schwankten die Kompanien vor den zahllosen, noch unzerstörten Nestern zurück, doch war gegen Morgen der Südrand des Waldes erreicht. In den offenen Flanken wurden Barrikaden errichtet.

Die Mitte lief gegen den fast noch unversehrten Caureswald. Sie hielt sich an den Befehl, nur schwach vorzufühlen, und ging bei stärkerem Widerstand zurück. Nur ein Offizier schlug sich auf eigene Faust südwärts durch mit seinen Leuten; er drang in der Senke vor zwischen Haumont- und Caureswald, durchstieß unter Mitnahme von Gefangenen die Hauptstellung, genau an dem Orte, der durch einen Volltreffer zerstört war, lief weiter nach Süden, den Feind im Rücken, mit einer Handvoll Leute nur; da ihm dort aber von allen Seiten französische Kommandos entgegenschwirrten, ging er noch einmal unerkannt zu seiner Einbruchstelle zurück, rollte den von verwirrten Franzosen besetzten Graben auf und nistete sich dann hinter dem stärksten Teile der Hauptstellung ein. Drei Melder sollten Verstärkung holen: der Gegner sei außer Fassung, man könne ihn mit Glück überrumpeln. Statt der Verstärkungen erschien der Kompanieführer persönlich und forderte den Kühnen auf, zurückzugehen, die Artillerie werde in

der Frühe den Caureswald noch einmal unter Feuer nehmen. Der Befehl stand, der Leutnant mußte gehen: zwei Tage lang kämpften später die deutschen Truppen um diesen Wald.

Die linke Flanke stürmte gegen den Wald von Ville und den Herbebois. Hier hatte der Unteroffizier Lang seinen Tag. Die schwerbepackte Kompanie mußte einen achtzig Meter breiten Wiesengrund durchlaufen, und hatte Lang auch beim Verlassen des Grabens ein Lied angestimmt, so ging ihm im Laufschritt bald der Atem aus. So sang er einzelne Worte, wenn die Gruppen sich hinwarfen, und sang einen einzigen, langgehaltenen Ton, wenn er in seinen schweren Reitstiefeln dahinstürmte. Die blassen Todesgedanken hatten ihn verlassen, ja, er war jetzt so voller Übermut, daß er manchmal hoch aufsprang. Der Leutnant mit seinem Melder zerflog im Rauch einer schweren Granate; da setzte sich Lang an die Spitze des Zuges, und nun ging es singend in den schneeigen Wald hinein. Die Leute sahen, wie ihr neuer Führer mit mächtigen Schritten durch das vierzig Meter tiefe Drahthindernis ging, er stockte auch nicht vor dem ungeheuren Schützenwall aus Faschinen und Kalksteinbrocken, der noch einmal so hoch war wie er selbst und fünfzig Schritt in die Tiefe ging, so daß man sich im Schutte nur taumelnd halten konnte. An die Mauer gedrückt, zog er eine Handgranate nach der anderen ab und warf sie in breitem Schwunge singend über den Wall, nun hoben ihn die Leute hinauf, nun stand er oben, ein einsamer Dirigent, und sang und warf, und die Leute, die ihm nachgeklettert waren, blickten erstaunt in einen verlassenen Graben. Sie lachten und sagten, der Feind sei vor dem Gesange des Lehrers entflohen. So hielten sie oben Rast und Umschau.

Überall liefen die dünnen Linien der Patrouillen gegen das finstere Gestrüpp. Der Wald toste von Geschrei, und überall floh der Feind vor den Barbaren. Von ferne hörte Lang mit seinem Ohr die Stimme des Gefreiten Werner, ohne ihn zu sehen. Dessen schwacher Zug läuft einen Hang hinauf durch

dorniges Gestrüpp, und plötzlich schwärmen Garben von Kugeln aus der linken Flanke. Übermächtiger Feind liegt dort. Da fängt Werner an, übermäßig zu brüllen; seine Gabe als Bauchredner kommt ihm zustatten; er ahmt hundert Stimmen nach, kommandiert, flucht, schreit, ruft Kompanien, die gar nicht da sind, und plötzlich hebt sich der Franzose aus dem Graben und gibt Fersengeld. Der Zug stürmt weiter; er muß sich hinwerfen vor einem neuen feindlichen Graben, aus dem Franzosen nervös knattern. Wieder hat Werner die Kommandos. Die kleine Schar schießt verzweifelt wie ein Maschinengewehr, Werner ahmt täuschend, während er einen Schuß nach dem anderen durchreißt, das Singen der Kugeln, das Schnarren der Querschläger nach; die Gewehre drüben verstummen, an einer Stange zeigt sich das weiße Tuch.

So floh fast überall der Feind. Kaum gefährdet gingen die Flammenwerfertrupps durch den abendlichen Wald und ließen weithin ihre Feuerschlangen rollen, daß ihr Schein fern bei den Stäben und Batterien gesehen wurde.

In der Nacht gruben sich die Truppen in den gewonnenen Stellungen ein. Der Boden war steinig in den Wäldern, lehmig in den Gründen. So kamen die Leute nicht tief, und die meisten lagen völlig ermüdet auf ebener Erde. Schnee fiel langsam auf die Schläfer; sie hörten keine Kugel mehr singen, auch die Schläge der Granaten störten ihren tiefen Schlaf nicht. Als das Feuer anschwoll, als Verwundete schrien und Sanitäter mit den Bahren kamen, wachten einzelne auf; schlaftrunken tasteten sie um sich, griffen in Schnee und schliefen murmelnd wieder ein. Morgen begann ja überall der große Sturm, was konnte da heute noch geschehen? In der ersten Düsternis des 22. Februar schwoll das Feuer zum Orkan. Der Feind hatte sich gesammelt, und nun stellte er sich. Äste krachten und peitschten die Schläfer, die sich frierend tiefer in den harten Boden wühlten. Dort horchten sie dem Eulenfluge der Granaten, dem Klirren und Zwitschern der Schrapnells und

sehnten sich danach, aufzustehen und vorzubrechen nach Süden.

Welle um Welle schob unterdessen in die Linien ein. Heute wollte man den Leuten freien Hals lassen und überall mit starken Kräften angreifen. Den Nahkampfregimentern der Artillerie wurden einige leichte Batterien entnommen, die den Infanterieangriff begleiten sollten. Minenwerfer wurden in die Wälder nahe an den Feind geschleppt und eingebaut. Aber auch der Franzose hatte sich verstärkt. Seine Batterien feuerten unaufhörlich, und hinter den Verhauen stand seine Infanterie auf dem Sprunge zum Gegenangriff.

Drittes Kapitel

Der Kampf in den Wäldern

In dieser Nacht marschierte der Pionierleutnant Bernhard Buchholz mit seinen Leuten zur Front. Der Mond war unsichtbar, es schneite in der Finsternis. Fern zuckten riesige Feuerflügel wie Wetterleuchten über die Front, aus dem Haumontwald stiegen Feuerbüsche brechender Granaten, Gewehrgeknatter gürtete den Raum.

Hier halfen keine Karte und kein Kompaß; man mußte sich durchfragen, da die gestellten Führer auf den zerweichten und verstopften Straßen, vor den in Schneestürzen umgesunkenen Wegweisern selber unsicher wurden. Die Leute hielten sich eng zusammen; vor den toten Pferden, deren scharfer Geruch auch die Schneeluft verpestete, stockte der Zug nie, doch schlug er unwillkürlich einen Bogen, wenn etwa ein gefallener Soldat am Wege lag.

Bernhard Buchholz ging mit offenem Munde durch die gespenstische Zone, die voller Geheimnisse war. Er horchte auf die schweren Geschütze, die rechts und links vom Wege unvermutet aufkrachten, daß die grauen Gehölze, die grauen Soldaten plötzlich im Lichte standen; er unterschied bald die Wellenschläge, die die Granaten je nach ihrer Größe in der Luft aufwühlten, er sah zum ersten Male die Fallschirme der französischen Leuchtkugeln, die milchweiß aus den Wäldern stiegen, und es war ihm, je näher er der Front kam, als sauge ihn eine

sehr wirkliche Kraft an, die da vorne in breiter Bahn sich über Schluchten und Rücken zog. Das war der erste Anhauch kriegerischer Kameradschaft, ein starker Strom vom Atem der tausend Männer, die da vorne zwischen den Feuern standen. Das beflügelte den Schritt.

Der Wald, den sie jetzt betraten, war ein unsägliches Gewirr von Ästen, Draht, Löchern und Steinen. Die Männer gingen dicht hintereinander, hielten oft und überzeugten sich, daß keiner sich verirrt habe. Man sprach halblaut miteinander und sammelte auf jeder Lichtung.

Leutnant Buchholz ging an der Spitze des Zuges. Er betete, daß keiner seiner Männer falle und daß er sich als Führer bewähre. Bald stampften die feindlichen Granaten um ihn herum, es war jetzt nur noch gestattet, an das Nächste zu denken; er lief die Reihe ab, ermunterte, tröstete und half hie und da die Handgranatenkästen ein Stück tragen. Er lachte über den Schlamm, der gegen seine neue Uniform anleckte, bald würde er den Ehrennamen Frontschwein verdienen.

In der Mitte des Waldes stießen sie auf einen Trupp Minenwerfer. Sie wurden mit gedämpftem Hallo begrüßt: der Werfer stak halb im Schlamm, und die Mannschaft zerrte vergeblich an den Ledergurten und Tauen. Der Führer bat um Hilfe, und die Pioniere ließen sich nicht lumpen; sie packten an und zogen wie die Pferde; mit unsäglicher Mühe gelang es, den Werfer an seinen Ort zu bringen. Beim Abschied bot der Minenmann dem Pionier seine Feldflasche zum Trunk. Bernhard Buchholz setzte sie an den Mund, doch sie gab keinen Tropfen ab; das Wasser war gefroren. So mußte ein trockener Dank genügen.

Nun war man in der ersten Linie und mußte sich nur noch nach seinem Abschnitt durchfragen. So gingen die Pioniere die Front entlang.

Es war bitter kalt und sternenlos. Der Wind stand still in den entlaubten Gehölzen. Die beiden Frontgürtel horchten.

Hie und da zuckten knatternde Gewehre auf, brach dumpfer Krach der Handgranaten durch die Schluchten. Schwere Geschosse rauschten herab und nahmen im Sturz den Wald mit. Selten schrien, und dann verhohlen, die Verwundeten. Schwaches Echo fremder Kommandos täuschte, von der Feindfront her, das Ohr.

Bernhard Buchholz stieg über schlafende Soldaten hinweg; sie hatten sich in ihre Zeltbahnen gerollt und atmeten leise. Riesig standen die Posten in den Gräben. Manche hatten sich an Bäume gedrückt, andere lagen vor den Schützen auf halber Erde. Überall schlichen Patrouillen im Vorgelände, es war die Stunde des Jägers. Stumme Trupps brachten Gefangene. Hier war keine Erregung wie hinter den Fronten, wo unsichtbar Truppen verschoben wurden, hier war nur Erwartung. Manche Waldstücke in der Ferne brannten, von blitzenden Granaten entzündet, doch wußte man nicht, ob Freund oder Feind im Feuer lag. Das Land hatte ungeheure Konturen, die sich rastlos und phantastisch bewegten; sie standen nur still, wenn eine Leuchtkugel hochstieg und den Raum in silbergraues Licht spannte.

Unbekannte Offiziere führten Bernhard Buchholz von Abschnitt zu Abschnitt. Lange nach Mitternacht meldete er sich bei seinem Kommandeur. Er teilte seine Leute ein, die sofort entschliefen, und erwartete stehend den Morgen.

Es war plötzlich grau, und plötzlich donnerten auch beide Fronten unsichtbar hinter dem Schneegerieſel. Irgendwo hatte der Angriff begonnen, und nun flog die Zeit in ungeheurer Spannung. Man war schlagendes Herz unter tausend schlagenden Herzen, eine winzige Maschine in dem straffen Gurte der Front.

Von rechts drang heiseres Hurra durch den Wald, es verstummte, Granaten dröhnten gleich schweren Orgelbässen aus der Tiefe einer Schlucht, dann kamen blaue Gefangene; sie trugen ein dünnbeiniges französisches Maschinengewehr, das im Schnee rosenrot flimmerte.

Die Zeit verdichtete sich. Fast lautlos wurden die Minen von den Werfern abgestoßen, sie flarrten steil in die Höhe und barsten drüben. Und plötzlich wurde es hell. Aus den großen eingebauten Flammenwerfern, den Grofs, zischte ein Bündel dicker Lohe, zerteilte sich in rasende Feuerbäche, entrollte sich in hundert brüllende Flammen und donnerte nun mit rauchigen Drachenflügeln gegen den Feind. Es war, als seien die Türen von hundert Hochöfen geöffnet worden — so loderten und lärmten die Feuerwürfe der Grofs. Graue Sturmtruppen, nun taghell beleuchtet, doch gegen den Feind gedeckt durch den pechschwarzen Wall des Ölrauchs, drückten sich an den entfesselten Maschinen vorbei. Sie warteten den Pfiff nicht ab; sie kletterten aus den Sappen an den Rändern des Feuers, sie klatschten in die Hände und lachten über den furchtbaren Ofen, der sie wärmte; und als ihnen die Pioniere zuschrien, jetzt werde der letzte Tropfen verspritzt, duckten sie sich zum Wettlauf gegen den ausgebrannten Graben.

Bernhard Buchholz stand mitten unter ihnen. Die Glut sengte ihm das Haar an den Händen. Fern schlugen Trommeln im Dickicht, immer das kurze stampfende Sturmsignal, das den Puls beschleunigt, Hörner schmetterten durch die Schneewolken, bald von unsichtbaren Höhen herab, bald dumpf aus verschütteten Kesseln, und ganz fern, abgerissen und wie ein Wunder, klangen helle Takte eines Militärmarsches. Musik gab den Stürmern das Geleit.

Als sie in den versengten Graben sprangen, fanden sie fast nur Tote. Selten nur mußte ein Kleif noch das letzte Wort sprechen, in betonierte Unterstände hinab. Sie ließen die Toten, die nur noch Kruste und weißes Gebiß waren, im Schnee und in den dunklen Unterständen und drangen einzeln in den Wald. Überall quollen Gefangene aus der Erde, seltsame schneeverwehte Gewächse, die die erfrorenen Arme kaum heben konnten. Querschläger, schnarrenden Käfern gleich, schlugen Äste ab, hie und da tackten Maschinengewehre. Sie wurden um-

schlichen und unschädlich gemacht. Bald war die Linie erreicht.

Ein Befehl lief durch, der einzelne Teile zurückrief in Bereitschaftsstellung. Keiner wollte gehen, die Offiziere mußten hart werden.

Auch Bernhard Buchholz stellte sich taub. Er war mit seinen Leuten im Wirrwarr des Waldes in einen anderen Gefechtsabschnitt geraten und hatte Glück: der neue Kommandeur behielt ihn mit seinen Handgranatenwerfern bei sich zum Sturme auf Dorf Haumont.

Unterdessen entfesselten sich die Artillerien. Der Graben, in dem Bernhard Buchholz stand, lag am Südrande des Haumontwaldes. Es hörte auf zu schneien, und nun sah man drüben im grauen Lichte das Dorf. Schwere Mörser zerbrachen die Dächer und Häuser; jedesmal, wenn sich der Rauch verzog, war drüben ein Stück schwarzer Wand zerflogen. Doch da schlugen von drüben die ersten Granaten in die deutschen Gräben. Flüchtige, schnell erstickte Schreie, man zählte die ersten Toten. Die Truppe wurde ungeduldig, sie drängte zum Sturm. Doch der Kommandeur blieb besonnen: erst mußte das Sperrfeuer der französischen Batterien hinter den Höhen niedergekämpft werden, sie hätten sonst den Angriff, noch ehe er sich aus dem Waldrande heraus entwickelt hätte, zerschmettert. So standen die Beobachter unerschüttert im schweren Feuer und unterrichteten die Brigade. Mit volleren Akkorden brausten die Lagen der Zweiundvierziger gegen die struppigen feuerzuckenden Höhen, ein Geschütz nach dem anderen schwieg drüben, und als endlich gegen fünf Uhr, während in Haumont um den längst gestürzten Kirchturm herum noch Hauswände zusammenkrachten, die deutschen Stürmer über freies Feld liefen, singend, brüllend, doch in lockerer Ordnung, traf sie kein einziges Geschoß.

Es war Bernhard Buchholz, als fliege er zwischen Himmel und Erde. Er stürmte zum ersten Male und kannte jenes Hoch-

gefühl des Mannes noch nicht, das stärker ist als jede Lust. Jetzt aber sang er im Sturmlauf. Er hörte kaum noch über sich das raunende Rollen deutscher Granaten «Raum! Raum! Raum!» Seine Brust glühte, seine Augen leuchteten. Schon kamen Überläufer entgegen mit erschreckten Gesichtern; sie wichen den Rasenden aus, warfen sich auf die Erde, baten um Gnade. Bernhard Buchholz sprang über sie hinweg; deutlich sah er den zerschlagenen ersten Graben vor sich, er nahm in wilden Sätzen einen Anlauf, schnellte federnd hinüber und wollte eben in das Dorf einbrechen, da faßte ihn jemand am Arm. Er sah das atemlose Gesicht eines deutschen Infanterieoffiziers; er blickte sich um und sah, daß er mit jenem etwa hundert Meter vor der Stürmerreihe stand. Der Unbekannte holte Atem, er war ebenso jung wie der Pionier. Lachend erzählte er, er sei mit ihm um die Wette gelaufen, jetzt aber müsse man sammeln, die anderen wollten auch Gefangene machen.

So stauten sich die Stürmer; die Offiziere zündeten sich Zigaretten an und drangen vor den Ballen ihrer Leute in die Dorfgassen ein. Gewehrfeuer empfing sie aus Kellern und Luken. Die Haufen stoben auseinander, sprangen einzeln von Trichter zu Trichter. Die Kleifleute kamen keuchend mit ihren Flammenwerfern, Bernhard Buchholz setzte sich an die Spitze eines Trupps von Handgranatenwerfern, und nun schoben sich die lichten Reihen unaufhaltsam an den Mauern vorbei. Meist genügte ein Schuß Feueröl in die Keller, um die Verteidiger in bittender Prozession ans Licht strömen zu lassen – sonst bellten Handgranaten in die Finsternisse hinab.

Nur vom Friedhof her drang noch Gewehrgeknatter. Während Franzosen sich in hellen Haufen ergaben, während rechts und links vom Dorfe Züge ausschwärmten und auf Fliehende feuerten, stürmte Bernhard Buchholz mit seinen Pionieren gegen den Friedhof. Er sah die Gewehrläufe nicht, die aus dem schwarzen Gestein der Mauer zuckten. Er sah nur eine rote Bresche, auf die er geduckt zulief. Erst dort, vor der Mauer,

wollte er halten und seine Handgranate werfen. Ein Schlag gegen das Schienbein warf ihn hin. Er rollte in einen riesigen Trichter und stand auf beiden Füßen. Einer seiner Leute sprang auf ihn herab, riß die Schnur von einer Handgranate, zählte «Einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — und» und warf sie über die Mauer. Bernhard Buchholz warf beim nächsten Male mit, und im Nu war rechts und links ein Chor von Stimmen, die das rauhe Gebet der Pioniere sprachen: «Einundzwanzig — zweiundzwanzig — dreiundzwanzig — und...»

Der Friedhof hallte wider vom Krachen der Würfe, und als nun Infanterie von einer anderen Seite kam und den Franzosen in der Flanke packte, tönte plötzlich eine helle französische Stimme in den Himmel:

«Ne tirez plus, camarades!»

Bernhard Buchholz sprang aus dem Trichter. Er sah gerade über sich, jenseits der Mauer, ein Bajonett, aus dem die Sonne Blitze riß. An der Spitze des Bajonetts wehte ein weißes gesticktes Tüchlein, das um Gnade bat. Auch die Stürmer hatten den hellen Schrei gehört; es bedurfte keines Kommandos, um das Feuer zu stoppen.

Der Pionieroffizier ging aufrecht durch die Bresche. Ein junger französischer Offizier kam ihm entgegen, verbeugte sich und überreichte ihm das zierliche Tüchlein.

Einen Augenblick lang hielt es der Deutsche in der Hand; es hatte einen kunstvollen Spitzensaum und trug ein verschlungenes Monogramm, dessen Buchstaben fleckig von Lehm waren. Bernhard Buchholz verbeugte sich lächelnd, er sah, daß das Tüchlein von einem weiblichen Wesen stammte, und gab es dem Offizier zurück mit den Worten: «Mögen Sie es glücklich Ihrer Braut wiederbringen, Herr Kamerad!»

Der Franzose nahm es; sein blasses Gesicht erhellte sich. Er wandte sich halb zur Seite und sprach singend:

«Es gehört jener alten Frau. Wir wollen es ihr wiedergeben.»

Zwei Schritt von ihm lag neben einem aufgewühlten Grabe die Leiche einer Greisin. Sie konnte noch nicht lange in der Erde ruhen. Ihre Züge waren noch zu erkennen, ihr altmodisches Kleid war unversehrt. Eine schwere Granate hatte sie aus ihrer Grube gehoben und wunderlich sorgsam neben den umgestürzten Grabstein gelegt. Der Franzose bückte sich und schob das Tüchlein unter ihre Hände, wobei er sprach:

«Mögest du, Mutter, in einem freien Frankreich auferstehen!»

Bernhard Buchholz antwortete nicht; er grüßte stumm. Ehe er mit dem Franzosen den Friedhof verließ, um ihn zum Kommandeur zu führen, ließ er eilig von seinen Pionieren ein neues Grab auswerfen und die Greisin hineinbetten. Seine Leute warfen auch die übrigen Gräber zu und hatten, da es eilte, für jeden Toten wenigstens eine Handvoll Erde.

Es dämmerte schon, als sie in das Dorf zurückgingen. Singende, essende, trinkende Leute kamen ihnen entgegen. Aus den erbeuteten Vorräten waren Fleisch, Zwieback und Branntwein an die Kompanien verteilt worden, und da kein Schuß mehr von der feindlichen Artillerie kam, war alles bei guter Laune. Bernhard Buchholz meldete sich beim Kommandeur; sein Gefechtsstand lag in einem Keller. Beim Hinabsteigen hörte er eine Zahl: 1300 Gefangene.

«Ich bringe den letzten», sprach Bernhard Buchholz zum Kommandeur.

Der Major musterte ihn. Er dankte ihm und sagte dann trocken:

«Gehen Sie zum Arzt. Ihr Fuß ist geschwollen.»

Erst jetzt erinnerte sich der Leutnant. Er riß die Gamasche herunter, fand keine offene Wunde und erklärte ebenso trocken:

«Ich bleibe hier, Herr Major; eine alte Frau hat gegen mein Schienbein getreten.»

So blieb er bei den Offizieren. Im Keller lagen tote Franzosen, die beim Zusammenbruch des Hauses verschüttet wor-

den waren. Aber man muß auch mit den Toten leben können. Und das Schicksal selbst gab den Offizieren noch in dieser Nacht ein Beispiel von seltsamem Humor.

Es war Mitternacht. Die Unterhaltung im Totenkeller war stiller geworden, nachdem die Angriffsbefehle für morgen ausgegeben und bis ins einzelne durchgesprochen waren. Man erzählte sich Gespenstergeschichten.

Plötzlich entstand auf der Treppe ein furchtbares Gepolter. Stiefel stampften, Rücken scheuerten sich an der Wand, kurz darauf sah man zwei Sanitäter die Stufen herunterächzen. Sie trugen eine Bahre, und auf ihr lag ein Mann, der kein Lebenszeichen von sich gab. Er war in einen Offiziersmantel gewickelt, trug das Eiserne Kreuz erster Klasse, und sein Gesicht war von einem neuen Stahlhelm, einem der ersten an jenem Teile der Front, völlig bedeckt.

Kaum aber hatten die Männer ihre Last zu Boden gesetzt und sich flüchtig umgeblickt, da erkannten sie, daß sie sich in einen falschen Unterstand verlaufen hatten. Der Vorderste von ihnen entschuldigte sich denn auch sofort beim Kommandeur: er habe die Schrift auf dem Holzschild am Eingang wohl nicht richtig gelesen, und er bitte um Entschuldigung. Griff auch gleich in die Backen der Trage, um den Verwundeten in den Sanitätsunterstand zu tragen. Er mußte aber ungeschickt zugepackt haben, denn im nächsten Augenblick rollte der Verwundete von der Bahre herab und lag nun auf der blanken Erde.

Die Offiziere waren nicht weniger entsetzt als die Träger. Der Mantel des Gefallenen hatte sich beim Heruntergleiten verschoben, und man konnte deutlich sehen, daß er völlig nackt war. Das erforderte ein Verhör. Der Kommandeur trat zu den verdutzten Trägern und fragte sie, wo sie den Mann aufgelesen hätten. Am Dorfeingang, vor einem französischen Proviantlager, antworteten sie. Der Major hieß sie nun den Mantel des

Verwundeten völlig aufknöpfen, die Offiziere traten näher, der Stahlhelm rollte zur Erde, und aus dem Munde des Schlafenden drang zugleich mit ruhigen Schnarchtönen ein seltsam gemischter Geruch von Wein und verschiedenen Schnäpsen. Zugleich sahen alle, daß der Schläfer Lackschuhe und seidene Strümpfe trug, sonst aber nicht die Spur von irgendeiner Bekleidung.

Die Träger merkten nun selbst, daß die Sache nicht geheuer war. Um sicher zu gehen, befahl ihnen indessen der Major, den Nackten umzudrehen und ihn sorgfältig nach Wunden abzusuchen. Es fand sich keine Schramme an dem schneeweißen Leib des jungen Menschen, und so mußte man daran gehen, ihn zu wecken. Denn die Lackschuhe stimmten weder zum Stahlhelm noch zum Eisernen Kreuz, und wenn es auch nicht ausgeschlossen war, daß rauhe Soldaten sich einen Scherz mit irgendeinem ihrer Kameraden erlaubt hatten, so konnte der Schläfer ebensogut ein Spion sein.

Doch half alles Rütteln nichts. Vergebens hielt man ihm eine Kerze unter die Augen, und ebenso vergebens suchte man ihn aufzurichten. In diesem Augenblicke fiel Bernhard Buchholz das Märchen von dem ein, der auszog das Gruseln zu lernen. Er nahm, wie die Prinzessin einen Eimer voll Gründlinge, eine Selterwasserflasche und goß sie dem Schläfer auf den Leib.

Die Kur half augenblicklich. Taumelnd sprang der Betrunkene hoch und fing gleich an, unzusammenhängende Worte auszustoßen. Doch brachte er die Augen nicht auf. Man setzte ihn auf einen Schemel, und die Träger stützten ihn.

Der Kommandeur fragte ihn, wie er heiße; der Betrunkene nannte zwei Namen, einen deutschen und einen französischen. Er kannte sich offenbar in seiner Umgebung nicht aus. Der Verdacht verstärkte sich, daß er ein Spion sei. Auf die Frage, welcher Nation er angehöre, schüttelte er traurig den Kopf; es war nicht ersichtlich, ob er es mit den Deutschen oder mit den

Franzosen halte. Als er auf weitere Fragen die verworrensten Antworten gab, schien es dem Major genug des Possenspiels. Er erklärte dem menschlichen Wirrsal, wenn er nicht auf der Stelle antworte, werde er an die Wand gestellt werden; zugleich bildeten die Offiziere eine Gasse, und der Lichtschein der Kerze fiel auf die Leiber der toten Franzosen. Jetzt schien der Mann einen Grad nüchterner zu werden.

Er schlug mit den Händen klatschend an die Oberschenkel und erklärte in abgerissenen Worten auf französisch, der Krieg sei ein Unglück, er wisse selbst nicht, wie er hierhergekommen sei, er vertrete nur seine Generation, und man möge ihm wenigstens eine Hose geben.

Aber einmal in den Fluß der Rede gekommen, wurde er immer klarer. Er erkannte auf einmal, daß er keine französischen, sondern deutsche Offiziere vor sich habe und erklärte mit Pathos, auch er sei ein deutscher Jüngling. Er habe heute sogar einen Franzosen getötet, der in einem Granattrichter auf ihn heruntergefallen sei.

Der Kommandeur betrachtete lächelnd die weißen Hände des Redners. Er sah einen Tintenflecken am Mittelfinger der rechten Hand und fragte unvermittelt:

«Sie sind Kriegsberichterstatter?»

«Jawohl, Herr, Herr...»

Und nun erzählte er, immer noch betrunken, aber ohne Stockung weiter: Seine Zeitung, ein großes Berliner Blatt, habe ihn um kräftigere Berichte gebeten. Er selbst habe, da es im Westen dauernd nichts Neues gebe, gewaltigen Stoffhunger empfunden (bei diesen Worten überreichte ihm Bernhard Buchholz eine Wolldecke), habe beim Generalkommando um Versetzung eingegeben, und man habe ihm gestattet, sich nach Süden zu wenden, wo ein Angriff bevorstehe. In dieser verfluchten Gegend hier aber habe sein Auto eine Panne erlitten; er habe sich entschlossen, ein Stück zu Fuß zu gehen, die Zivilkleider im Rucksack, immer nach Süden, bis ihn das Auto ein-

hole. Plötzlich aber sei er in marschierende Truppen hineingeraten, die ebenfalls nach Süden zogen; er habe sich ihre Scherze, Redensarten und Heldentaten notiert, und auf einmal sei ein Gefecht entstanden. Er habe der Sache weiter keine Bedeutung beigemessen, da nach der Karte die deutsche Front ja nach Westen laufe und da er Kurs nach Süden hatte. Gegen Abend sei er an ein zerstörtes Dorf gekommen, er habe einen Stapel Flaschen entdeckt und von da an wisse er nicht mehr das geringste.

Kurz darauf brachte die Ordonnanz ein verschnürtes Bündel. Ein unbekannter Soldat habe es abgegeben. Mit einem Freudenschrei stürzte sich der Nackte auf den Ballen. Er enthielt seine Kleider. Er zog sich taumelnd an, warf den Rucksack über die Schulter, in dem er seine Zivilkleider verstaut hatte, und bückte sich nach dem Offiziersmantel.

«Was wollen Sie damit?» herrschte ihn der Major an.

«Ich ... habe ... ihn gefunden», stotterte der Berichterstatter.

Doch ließ er ihn liegen, als der Kommandeur nun zwei Mann befahl, den Herrn zum Regimentskommandeur zu führen und seine Ausweise prüfen zu lassen. Er enteilte ohne Dank und Gruß und nahm noch die Wolldecke mit.

Erst allmählich begriffen die Offiziere den Sachverhalt. Sie tranken schließlich einen Schluck Selterwasser auf das Wohl dieses Sendboten der Heimat und gingen dann ein jeder zu seinen Leuten.

Noch drei Tage dauerte der Kampf in den Wäldern. Wie ein Stausee sich über den zerbrochenen Damm ergießt und in die Weite eilt, hier ungehemmt seine Wasser vorwirft, dort zurückprallt vor einem Hügel, ihn langsam umschleicht, um ihn dann auch vom Rücken her zu ertränken, so schob sich das feldgraue Heer durch die hügeligen Wälder vor Douaumont.

Man sah die einzelnen Kämme der Wogen nicht, sah nur die vordersten Ränder der Flut, die zackig und ungleich in die feurige Buschwildnis vordrang. Denn die hinteren Wellen

waren nicht zu halten; sie liefen unaufhörlich in die vorderste Front, das lebendige Tau zu stärken, das jetzt Deutschlands Grenze bildete. Sobald aber die Finsternis des schneegefüllten Waldes über die Stürmer fiel und die tausend Hindernisse in Gestalt von Bäumen, auf denen unsichtbare Geschütze saßen, in Gestalt von mächtigen Astverhauen mit Maschendraht umspannt, von gepanzerten unterirdischen Häusern jedem einzelnen Soldaten blutigen Eintrittszoll abforderten, da zersprang die Sturmkette klirrend in einzelne Klänge. Kein Kommando mehr war zu hören. Zu zweien und zweien arbeiteten sich die Männer vor, keinen anderen Richtungspunkt im Auge, als die bleigraue Sonne, die zuweilen durch die zerfetzten Baumkronen schien.

Vor manchen Verhauen hatte der Tod seinen Tanzplatz aufgerichtet. Da waren die Bäume sauber niedergelegt, Girlanden von Draht lockten zu geschickten Sprüngen, und unter der Erde hervor knatterten die unsichtbaren Gewehrreihen hastigen Takt. Die Regimenter, die Stämme, die in gerader Reihe angetreten waren, verloren bald ihre Führer, im Reigen schoben sie sich ineinander und wetteiferten im Sprunge um das rote Reis, das immer blüht. In einem nassen Granattrichter lag Karl Kasiske. Seine Kompanie war festgefahren, mitten im Caureswald. Vor ihnen dehnte sich eine Lichtung; der Wald, der sie umränderte, war stark besetzt. So oft sich ein Kopf über dem Trichterrande zeigte, wurde er von einer Kugel durchlöchert. Man mußte warten, bis die Flanken, vom Wald geschützt, vorstießen. Der Offizier, die halblange Pfeife im Munde, lag im Trichter neben Kasiske. Er sprach von Zeit zu Zeit schallend zu seinen Leuten, und sie antworteten ihm in vielstimmigem Echo. Als die dritte Krähe sich heiseren Rufes aus den Baumkronen schwang, zog Kasiske sein Malzeug hervor und begann eine farbige Skizze zu entwerfen. Er lag auf dem Rücken und hatte das Blatt vor sich auf den Knien.

Er malte den Sturm auf Fort Douaumont, an dem er teil-

zunehmen hoffte. Eben hatte er den roten Feuerbusch einer Granate unter dem Stift, da fiel ein Tropfen aus der Baumkrone mitten in sein Feuer. Er blickte nicht auf, wischte den Tropfen in die Zeichnung hinein und arbeitete weiter. Um den braunen Sarg des Forts legte er hellen Tag; der Stift ging eben an den Rändern einer lichtgrauen Wolke entlang, da fiel abermals ein Tropfen aus der Krone des Baumes mitten in seine Wolke. Kein Tropfen von tauendem Schnee; es war ein blaßroter Tropfen, der die schimmernde Wolke überschwemmte und sie frührot färbte.

Der Maler verhielt eine Weile. Die zarte Stimme der Schwermut meldete ihm, das sei ein Zeichen, und er dachte an seinen Tod. Dann besah er langsam den Stift, doch dessen Spitze war grau wie heller Ton, und nun erst blickte er über sich.

Hoch in der Krone des Baumes, gespreizt über die kräftige und schwarze Gabel, lag eine blaue Masse. Kasiske rief den Offizier an, und der antwortete gleichmütig, das sei ein Franzose, von einer Granate dorthin geschleudert, soviel noch an ihm ganz war. Und nun unterschied der Maler, dessen Auge noch von seinem Bilde gefangen war, dort oben einen menschlichen Kopf, der mit geöffnetem Munde wie ein gotischer Wasserspeier aus den blauen Flügeln des Mantels ragte.

Kasiske malte weiter. Er verbarg sein Blatt, rückte zur Seite und dachte an die Zeit, als er noch unter seinem Regenschirme saß, gestern, vor Tagen, in dem überschwemmten Graben. Ja, er drehte sich völlig um, legte sich auf die Arme und wartete auf den Sturm.

Plötzlich ertönt links das Signal. Es schmettert so unvermutet aus heiterem Himmel, daß alle staunen. Längst ist ja der Kampflärm verstummt, niemand hat vorgehende Kameraden bemerkt, und nun pflanzt plötzlich ein Hornist das Signal in die lähmende Stille. Es verstummt wieder. Doch als es von neuem ertönt, da fährt es wie ein Schlag in die Gebeine. Tau-

sendstimmiges Hurra rollt die Linie herunter, die Stürmer springen aus den Trichtern, sie setzen über die Lichtung und stehen vor den dichten Haufen des Feindes, der im panischen Schrecken dieser seltsamen Mittagsstunde keinen Schuß entläßt, sondern entsetzt vor den Barbaren die Hände hochhebt. Das Signal, in einem unbegreiflichen Augenblick gegeben, hatte den Feind tief in den Wald hinein gelähmt. Die Sieger stürmen gegen die graue Sonnenscheibe weiter, die im Südwesten steht. Kein Schuß fällt mehr, und sie erreichen den Südrand des Waldes.

Erst später stellte sich heraus, daß jenes Signal nicht nur die eigene Kompanie, sondern das ganze Regiment, ja sogar die festliegende Nachbardivision zum Sturm gerissen hatte. Und ihm prallten entgegen die Rückzugssignale der französischen Jäger, die ebenso plötzlich aufsprangen und rückwärts gegen Beaumont flohen, von den Deutschen unter vernichtendes Feuer genommen. Der Leutnant, der dem Hornisten den Befehl gegeben hatte, wußte nichts über den Beweggrund auszusagen. Waren es die Toten, die sich unter den still daliegenden Stürmern neu zum Leben erhoben hatten und dem Offizier den glücklichen Befehl eingaben? Man sah ihn kurz darauf unter den Stürmern, wie er den einen und den anderen Freund, den er im Laufe traf, aus seiner Feldflasche trinken ließ. Doch war er vom Tode gezeichnet.

Drei Tage noch fluteten die Sturmwellen durch die hügeligen Wälder vor Douaumont. Was sah Roppel Blank, der als Meldegänger in diesen Tagen zwischen den Granaten hindurchlief, als seien es Büsche von rauchschwarzem Korn? Er kletterte unermüdlich von Hügel zu Hügel, er flog über die Erde, die von Atemzug zu Atemzug ihr Antlitz änderte, er sprang durch Galerien von hochgeworfenen Erdsäulen, er wich brechenden Bäumen aus und warf sich hundertmal in den Schnee.

Er knöpfte manchem Toten die Feldflasche ab und trank im Laufe, und oft wurde er vom Luftdruck der Granaten irgendwohin geschleudert, wohin er nicht wollte. Doch sah er viel, und was er nicht sah, wurde ihm von anderen Läufern, die über die Erde schwirrten, erzählt.

Als er hinter der Schlucht des Ville-Waldes lief, sah er Feldgraue mit gefälltem Bajonett die Schlucht hinabstürmen. Leute der dritten Welle schrien ihm zu, dort unten ständen, nach den Meldungen der Flieger, die auf den Karten eingetragen seien, zwei feindliche Batterien, ob er helfen wolle, sie zu taufen? Kaum aber hatte er die abgerissenen Worte gehört, da drang Gelächter aus der Schlucht. Roppel Blank blickte hinunter und sah statt der Geschütze eine Gruppe von französischen Feldküchen, aus denen die Mittagskost rauchte. «Küchenschlucht, Küchenschlucht», rief er den Stürmern nach und galoppierte weiter.

Er stieß auf hitzige Flammenwerfer, die sich über freies Feld schlängelten, rannte an die Ecke einer stürmenden Kompanie, die einem schlanken Leutnant nachbrauste. Ein Mann, der verwundet zu Boden tropfte, erzählte lächelnd, das sei ein schneidiger Hund; seit sein Vater im August vierzehn gefallen sei, habe er «den Zorn bekommen». Roppel Blank sah, wie der junge Leutnant zwei Gräben nahm und wie seine Welle dann niederbrach, von rasendem Maschinengewehrfeuer auf den Boden gezwungen. Blitzschnell warf sich auch Roppel Blank unter die anbrausende Kugelgarbe. Doch konnte er noch alles deutlich sehen.

Die Kugeln pfiffen aus einer schmutzigen Hecke. Aus der erstarrten Linie sprang ein Leutnant hoch, brach aber sofort tödlich getroffen um. Ein Flammenwerfer kroch vor, kurz darauf spritzte Blut aus seiner Halsschlagader auf den Apparat. Wütend preßte ein deutsches Maschinengewehr fünfhundert Schuß in die Hecke, Verstärkungen schoben ein, und im nächsten Augenblick waren die Stürmer ohne Rücksicht auf Ver-

luste von neuem vorgebrochen. Plötzlich aber krachte in ihrem Rücken der scharfe helle Schuß eines leichten Feldgeschützes. Er stampfte in die Hecke und riß ein Loch hinein.

Es gab in diesem Augenblick keinen einzigen Infanteristen, der sich nicht blitzschnell umgewandt hätte, um zu sehen, von wo die jähe Hilfe kam.

Sie erblickten eine kleine Kanone, grau und unansehnlich, die wie aus den Wolken gefallen mitten im ungedeckten Gelände stand und Schuß auf Schuß in die tückische Hecke setzte. Sie hörten, wie hinter dem Dornenschleier die französischen Maschinengewehre aufbelferten und in heller Todesangst ihre ganze Kraft gegen das Geschütz warfen. Kränze von Kugeln prasselten gegen die grauen Schutzschilde der Kanone. Mehr sahen die Infanteristen nicht. Roppel Blank aber sah, was hinter den Schutzschilden vorging.

Von den Rädern des Geschützes lief eine tiefe Spur durch den Lehm hügelwärts. In die Geleise gezwängt, lagen die verwundeten Kanoniere neben den Granaten, die sie getragen hatten. Aber noch lebten die Offiziere. Drei Leutnants bedienten das Geschütz. Einer sprang wie besessen zu den Stapeln der Granaten, pferchte Geschosse zwischen Mantel und Uniform und unter die Arme und keuchte hin und her — und die beiden anderen schossen wie die Teufel. Sie warfen sich hin, sprangen auf, luden, zogen ab, einem wurde der Helm vom Kopfe geschossen, dem anderen klatschten Lehmbrocken in das Gesicht — und plötzlich fliegt drüben in der Hecke ein Wirrsal von Holz, Eisen und Mensch in die Luft; das eine Maschinengewehr schweigt, die Bedienung des anderen springt aus dem Graben, stürzt fliehend in den Wald, und nun steht auch die deutsche Linie, während ihr die Artillerieoffiziere noch über die Schutzschilde hinweg nachrufen, auf und holt die letzten Gefangenen aus den ausgekehrten Gräben. Roppel Blank war der erste, der dem Stabe hiervon Meldung machte.

Drei Tage lang fluteten die Sturmwellen durch die hügeligen Wälder von Douaumont. Die Nächte waren kalt, Schnee und Wasser gaben ein nasses Bett. Am Tage aber rollten die Trommeln und schmetterten die Hörner, und Leib an Leib drangen die Deutschen durch Dickicht und Draht, ein einiges Volk.

Wo aber der Sturm stockte, da barg man am Abend seine Toten. Man grub ihnen ein Grab unter zischenden Kugeln, und lag einer so weit vorne — gebeugt über das stachelige Hindernis, die Pistole in der Hand, ein Ziel für die feindlichen Schützen —, so weit vorne, daß ihn keine Hand erreichen konnte, dann fanden sich Männer, geschickt im Wurfe, die dem Toten von weither ein kräftiges Seil über die Schultern schleuderten und die Brust und ihn leise und behutsam in die eigene Linie zogen zu seinem Grabe.

Im Walde von Ville sprang ein Leutnant als erster in das feindliche Hindernis; ein Schuß in den Oberschenkel warf ihn über die Drähte, und die französischen Gewehre vergnügten sich an ihm. Aber seine Leute ließen ihn nicht. Einige banden sich Drahtscheren auf den Rücken und krochen, von Geschossen überschüttet, unter das bissige Hindernis. Unter ihnen war Unteroffizier Junne. Kurz vorher hatte ihn ein leichter Kopfschuß niedergeworfen; so trug er um die Schläfen einen schneeweißen Verband, und diese Haube zog die Kugeln an. Böse Hummeln summten um seine Ohren, als er vorwärts kroch. Doch nun sah er einen Toten liegen; dem nahm er den Helm und preßte ihn mit aller Kraft auf die leuchtende Binde. Im Weiterkriechen sah er plötzlich einen Graben, der unter dem Hindernis hindurch in die feindliche Stellung führte. In heller Freude rief er rückwärts zu seinen Kameraden, sie möchten eilig kommen und Sandsäcke mitbringen und Handgranaten.

Er ließ sich in den Graben hinunterfallen, und im Nu waren drei Leute seiner Gruppe neben ihm mit dem gewünschten Gerät. Sie füllten die Sandsäcke, so schnell sie konnten, mit Erde, schlichen dann im Zugangsgraben weiter bis auf Wurfweite

vor die Hauptstellung, schleuderten dorthin ihre Handgranaten und brachen im Rauche vor. Die Nächststehenden ergaben sich, doch kamen noch Schüsse aus der linken Flanke. Da warfen die drei ihre Sandsäcke übereinander zur Barrikade, Junne legte sich auf den Rücken, stemmte die Stiefel in die Wände des Grabens und drückte mit den Schultern, während die Kameraden zwischen seinen Füßen knieten und rastlos Handgranaten warfen, die Sandsackmauer an der Grabensohle entlang. Er keuchte wie ein Roß, doch sein Wall wanderte weiter. Andere Leute seiner Kompanie drängten nach. Wo der Feind wich, sprang Junne auf; jeder packte seine Sandsäcke und stürmte im Graben weiter, und wo sich Widerstand festsetzte, wuchs im Nu die Barrikade wieder auf, und Junne schob sie vorwärts. So nahm er lächelnd die ganze Linie und machte über fünfzig Gefangene; doch schmerzte sein Kopf, als er am Ende den Helm abnahm und Blut und Schweiß aus der Stirn wischte. Er trug den Leutnant, der im Drahtverhau hing, auf seinen Armen unter einen mächtigen Baum, schichtete die Sandsäcke um ihn herum auf, daß den Toten keine Kugel mehr treffe, dann erst trank er herzhaft aus seiner Feldflasche, die mit Rotwein gefüllt war.

Als Leutnant Robert Buchholz mit den Seinen aufbrach, nahm er ein kleines schwarzes Kätzchen mit, das ihm im Quartier zugelaufen war. Er hatte es in der Manteltasche versteckt, und es verhielt sich still, als sein Zug zum Abmarsch antrat. Später aber, als es dunkelte, und als die erste Rast bei den deutschen Batterien eingelegt wurde, nahm er es aus der Tasche, da es unruhig wurde, ließ es trinken und bettete es dann an seine Brust unter die Uniform. Das Tier schien gar nicht erschrocken über die krachenden Granaten, die über die deutschen Kanonen herfielen; es blickte klug unter den Knöpfen der Uniform hervor, und auf einmal hob es den Kopf und seine

Pupillen wurden größer. Es sah einen hochgewachsenen Mann unerschüttert im Feuer stehen, im grauen Mantel, mit hochgeschlagenem roten Kragen. Das war ein Artilleriegeneral. Auch Robert Buchholz sah ihn jetzt.

Als wieder eine Schwere in den Boden splitz und die Kanoniere überschüttete, hob der General im Feuerschein die Hand und sprach ruhig zu den Leuten von der schwarzen Waffe: «Freut euch über jeden Schuß, der euch gilt; denn er trifft die Infanterie vorn nicht.» Dann kam der General zu den lagernden Infanteristen und sagte über die Reihen hin: «Ich will euch ja so gerne helfen; sagt mir nur immer, wo ich hinschießen soll.»

Das Kätzchen, der Leutnant und seine Infanteristen hatten am nächsten Tage den General schon wieder vergessen; nur der Klang seiner ruhigen Stimme war noch undeutbar in ihrer Brust. Sie lagen an einem Waldrand in schwerem Feuer. Auf einmal sahen sie den großgewachsenen Mann wieder; er stand aufrecht im Gelände vor aller Augen und suchte den Horizont mit seinem Feldstecher ab. Neben ihm knieten wie Chorbuben zwei Melder und sahen zu ihm auf. Sobald einer von ihnen davonflog, um eine Meldung nach rückwärts zu bringen, kniete schon wieder ein anderer an seiner Stelle neben dem General. Er lenkte die Heerzüge der schweren Granaten, daß sie, aus dem Unsichtbaren herniederdonnernd, ihr Ziel fänden. Und wieder vergaßen sie ihn in den schweren Tagen der mächtigen Sturmstöße. Es waren andere Soldaten, die ihn nun sahen, wie er in einer Nacht vor seinem Zelt stehend den Mondaufgang abwartete und dann im Geisterlicht die Geschütze vorziehen ließ, unmittelbar hinter der Infanterie, die sich unter den Feuerflügeln der schützenden Batterie mit doppeltem Mute am Morgen in den Sturm stürzte. Und bald darauf sahen ihn einige zum letzten Male, und das wird bald erzählt werden.

Robert Buchholz rückte noch in dieser Nacht in die Sturmstellung. Die Front war heftig bewegt; überall rüttelten deut-

sche Patrouillen an den Hindernissen des Feindes. Im Halbschlaf noch hörten die Leute das Sturmsignal und waren auf einmal, das Bajonett vor der Brust, mitten im Walde. Es wurde trotz des schneidenden Nordostwindes ein heißer Tag.

Robert Buchholz war immer vor seinen Leuten. Sie hatten schon mehrere Blockhäuser gestürmt und Gefangene gemacht und waren nun auf einer Waldblöße angekommen, vor sich den versteckten Feind. Die Leute scheuten sich, in den mit Eiswassern gefüllten Trichtern Deckung zu nehmen; sie standen aufrecht herum, während Leutnant Buchholz sich fast heiser schrie. Kurz darauf brausten denn auch die ersten schweren Lagen der feindlichen Artillerie in die deutschen Reihen, und es gab viele Tote. Buchholz war zornig. Er lag bis an die Brust im Wasser und schlug die Fäuste aufeinander. Plötzlich schrie das Kätzchen über seinem Herzen. Kaum blickte er auf, da sah er sich von Franzosen umringt.

Im ersten Augenblick völlig verdutzt, griff er nicht nach der Waffe, sondern riß seinen Feldstecher vom Halse und schleuderte ihn dem ersten Franzosen ins Gesicht, noch im Liegen. Erst dann sprang er auf. Ihm gegenüber stand ein bärtiger französischer Offizier und griff nach der Pistole. Aber Leutnant Buchholz war schneller. Er drückte seinen Revolver ab, ehe der andere noch denken konnte. Vergeblich. Der Morast hatte die Waffe unbrauchbar gemacht, und blitzschnell warf sie der Deutsche dem Franzosen ins Gesicht. Der taumelte zurück, Buchholz wollte sich auf ihn stürzen, doch fühlte er sich von hinten gepackt, er sieht die Ärmel eines blaugrauen Mantels und gibt sich verloren. In diesem Augenblick aber schrie das Kätzchen. Es war unter den Knöpfen hervorgekrochen und stand nun mit gekrümmtem Rücken auf der Schulter des Leutnants.

Der Franzose aber, der den Offizier vom Rücken her gepackt hatte, verlor die Fassung. Er ließ sein Opfer los, und nun drangen auch schon die Deutschen, die sich von der Überraschung

erholt hatten, auf die Franzosen ein, und in kurzer Zeit war die Blöße gekehrt.

Die Kompanie kämpfte sich weiter durch das Gestrüpp. Immer näher hörten sie die zitternden Abschüsse einer feindlichen Batterie, die gar nicht weit irgendwo vor ihnen stehen mußte. Leutnant Buchholz setzte sich an die Spitze eines Trupps. Mit klopfendem Herzen brachen sie vor; der heiße Rauch der Rohre prickelte in der Luft und gab ihnen Witterung; sie gingen nun langsamer, spähten und sahen auf hundert Meter zwei feuernde feindliche Geschütze. Sie sprangen zur Seite, umgingen die Batterie, sammelten kurz und stießen dann gegen die Kanoniere vor. Die konnten die Rohre nicht mehr geschwind genug herumwerfen. Als sie die Deutschen von der Flanke her anstürmen sahen, verschwanden sie zwischen den Bäumen, und die Eroberer hieben mit Beilpicken Nummern der Kompanie und des Regiments in die Lafetten.

Dann kam die Kompanie herangebraust. Der Kompanieführer sammelte, teilte neu ein, und kurz darauf stürmten die Züge gegen ein Dorf, das unweit auf der Höhe lag. Niemand kannte den Namen des Ortes; doch mußten schon Teile anderer deutscher Truppen Stücke der Ortschaft erobert haben, obwohl der Franzose von einer unbekannten Stelle her noch heftig schoß. Robert Buchholz lief an zerschossenen Häusern vorbei, er lief geradeswegs an liegenden Soldaten entlang mitten in das Feuer, dessen Herd er ergründen mußte. Ein Mann kam ihm entgegen; dessen Hals blutete von einem schweren Schusse. Er meldete dem Leutnant, die Franzosen schössen noch vom Kirchturm herunter, dann brach er zusammen.

Robert Buchholz rannte mit gesenktem Kopfe weiter. Er mußte den Turm nehmen. Mit drei, vier Leuten drang er in die zerschossene Kirche. Plötzliche Kühle ließ ihn langsamer gehen, bis er am Altare vorbei war. Mit einer stürmischen Handbewegung grüßte er das Tabernakel und stand dann fiebernd im Turmhaus. Dort beriet er mit seinen Leuten. Man hörte hoch

oben ein Maschinengewehr tacken. Sie zogen die Stiefel aus und kletterten dann langsam, an der Totenbahre vorbei, die Holztreppe hinauf. Wenn jemand von oben rief, wollte man französisch antworten. Aber kein Ruf kam aus der Höhe: die Maschinengewehrschützen schienen völlig in ihr Werk vertieft, und als Buchholz in halber Höhe der Treppe auf der Brüstung eines Rundfensters einen toten Franzosen mit zerschmetterter Stirn sitzen sah, wußte er, daß die da oben ohne Verbindung mit der Erde waren.

Die Treppe mündete in den Uhrraum. Der Pendel stand still. Und nun sahen sie, am Ende einer zweiten Treppe, die zum Glockengehäuse führte, die Franzosen. Es waren drei. Sie hatten ihr Maschinengewehr in eine Luke gestellt und feuerten. Über ihren Köpfen strich eine Schleiereule.

Drei Gewehrläufe lagen auf dem Uhrgehäuse. Leutnant Buchholz hob die Hand, ließ sie fallen, ein einziger Schlag erschütterte den Raum, dann war es oben still. Nur das Uhrwerk setzte sich in Bewegung; schnarrend drehte sich die Walze und holte zu einem mächtigen Schlage aus. Dann war es auch unten still.

Robert Buchholz ging mit seinen Soldaten hinauf. Die Franzosen waren tot, drei Kopfschüsse. Sie trugen die leichten Bürden hinunter, legten sie an die Mauer des Friedhofs unter einen alten wappengeschmückten Stein und kehrten mit dem Maschinengewehr zur Truppe zurück.

Er mußte sofort wieder in den Wald rücken und eine Stellung besetzen, die stark beschossen wurde. Die Leute waren sehr müde. Das Abendlicht der Sonne, die erst jetzt schüchtern das Gehölz durchdrang, tröstete sie nicht mehr. Denn die Hölle wuchs um sie, je mehr es dunkelte. Sie mußten still liegen und die Stellung halten. Das Gas der krepierenden Granaten zog durch den Wald und erstickte den Atem, Flammen brachen aus der verschatteten Erde, und der Himmel war erfüllt von schwirrenden Sprengstücken. Scharfe Splitter, spitz und mit Wider-

haken gespickt, fuhren aus der Höhe und sägten sich in das Fleisch der Liegenden. Man spürte den heißen Atem des glühenden Eisens schon Sekunden vorher an beiden Wangen. Bald aber unterschied das Ohr einen anderen Ton. Während das scharfe Sirren der Splitter dem wachsenden Lied einer Kreissäge glich, schwebten auf einmal schwere und dunkle Massen durch die Luft. Stücke von Menschenleibern, von Granaten hochgeworfen und zerrissen, glitten durch das Baumgewirr und fielen dann langsam und fast feierlich in die unaufhörlich aus der Erde schießenden Feuerbüsche der Granaten. Furchtbar aber war es, wenn die Toten auf die Lebendigen fielen.

Der Wald rauschte finster wie eine nächtliche Mühle. Die Todesschreie mehrten sich, und Robert Buchholz war schon daran, aufzuspringen und seine Leute durch das böse Feuer feindwärts zu reißen. Jenseits der Flammenmühle mußte ja Stille sein. Er hatte eben vor sich hin gesagt «Flammenmühle — Knochenmühle» — da hörte er von einer benachbarten Höhe herab einen wunderbaren Gesang. Zuerst dachte er, er sei verwundet, tot und schon jenseits. Und in der Tat sank auch sein Kopf auf die erdverwühlte Hand herab. Als ihn aber die Bartstoppeln stachen, und als er nun auch das Kätzchen spürte, das sich auf seiner Brust regte wie ein anderes Herz, da merkte er, daß er noch lebendig sei. Und nun unterschied er auch die Stimme.

Es war der Unteroffizier Lang, der da oben sang. Und sein Lied hieß «Wotans Abschied». Er sang so ruhig, als sei er ganz allein auf der Welt. Und wieder war es ein magischer Augenblick. Denn die Granaten hörten langsam auf zu fallen, kein Baum krachte mehr in der Finsternis. Nun schien sich die Stimme zu nähern. Es war plötzlich so still geworden, daß Buchholz meinte, er höre seinen Freund den Berg herabwandern. Mit sehr großen Schritten, langsam wie ein Chor, ging er durch das Gebüsch, und das Reisig knackte in großen Abständen unter seinen schweren Stiefeln. Und nun war die Stimme ganz nahe.

Sie ging vorbei, und Robert Buchholz sah ins Dunkel und ließ den Freund vorübergehen. Später überzeugte er sich, daß auch seine Leute den Gesang gehört hatten. Sie waren still und getröstet; auch die Verwundeten schrien nicht mehr, und alle vergaßen ihren Hunger.

Ein neuer Tag zog über den Fronten herauf. Die deutschen Batterien preßten sich eng an die Linien der Infanterie. Aber auch drüben verstärkte sich das Konzert der Artillerien. Es krachte von allen Seiten auf die in engem Raum eingezwängten deutschen Truppen, und oft meinten sie unter dem unentwirrbaren Eisenregen, auch die eigene Artillerie schieße in ihre Reihen. Besonders heftig bellten die feindlichen Geschütze aus den unangefochtenen Stellungen jenseits der Maas, und der Plan des deutschen Kronprinzen, dem Falkenhayn den Angriff an jenem Ufer abgeschlagen hatte, wurde blutig gerechtfertigt.

Es fiel das Dorf Samogneux, aber es fiel auch sein Eroberer und mit ihm sein Adjutant, der Bataillonsschreiber, und sechs Melder und Telephonisten durch einen einzigen Schuß. Der Wavrille, das Kernstück der Zwischenstellung, war schon zerbrochen, nun wurde auch die Höhe 344, der Schlüssel von Verdun, in fast verlustlosem Angriff genommen. Die ersten Turkos begegneten im Rauche der Schlachtfelder den ersten deutschen Stahlhelmen; es gab Kompanien, die mit ihrer letzten Handgranate schwer befestigte Stellungen nahmen. Hatte die deutsche Artillerie die Straße von Berry-au-Bac nach Verdun vergessen? Lastautos mit Unterstützungen rasten auf der Chaussee heran, algerische Schützen stürmten die Hänge herauf, und der Feinde wurden immer mehr.

Dort, auf der Côte de Talou fielen achtzehn Deutsche in die Hand des Feindes. Sie lagen in erster Linie, und der Befehl zum Rückzug hatte sie in der Dunkelheit nicht mehr erreicht. Kaum hatten sie ihre Waffen niedergelegt, da ließ sie der Fran-

zose antreten, Rücken gegen den Hang, Gesicht gegen Verdun. Sie standen in einer Reihe, wie zur Musterung, und so wurden sie später von deutschen Patrouillen gefunden, tot, mit durchschossener Brust. Ein einziger kam davon, ein Schwerverwundeter, der sich tot gestellt hatte. Er erzählte seinen Kameraden, was er gesehen hatte. Der Kampf wurde tückisch und bitter. Hinter französischen Gefangenen, die mit erhobenen Händen dastanden, schossen Zuaven die deutschen Unterhändler nieder. Immer enger zog sich der Ring um das von deutschen Einschlägen rauchende Fort Douaumont, dessen Kanten den Stürmern von Zeit zu Zeit sichtbar wurden.

Der Franzose machte wütende Gegenangriffe. Doch die deutsche Infanterie hielt stand, und es war die Artillerie, die auf jagenden Protzen mitten durch den Geschoßhagel hindurch den grauen Brüdern Infanteriemunition vorbrachte.

Zuweilen scherzte der Krieg. Ein Grenadier ging mit zwei Kameraden zum Wasserholen in die Chambrettes-Ferme. Sie trugen Kochgeschirre in den Händen und das Gewehr am Riemen über der Brust und waren guter Dinge, denn die Ferme lag kurz vor der deutschen Linie, und alles Leben schien in ihr erstorben. Plötzlich aber streckten sich Gewehrläufe aus den Kellerluken der Ferme. Die Grenadiere warfen sich hin, und kaum waren die Kochgeschirre ihren Händen entkollert, da brachen auch schon drei Schüsse aus ihren Gewehren. Und kurz darauf wurde ein weißes Tuch aus dem Kellerfenster geschwenkt. Die Grenadiere standen auf, näherten sich mit schußbereitem Gewehr und warteten. Dann kamen die Franzosen heraus. Die Deutschen zählten: ein Major und hinter ihm eine endlose Reihe von Poilus, die von den Grenadieren, einer nach dem anderen, in die horchende deutsche Linie gewiesen wurden. Es waren zweihundert Mann, die sich den drei Grenadieren ergaben.

Am Abend des 24. Februar hatten die Deutschen so viel Gelände gewonnen wie an den drei vorhergehenden Tagen.

Im französischen Stabe herrschte Panik. Man wollte die ganze Stellung räumen, um dem Zusammenbruch zu entgehen. Doch Joffre, der Generalissimus, blieb fest. Er befahl, zwischen Maas und Woëvre standzuhalten. Er warf alle verfügbaren Truppen in die furchtbaren Schluchten, ohne Lebensmittel und Kolonnen, mit spärlicher Munition. Sie sollten mit ihren Leibern den Zugang zum Herzen der französischen Front decken, koste es was es wolle. Eine Schlucht in jener Gegend hieß «Fröhliches Herz», und es wird erzählt, daß Joffre seinen Frohsinn nicht verlor. Er ließ mit aller Kraft die Artillerien spielen; sie warfen Sperrfeuer über Höhen und Abgründe und zertrommelten die deutschen Ablösungen in der finsteren kalten Nacht.

Doch noch einmal, am Morgen des 25. Februar, brachen die Stürmer aus ihren Lauerstellungen. Und als der Abend kam, war die Feste Douaumont in ihrer Hand.

Viertes Kapitel

Die Feste fällt

Als an diesem Morgen die Stürmer den Schnee von ihren Mänteln schüttelten und den Morgentrunk nahmen, einen Schluck Eiswasser, da sahen sie zuerst die jungen Leute nicht an, die in der Nacht frisch aus ihrer Heimat angekommen waren, der erste Ersatz. Sie schämten sich wohl ihrer zerrissenen und verkrusteten Kleider, ihrer wilden Bärte, die ihre lehmigen Gesichter schrecklich machten. Die Jungen indessen schämten sich ihrer neuen hellgrauen Uniformen; sie lagen und standen hilflos abseits, als hätten sie sich verlaufen; sie blinzelten, drängten sich zusammen, und ihre Augen gingen über die Alten hinweg. Bis dann einer von ihnen den welken Blumenstrauß aus seinem Knopfloche nahm und ihn in den Lehm drückte, bis einer nach dem anderen sich stillschweigend jedes Schmuckes entledigte. Das sahen die Alten, sie rührten sich nicht, aber es machte ihnen Freude, daß jene nun ihnen gleich sein wollten. Und nun nestelte einer nach dem andern von den Jungen sein Paket von der Koppel und teilte mit dem Alten, der neben ihm lag, die frischen Gaben der Heimat. Freilich mochte nicht ein jeder von den Bärtigen gleich annehmen, doch dann aß auch der Junge nicht, und das Paket stand eine Weile geöffnet zwischen den beiden Parteien. Doch dauerte dieser Zustand nicht lange. Als sich einige noch zierten und ihre schmutzigen Hände vorschützten, da schoben ihnen die Jungen Wurst und Brot in

den Mund, sie hielten ihnen die Feldflaschen vor, die allerletzten von den Alten wuschen ihre Hände geschwind im Schneewasser, und nun gingen die ersten Worte hin und wider. Man sprach nicht von der Heimat, denn man mußte kämpfen, diesen Tag noch und vielleicht noch viele Tage. Aber die Alten fragten nach der Front und wie weit man hier und da vorwärtsgekommen sei. Sie waren die Tage her wie durch einen finsteren Keller gegangen und waren froh, daß die Jungen nun erzählten, es gehe überall vorwärts. Dann erzählten die Alten, als sie satt waren, zum Entgelt, was sie in diesen Tagen an Listen und Schlichen gelernt hatten, doch nicht allzuviel, denn die Jungen mußten auf eigene Faust ihre Lehre durchmachen.

Dann gellten die Signale die lange Front hinab, bald hüben, bald drüben, die Artillerien sandten ihren Morgensegen, und der letzte große Sturm begann.

Die Erde bebte, und die Jungen bebten mit, solange sie auf der zitternden Erde lagen. Sie stellten sich ungeschickt, wenn sie sich irgendwo nach einem Sprung gegen das ewige Feuer in den steinharten Boden eingraben sollten, und sahen staunend und lange den Gefangenen nach, die teils erschreckt, teils fröhlich plappernd und die Lichtbilder ihrer Familien den Stürmern entgegenschwenkend, unaufhörlich hinter die deutsche Front liefen. Und vor den Turkos und Zuaven blieben einige gar stehen wie in ihren Dörfern, wenn ein Kamel über die Gasse zieht. Bald aber rochen sie den frischen Blutrauch, sie blickten in das zerrissene Gehäuse menschlicher Körper wie in den Abgrund der Welt und horchten voll Grauen auf die immer schwächer werdenden Schreie der Sterbenden. Dann traf es einen der Ihren, und nun waren sie schon alte Leute und hatten in einem Tage die Ewigkeit erlebt.

Sie stürmten mit gegen die Côte de Talou und sahen, wie sich ein Bataillon verblutete, ohne die Höhe zu erreichen. Als sie am anderen Tage erfuhren, der Feind habe den Rücken geräumt, hatten sie den Schrecken vergessen.

Sie machten den blutigen Gang mit gegen den Louvemont, und hier war es, wo sie zum ersten Male stolz wurden auf einen der Ihren. Der lag neben dem Hauptmann, und der Hauptmann leitete kniend den Sturm. Sie sahen, wie der Offizier einen Schuß in den Unterleib erhielt, wie er sich trotz des strömenden Blutes noch einmal aufrichtete und hell einen Befehl über die Kompanie hinrief. Und dann sahen sie, während der Hauptmann durch den Kopf geschossen hintenüberfiel, einen der Ihren gegen das feindliche Drahtverhau kriechen, um es mit der Schere zu durchschneiden. Er kam nicht weit. Auf einer Bodenwelle faßte ihn das französische Maschinengewehr; sie konnten zehn Schüsse zählen, die der Junge lautlos ertrug, und als sie später weiterstürmten, fanden sie ihn noch lebend und bei Bewußtsein.

Sie liefen mit gegen das feuerspeiende Dorf Louvemont, sahen die flammenden Mündungen der Maschinengewehre auf den gezackten Dächern gegen ihre Linien gerichtet, hörten die Kugeln von beiden Seiten her zischen und fühlten die Tücke dieses verfluchten Schachbrettes von heimlichen Festungen unter und über der Erde. Sie trugen das schwere Feuer der Granaten, das Stirn und Flanken der Bataillone aufriß, und der Donner der hundert Kanonen, die der französische Artilleriekommandeur auf der «Kalten Erde» zusammengezogen hatte, schlug an ihre Zähne. Festgenagelt lagen sie im Gürtel des Sperrfeuers, sahen, wie die schwarzen Wellen der Zuaven den Horizont verdunkelten und die deutsche Front zu ertränken drohten, bis plötzlich für Sekunden, von tapferen Störungssuchern geflickt, der schwarze Draht das deutsche Feuer herbeirief und sie nun in hellen Wellen über die schwarzen zerschlagenen Wellen hinwegliefen und das brennende Dorf nahmen.

Dann lief ein Trupp Franzosen zu ihnen über, lauter kräftige, wohlgenährte Kerle, ihr Hauptmann aber ergriff, ehe er noch verhört werden konnte, in plötzlicher Scham ein Gewehr, das herumlag, und schoß sich eine Kugel in den Kopf. Sie stie-

gen in die Keller, in denen zerrissene Franzosen lagen; sie fanden in einem Gewölbe einen Oberleutnant der französischen Jäger. Er hatte sich das weiße Taschentuch über das Gesicht gebreitet und schien zu schlafen; doch hielt seine starre Hand noch den Revolver, mit dem er sich in die Schläfe geschossen hatte, und die Jungen begriffen, daß es jetzt hart gegen hart und Volk gegen Volk gehe.

Sie lernten schon am ersten Tage, wie man hinter dem Feuer der eigenen Artillerie einherläuft und durch den Rauch und die Splitter hindurch die Handgranaten wirft; sie lernten, daß man durch das eigene schwere Feuer laufen muß, entgegen dem Befehl, wenn man feindliche Geschütze erobern will, und sie nahmen deren mehr als hundert. Und die unter ihnen von den höheren Schulen kamen, wo alte und neue Geschichte gelehrt wird, und daß Geschichte immer von tapferen Männern gemacht wird, denen zerriß jede Glorie der Erinnerung, als sie im Nachsturm gegen den schon genommenen feindlichen Graben einen auf den Tod verwundeten deutschen Jägerleutnant fanden, der im Drahtverhau hing und der auf einen Zettel Papier seinen letzten Gruß geschrieben hatte. Kein Gedicht und keine Träne, sondern da stand nur Horrido! und Weidmannsheil! — als habe der wilde Jäger selbst die Hand des Sterbenden geführt.

Ja, nun waren sie alte Leute, die Jungen, und sie warfen ihr Leben hinter sich und alles, was sie gewußt hatten.

Einige von ihnen aber lagen in den Wäldern und Schluchten nördlich von Douaumont. Und sie lernten an diesem Tage am meisten. Niemand von ihnen wußte, daß er noch am Abend im Inneren des beschneiten Sarges sein werde; auch die Stäbe wußten das nicht, denn sie hatten keinen Befehl gegeben, das Fort an diesem Tage zu nehmen; ja, der Hauptmann selbst, der sich am späten Nachmittag entschloß, ohne Befehl und mit offener Flanke ins Unbekannte vorzustoßen und den Sarg auf jede Gefahr hin aufzubrechen, ahnte am Morgen des 25. Fe-

bruar noch nicht, daß er am Abend Herr der Festung sein werde. Und so lernten die Jungen, daß dem der Sieg zufällt, der durch freien Entschluß dem Feinde das Gesetz des Handelns aufzwingt, und das war so während des ganzen Krieges, daß die Deutschen das Gesetz gaben, und die Jungen vergaßen das nie.

Alle sahen den kantigen Rücken von Douaumont durch die laublosen Bäume starren: die vor dem Chauffourwald lagen, die im Gehölz von Hermitage und die auf dem Rücken von La Vauche. Der gefleckte Festungsberg schien unbelebt, doch brüllten die unsichtbaren Geschütze in den Panzertürmen, und von den deutschen Granaten leckten Stichflammen an seinem gewaltigen Bug. Und in der ersten Morgendämmerung sahen die vom Hermitagewald achthundert Meter weiter südlich Franzosen in graublauen Mänteln und niedrigen Stahlhelmen, die eifrig einen Graben ausstachen. Ihre Spaten rauchten, ihre Körper dampften, sie wollten dem Tag trotzen, der das Fort, ihr Fort, immer mehr vom Nebel entblößte. Doch der scharfäugige Deutsche hatte sie entdeckt; einige leichte Minen, aus den Infanteriestellungen abgeschossen, warfen sie auf die Sohle ihrer Gräben. Dort lagen sie und warteten.

Um zehn Uhr vormittags begannen die deutschen Batterien zu trommeln. Das Fort glich in der winterlichen Finsternis einem schwarzen Basaltberg, aus dessen Flanken Lava flammt, das Vorgelände schwelte von Rauch. Viele Stunden, ohne sich zu rühren, stand Karl Kasiske in seinem Granatloch und schaute. Für ihn war der Berg lebendig; er sah sein Angesicht wechseln; bald schien es blendend weiß aus den Feuern wie zur letzten friedlichen Rast, bald schillerte es in roten und gelben Farben wie die Hölle selbst oder das Fegfeuer, bald verschwand es völlig im schwarzen Rauch, ein Ort der Finsternis und des Vergessens. Doch schien der Berg heimliche Kräfte zu haben; es war unmöglich, den Blick von ihm zu wenden; und wenn

die Flammen ihn emporhoben, und er schien zu schweben im tosenden Feuerschein, dann mußte sich der Maler mit beiden Händen an dem lehmigen Trichter festhalten, um nicht zu ihm hinzustürzen. Ach, vielleicht war er müde, noch bevor er eine große Aufgabe vollendet hatte, die ihm dunkel war. Er sann über diese Aufgabe, die ihm persönlich zugedacht war, und die er angreifen mußte, wenn der Krieg zu Ende ging. Maler werden? Er hatte zuviel gesehen, und was er gesehen hatte, das ließ sich nicht malen. Hätte er etwa den Berg malen können? Nein — das konnte kein Mensch. Man konnte ihn stürmen und ihm so seinen Zauber nehmen. Oder...? Kameraden rissen ihn zurück.

Karl Kasiske war einfach aus seinem Trichter gestiegen und hatte sich auf den Weg gemacht zu seinem Berg. Wie vor Jahren, da er aus dem Waisenhaus ausbrach, in einer Winternacht, und sich auf die Wanderschaft machte. Er war ruhig und aufrecht gen Douaumont gegangen, bis ihn die bestürzten Kameraden zurückholten. Ob er irr geworden sei? — Nein ... er lächelte verlegen und deutete auf den Berg. Man nahm ihm den Helm von seinem kleinen runden Kopfe, den der Osten geformt hatte. Man gab ihm zu trinken und ließ ihn dann stehen.

In hoher Eile flitzten die Meldegänger durch den Geschoßsturm. Erst gegen halb zwei Uhr war der Angriffsbefehl vom Korps ausgegeben worden, und um vier Uhr sollte schon angegriffen werden. Es gelang nicht, die kurz gesteckten Angriffsziele überall rechtzeitig bekanntzugeben. So gingen die Leute, die in der Mitte lagen, am Rande des Waldes von Hermitage auf eigene Faust vor. Sie lagen weit, aber in gerader Richtung vor dem Fort. Der Befehl verlangte von ihnen nur die Einnahme einer feindlichen Stellung im Vorgelände, und dann sollten sie sich möglichst nahe an das Fort heranpirschen. Die gerade Stoßrichtung wurde ihnen umgebogen, der Sturm sollte sich östlich des Forts abdrehen.

Kurz vor vier Uhr krachten Lagen der eigenen schweren Artil-

lerie in die deutschen Gräben. Die nächste Lage brachte beinahe den Artillerieverbindungsoffizier um. Es war höchste Zeit. Die Leute stürzten aus der plötzlichen Verwirrung vor. Die nächste Lage prasselte schon hinter ihrem Rücken in die verlassene Stellung.

Die Anschlußregimenter rechts und links verhielten sich totenstill. Sie hätten auch zur Minute vorbrechen sollen. Aber man konnte nicht mehr warten, die Wellen waren entfesselt. So stieß die stürmende Front aus ihrer rechten Flanke einen Zug hinaus, fast senkrecht zur Angriffsrichtung. Er entrollte sich blitzschnell ins Unbekannte, ein mächtiger Arm, der den Feind zurückhielt. Die Kompanien liefen über freies ansteigendes Gelände. Über ihren Häuptern rauschten die Züge der deutschen Granaten, zischten die Garben der Maschinengewehre vom Rücken her, die aus hohen Stellungen schräg auf den feindlichen Graben hämmerten und die Besatzung in der Tiefe hielten.

Die Stürmer gingen langsamer. Noch krachten die Salven der deutschen Artillerie auf die Permen des Zielgrabens. Hell sangen die Kugeln dazwischen, die von den Leuten des Flankenzuges abgefeuert wurden; dessen vorderste Gruppen hatten in gewaltigem Laufe die Sturmkompanien überholt und schossen nun dem Feind in die Flanke. Einige Franzosen sprangen auf und griffen zu den Waffen; einer stürzte zum Maschinengewehr; doch der fand seinen Gegner. Ein Gefreiter hatte schon am Morgen fernher das tödliche Rohr gesehen; er hatte es sich eingeprägt und hatte es während des Sturmes nicht aus dem Auge verloren. So warf er sich blitzschnell hin, sein Karabiner riß Funken, und ehe der feindliche Schütze noch den dritten Schuß durchzog, prallte er tot an die Rückwand des Grabens.

Die Sturmkompanien lachten in die Tiefe hinunter. Dort unten hockte Schulter an Schulter die Besatzung und rührte sich nicht. Erst allmählich gewannen sie Leben, und als sie aus dem Graben waren, wandelten sie mit wehenden Mänteln in

die Gefangenschaft. Andere Abteilungen aber flohen den Hang hinunter gegen das Fort, bis Schüsse in ihren Rücken krachten. Da warfen sie Waffen und Patronentaschen fort und traten in Gruppenkolonne zur Gefangennahme an, eine letzte Huldigung vor den Deutschen.

Die aber waren nicht mehr zu halten. Sie stürmten dahin, das Fort vor Augen, ihren Hauptmann in der Mitte, mit offener Flanke. Doch fand sich ein Offizier, der die Gefahr erkannte. Er warf Gruppe um Gruppe in ungeheuerlicher Verlängerung, in lächerlich dünner Kette nach rechts, die Leute schossen wie besessen auf die endlos ausrückenden Gegner, die die schwache Stellung der Deutschen wohl erkannt hatten und nun aus dem Dorfe Douaumont ihre Zuaven gegen die Sturmflanke antanzen ließen — bis auf zehn Schritt vor den deutschen Gewehren. Und während sich hier die einzelnen Gruppen verwickelten, blitzschnell ihre Fronten wechselten und immer wieder vorwärts verlängern mußten, ein Schnell- und Wirbeltanz ohnegleichen, stürmte die Mitte unaufhaltsam gegen das Fort.

Sie nahmen eine zweite feindliche Stellung, sie schlugen jauchzend auf die Rohre mächtiger Marinegeschütze, die verlassen dastanden, immer wieder tauchten, wenn sie vor einem feindlichen Graben die Bajonette zum Sturm einlegten, andere Kompanien vor ihnen und schon im Rücken des Feindes auf, und ein doppeltes Hurra vereinigte sich über dem verwirrten und niedergedrückten Feind.

Doch plötzlich standen sie. Die Luft sauste und kochte, die Erde bebte und krachte. Sie standen vor der Mauer der deutschen Granaten, die das Fort abriegelten. Ihr Angriffsziel war längst erreicht, längst überschritten, doch ragte hinter der schwarzen Rauchwand das Fort. Es war groß wie ein Gebirge; sie rochen den Rauch, der aus den tiefen Abgründen wallte, sie blickten in die Feuerklüfte, die den Berg zerspalteten, sie sahen die feurigen Schlangen, die sich hoch bis zu den Panzer-

türmen hinaufringelten. Und nun bellten die Maschinengewehre vom Kirchturm des Dorfes Douaumont herab. Der Feind hatte sie gesehen, er warf sie zu Boden.

Unaufhörlich zuckten die Melder über das Gelände. Die Telephontrupps spulten galoppierend ihren Draht und meldeten selbständig, was sie sahen. Einer von ihnen lief mit den Granaten um die Wette zum Gefechtsstand des Bataillons. Dort brach er kniend zusammen und stammelte seine Meldung, die vordere Linie habe das Fort erreicht, leide aber sehr unter eigenem Artilleriefeuer. Der Major spricht durch den Draht mit der Front. Er beordert einen Leutnant von dort zu sich, der Leutnant hetzt heran, bestätigt. Das Regiment wird angerufen: Artilleriefeuer stoppen! Vergeblich. Man hält die Meldung für einen überreizten Irrtum, noch feuert ja das Geschütz aus dem Südostpanzerturm des Forts! So blitzen die deutschen Batterien weiter gegen den Berg, vor dem nun die nicht anerkannten grauen deutschen Stürmer liegen, so nahe, daß sie ihn mit Händen greifen könnten, wenn sie nicht durch den Feuerwall hindurchlangen müßten.

Der Hauptmann überlegte nicht lange. Er rief im Sprunge zum Drahtverhau einem Leutnant zu: «Wir stürmen das Fort», und dann gab er ruhig seine Befehle. Die eigene Artillerie schoß weiter, vergeblich stiegen die grünen Leuchtkugeln gen Himmel, die Beobachter sahen sie im hellen Tage nicht. Als die letzten Patronen verschossen waren und auch der Vorrat, den ein frisch eingeschwärmter Zug mitbrachte, keine Linderung des Feuers bewirkte, erhob sich der Hauptmann und deutete mit dem Stocke auf den feindlichen Graben jenseits des Drahtverhaus. Ein Gefreiter sprang auf, gab seinen Kameraden das Gewehr und schnitt mit der Schere eine Gasse in den Draht; auch die zugelaufenen Pioniere zückten ihre Scheren, und nun sprangen etwa vierzig Mann durch die Gassen in den unbesetzten Graben und dehnten sich nach beiden Seiten aus. Zuletzt sprang der Hauptmann hinunter.

Der Graben war nicht eben tief; doch sah nun der Hauptmann ein zweites breites und dichtes Drahthindernis vor sich, er sah die feurigen Einschläge auf dem Walle des Forts und hörte das dumpfe Poltern des jetzt unsichtbaren Panzergeschützes. Wenn der Franzose aus dem Inneren des Forts heraus die Wälle besetzte, waren alle verloren. Da erhob sich der Hauptmann zum zweiten Male. Er deutete mit dem Stock auf das riesenhohe Fort und die Leute hörten ihn sagen:

«Drauf, das Fort ist unser! Was fällt, fällt!»

Dieser Satz, sowohl auf den Berg bezogen als auch auf die Stürmer und über beiden auf das Schicksal selbst, dieses harte Gebet, das ein Befehl war, gab auch dem Letzten Mut. Alle erhoben sich. Noch einmal rief ein Leutnant, der plötzlich an der Rückseite der Pfähle die Glasisolatoren einer Hochspannung erkannt hatte: «Zurück!» Als ihm aber ein Pionier, da keine isolierte Drahtschere zur Hand war, eine Kreuzhacke reichte, mit der er nun in mächtigem Schwunge das Hindernis zertrümmerte, und als nun aus den leblosen Drahtenden kein Feuerstrahl zur Erde sprang, da kletterten die Leute, ohne das Durchschneiden abzuwarten, hinüber.

Mit zerfetzten Hosen und blutigen Schrammen standen sie vor dem Festungsgraben. Ein zweieinhalb Meter hohes Eisengitter, mit fingerdicken Drähten verspannt, trieb sie zurück. Hier halfen keine Scheren mehr. Einige blickten dennoch durch das Gitter. Sie sahen dahinter einen fünf Meter tiefen Graben, dessen Wände senkrecht abfielen, und der zum Knochenbrechen geschaffen schien. Der Grund des Grabens war dunkel. Und gelangte man auch heil unten an, dann wurde er zur Falle. Man kam nicht wieder heraus, und dann würden die versteckten Maschinengewehre auf die Gefangenen fetzen.

Die Leute zitterten. Plötzlich hörten sie die helle Stimme eines Unteroffiziers: «Hierher, Herr Hauptmann!» Die Männer sahen an der Nordwestecke des Forts ein mannsgroßes Loch, das eine deutsche Granate in das Eisengitter gerissen

hatte; auch die Grabenwand war zertrümmert und abgeschrägt, und man konnte leichter hinunterklettern.

Die Spannung dauerte nur einen Augenblick. Dann wagte ein Reserveleutnant den ersten Sprung; ein Vizefeldwebel hielt ihn stützend an der Hand, und dann kollerten beide in die Tiefe. Die Leute folgten ihnen; einer nach dem anderen ging in die Bresche, die in Wahrheit einer Mausefalle glich, keiner zog seinen Kopf aus der Schlinge zurück.

Plötzlich rauschte eine Schwere heran, der Hauptmann, der noch außerhalb der Bresche stand, fiel auf sein Gesicht, ein Ruf gellte: «Der Hauptmann ist gefallen!» Der Ruf pflanzte sich nach rückwärts fort, die Melder schnappten ihn auf, er kroch durch die schwarzen Drähte zu den Stäben, und man ernannte in der Ferne dem Toten einen Nachfolger. Noch im Sturze aber hatte der Hauptmann den Ruf gehört, und das verkürzte seine Ohnmacht. In ein paar Augenblicken stand er wieder auf den Füßen, fuhr dem Rufer übers Maul und sandte, von seinen Leuten unterstützt, ein paar kräftige Flüche gegen die Batterien. Eile tat not. Ein Mann hielt ihm seinen Gewehrlauf hin; er hielt sich daran fest und rutschte, noch halb betäubt, in die Tiefe, ergriff gleich Balken und Bretter, die da unten herumlagen, lehnte sie gegen die hohe Grabenwand, und nun rutschten und kletterten auch die letzten an dem eilfertigen Gerüst ihrem Führer nach.

Dann standen alle in der halben Finsternis, unter dem Donner der schweren Granaten. Rechts und links drängte die Flut zu den Toren der Grabenstreichen, die in das Innere führten. Sie waren geschlossen. An der Rückwand des Grabens glitz im roten Feuer die glatte betonierte Wand des Festungssarges. Suchend kletterten die Blicke den ungeheuren Wall hinauf, der auf die Höhe des Forts führte. Man entdeckte einige zerschossene Rinnen. Wer will hinaufklettern?

«Ich stehe zur Verfügung!» Ein Leutnant, der von oben den fragenden Blick des Hauptmanns verstanden hatte,

schnellte von der hohen Bresche mit einem Satze in den Graben und meldete sich. Einige Leute schlossen an. Der kleine Trupp, den Hauptmann in der Mitte, kroch auf allen vieren den feurigen Wall hinauf. Die Maschinengewehre auf dem Kirchturm des Dorfes Douaumont haben die Tollkühnen entdeckt und nehmen sie in die Zange. Garben von Kugeln fegen über die Kletterer, die sich am Hange festkrallen. Der Hauptmann hatte das Gefühl, als kämme ihm einer die Haare. Der junge Leutnant, der sich vorhin gemeldet hatte, bleibt tödlich verwundet liegen, einige Leute fallen aus. Die übrigen aber sehen plötzlich auf der höchsten Stelle des Forts, unmittelbar neben dem noch feuernden Panzerturm einen Musketier stehen, der aus Leibeskräften die Artillerieflagge zu den deutschen Batterien hinunterschwenkt, um sie zum Einstellen des Feuers zu drängen. Zugleich brüllt er zu der Gruppe hinunter, die am Walle festhängt, sie möchte nicht so langweilig sein und endlich heraufkommen, es seien schon einige oben.

In der Tat verhielt es sich so. Einige Leute, auch von anderen Kompanien, sogar von den Pionieren, hatten den Befehl nicht abgewartet, sondern hatten tollkühn das Fort umlaufen, den Wall erklettert; sie waren, vom Fieber des Soldaten ergriffen, den jenseitigen Wall hinuntergerutscht und hatten Eingänge erkundet. Einer von ihnen schleppte einen Franzosen herbei, der vor einer Minute noch, die Taschenlampe in der Hand und unbekümmert ein Lied pfeifend, plötzlich an einer Ecke des Ganges auf den Boche gestoßen war, der den tödlich Erschrockenen gefangennahm, ihn auf der Stelle verhörte und von ihm erfuhr, die Festung sei von siebenundsechzig Mann belegt. Ein anderer brachte einen französischen Artilleristen, den er aus einem Beobachtungsstande herausgeholt hatte. Der Hauptmann stieg nun mit den wenigen Leuten den Wall hinunter und sammelte vor dem Südeingang der Kehlkaserne.

Das gewagte Spiel stand jetzt auf des Messers Schneide.

Die Deutschen waren an jener Stelle zwölf Mann stark. Die übrigen waren durch die heftige Beschießung teils getötet und verwundet, teils abgesprengt; daß sie nicht irgendwo still in einem Trichter lagen, sondern daß sie sich tollkühn aufgemacht hatten und zu zweien oder dreien, wo sie gerade ein Loch fanden, schon ins Innere der Festung gedrungen waren, um sie auf eigene Faust zu erobern, das erfuhr man erst später. Die Gruppe um den Hauptmann herum hörte drohende Stimmen im Inneren des Forts. Der Feind war wach geworden. Man rief ihm in die Finsternis zu, er solle sich ergeben, erhielt aber keine Antwort. Eine bedrohliche Stille entstand; ein französisches Maschinengewehr, ja eine einzige Handgranate hätte genügt, um den kleinen deutschen Trupp in alle Winde zu zerstreuen. Doch der Hauptmann verlor die Fassung nicht. Er verteilte Zigaretten an seine Leute und schickte dann den Artilleristen zu seinen Kameraden in das Fort: sie möchten sich auf der Stelle ergeben.

Der Franzose verschwand im Sarge. Würde er wiederkommen? Er hatte die wenigen Deutschen gesehen; wenn er seine Kameraden jetzt zum Widerstande aufrief, wenn es gelang, durch Blinkzeichen, durch einen unterirdischen Gang Verstärkungen herbeizuholen, die unmittelbar am Fort lagen... Die Leute bissen die Zähne zusammen... dann würde es eben einen Kampf auf Leben und Tod geben.

Sie trauten ihren Augen nicht, als der Artillerist mit fünfundzwanzig Kameraden zurückkam, die sich wortlos ergaben. Nun, da der Franzose sich selbst aufgab, schien viel gewonnen. Die Gruppe setzte sich in Bewegung. Der Artillerist ging voran, der Hauptmann folgte ihm mit seinen Leuten. Eine Laterne erhellte den dunklen und kalten Gang. Dort kam ihnen ein deutscher Leutnant entgegen, der auf einer anderen Seite durch eine offene Kasematte in das Fort gedrungen war. Und nun traf man überall auf Deutsche, die eigenmächtig, die Wurfgranate in der Hand, das Fort durchzogen, um Gefan-

gene zu machen. Am liebsten hätte man sich auf der Stelle umarmt. Doch das ging nicht. Der starkgewordene Zug ging von Kasematte zu Kasematte und holte die verschüchterten Franzosen heraus. Am Schluß ergab sich auch der Kommandant.

Der Hauptmann bestimmte eine Befehlsstelle, wo er selbst blieb. Er wies einen Raum an für Gefangene und sammelte eine Stoßreserve. Er ließ das Fort nach Minen absuchen und von den Pionieren alle Sprengdrähte durchschneiden und sandte Meldungen zurück.

Dann stand er still im Befehlsraum und sagte ein Gebet. Es war militärisch kurz und lautete: «Gott, du kennst deinen Hauptmann!»

Nun hätte er schlafen sollen. Doch das Fort blieb lebendig. Im nächsten Augenblick sah er vier Leute vor sich.

Da war der Führer des Flankenschutzes, dessen Abwehr nach der Seite hin der glückliche Vorstoß zu danken war. Die beiden Offiziere umarmten sich, der Oberleutnant und der Hauptmann. Der Oberleutnant lieferte seine Gefangenen ab und übernahm die äußere Verteidigung des Forts.

Da meldeten sich zwei Leutnants. Sie hatten, ohne den Befehl abzuwarten, die Südfront des Werkes besetzt; ihre Leute feuerten schon auf Franzosen, die sich im Schneegestöber der gefallenen Feste näherten.

Da lag auf der Bahre ein bayerischer Gefreiter; er hatte seinen sterbenden Leutnant hereintragen wollen, der draußen auf dem Walle im Maschinengewehrfeuer lag: «Er soll nicht im Schnee liegen!» Man hatte sie beide, den Bayern und den Preußen, nebeneinander aufgebahrt vor dem Hauptmann. Sie lagen im Sterben, und niemand sprach ein Wort. Man hörte nur zwei Hacken zusammenschlagen, man sah eine Hand an die Mütze fliegen: das war der Oberarzt des Bataillons. Er war schon da und meldete sich über den Sterbenden zur Stelle.

Die Nacht nahm kein Ende. Als am Morgen die Stürmer

gen Süden sahen, über die schneebedeckten Rücken zur Rechten und zur Linken, auf denen glitzernde Sonne lag, da war ihnen, als wachten sie jetzt erst auf nach einer einzigen schweren Nacht. Die Geschütze des Forts donnerten, die Granaten fuhren über Flächen, auf denen kein Feind mehr sichtbar war, und zerbrachen die Lastwagen auf den französischen Straßen, auf denen frische Korps heranrollten.

Als der erste Strahl durch die Gewölke brach, wurde Karl Kasiske abgelöst. Er hatte Posten gehabt gegen Dorf Douaumont an der Nordostecke des Forts. Er hätte nun hineingehen und ruhen können. Aber der Wintertag war klar, und wie es dem Bergwanderer ergeht, daß er die letzten Schritte zum Gipfel im Sturm nimmt, damit sich bald scheide, was hinter ihm liegt und was noch vor ihm, so ging Kasiske an der Südostfront des Forts entlang, bis ihm eine Ecke entgegensprang, und hinter ihr öffnete sich weit der Blick nach Süden. Von selbst bot sich ihm dort ein Erdpfeiler, stumpf gesägt von einer Granate und gerade recht zum Sitzen.

Da also saß er nieder. Er schlug seinen Mantel auseinander, nahm ein Blatt heraus und begann zu zeichnen. Bald hörte er nichts mehr; die Kugeln schreckten ihn nicht, und der Hall der Granaten drang weither wie Groll eines Frühlingsgewitters in seine Einsamkeit. Er sah das flimmernde Land vor sich liegen und wußte, dort, hinter der «Kalten Erde», lag Verdun. Sein Herz begann in der Stille zu jubeln, es war voll vom Glück des Sieges. Ja, nun war der feine Ring gebrochen, den die hohen Herren im Westen, im Norden und im Osten heimlich um die Brust des Deutschen gezogen hatten, so heimlich, daß niemand davon zu wissen schien. Aber der deutsche Soldat hatte ihn gefühlt, und er hatte ihn zerbrochen, und nun konnten die Millionen hinter ihm, die eng gedrängten, frei einhergehen und sich in die Sonne setzen, wo es ihnen beliebte.

So zeichnete er den Sturm: die mächtigen geduckten Wellen der grauen Soldaten, die Bahn brachen durch das Feuer,

und hinter ihnen die Heimat in Männern, Frauen und Kindern, die alle, von Kerkerhaft verschattet, in das unendliche Licht hineinzogen, das jenseits der Kämpfer am Himmel stand. Es war eine Skizze, aber hinter den Strichen glänzte die Wahrheit und Fülle des kommenden Lebens, für das sich alle geopfert hatten. So zeichnete er, und Gott selbst hätte nichts von Karl Kasiske gehört als zuweilen leise Seufzer, die aus der Brust des Soldaten drangen.

So fand ihn gegen Abend der Unteroffizier Eduard Lang, der zur Ablösung in das Fort gezogen war. Er saß da, wie ihn der heimliche Tod vom Dorfe Douaumont her getroffen hatte: aufrecht und mit feldgrauem Gesicht, das Blatt in der Linken. In den starren Augen lag noch grauer Glanz. In der Linken hielt er das fast vollendete Blatt. Nur mit der Rechten war eine seltsame Veränderung geschehen. Der Stift war ihr entglitten; der Tote hielt sie starr und geöffnet vor sich, und auf den Fingern blinkte eine französische Münze.

Wer hatte sie dem Toten in die Hand gedrückt? Ein deutscher Witzbold, eine französische Patrouille? So saß er da, ein großer grauer Pförtner vor der Festung, ein Bettler, eine Waise, in der Linken das Blatt, in der Rechten die Münze.

Eduard Lang sprach in der Dämmerung ein Gebet über ihn, während die Röte der untergehenden Sonne über das Gesicht des Toten zog. Er war der Erste von den Sieben. Dann rief er seinen Leuten. Als er den Arm um die Schulter des Toten legte, verrückte sich der Helm, und Eduard Lang sah die zarte Sprengung der Schläfe durch die Kugel. Die Leute nahmen zwei Gewehre, setzten den Toten darauf und trugen ihn an die Nordseite des Kehlgrabens. Dort waren schon andere an der Arbeit. Ausgestreckt in ihrem Grabe lagen nebeneinander der preußische Leutnant und der bayerische Gefreite. Auf ihrer Brust schimmerte grau das Eiserne Kreuz. Sie wurden mit einer Zeltbahn zugedeckt und mit Erde verschüttet. Karl Kasiske aber forderte mehr Raum. Die Leute gruben ein tiefes

Grab, trugen ihn hinein, und so saß er wie ein Toter der Urzeit in seiner Höhle.

Eduard Lang hatte vergebens die Taschen des Freundes durchsucht. Es fand sich kein Brief aus der Heimat an den Einsamen. So nahm er die Bilder des Toten an sich und sandte sie noch am Abend an seine Frau. Die Münze aber trug er auf die Höhe des Forts; er stellte sich neben den Panzerturm und schleuderte sie gen Süden in die flammende Nacht.

Auch Leutnant Robert Buchholz war um diese Zeit in der Festung. Aber die beiden Freunde wußten nichts voneinander. So ging der Leutnant allein und suchte für sein schwarzes Kätzchen eine Unterkunft. In der Kasematte des Kommandanten sah er den Artilleriegeneral wieder, der vor Tagen so ruhig zu seinen Leuten gesprochen hatte. Und als es den großen Mann erblickte, da sprang das Kätzchen von den Händen des Leutnants und rieb sich schnurrend an den roten Streifen der Generalshose. Der Kommandeur half dem jungen Leutnant schnell aus der Verlegenheit, indem er das Tier aufhob und zu eigen nahm. Durch seinen neuen Herrn fand es dann in seine Heimat, wie das Schicksal es wollte.

Die französischen Batterien, von allen Enden der Front herbeigeholt und genährt von den amerikanischen Granaten, die in endlosen schwarzen Schiffen über den Ozean kamen, bildeten ein eisernes Gerüst um Verdun. Sie schlugen ihre Wirbel von drei Himmelsrichtungen her um Douaumont und trommelten auf die Schluchten. Sie kannten genau jede Handbreit Boden, und da der Raum so eng war und da sich die deutschen Batterien zusammendrängen mußten wie Vögel im Nest, so trafen die Granaten mit furchtbarer Sicherheit.

Nur einen schonten sie noch, den General. Er war überall, bald in den Schluchten, bald in den Wäldern, bald bei den Kanonieren, bald bei den Pferden, die über das tückische Glatteis glitten. Und die Katze war immer neben ihm. Am Tage aber, der ihm bestimmt war, traf ihn das Eisen. Er stand im

Panzerturm des Forts und beobachtete, da schwirrte ein Splitter durch die brechende Öffnung und zerriß ihm Lunge und Arm. Sterbend legte man ihn auf eine Bahre und sterbend trug man ihn den Hang hinunter. Die Batterien in den Schluchten brüllten auf, als der Zug vorüberging; sie gaben ihm den letzten Gruß. Solange er noch sprechen konnte, den langen Weg hinab, lobte er seine Leute und ließ ihnen durch die Offiziere danken, die von den Geschützen fort einen Augenblick an seine Bahre sprangen. Als der Hall der Geschütze hinter ihm verklang, war er gestorben. Als aber der Sarg schon im Eisenbahnwagen stand und die Tür geschlossen werden sollte, sahen die Beamten die kleine französische Katze. Sie schien zu überlegen; sie weinte kläglich, als der Zug anrollte, sie sprang noch ein Stück nebenher, doch endlich, als der letzte Wagen im Sonnenglast verschwunden war, blickte sie sich nach allen Seiten um und klagte in die vier Himmelsrichtungen. Dann machte sie einen erschrockenen Sprung, stand noch einmal still und klagte sehr leise. Es war nun nicht mehr weit zu ihrem Dorfe, sie hatte genug gesehen und gelitten, die kleine französische Katze, und nun ging sie doch, Pfote für Pfote, hin und wieder verloren weinend, den Pfad heimwärts, der ihr eingeboren war.

General Joffre bedrohte jeden Führer, der einen Rückzugsbefehl geben würde, mit dem Kriegsgericht. Er setzte dreieinhalbtausend Lastkraftwagen auf die «Heilige Straße» von Barle-Duc nach Verdun und warf am Tage nach dem Falle von Douaumont zwei frische Korps in die Schlacht. Herr der Verteidigungszone von Verdun wurde General Petain. Er ballte die Batterien zusammen, warf einen Teil der schweren auf die unzugänglichen Höhen jenseits der Maas und brach der deutschen Front so Brust und Rippen auf.

Vergebens sahen sich die deutschen Stürmer nach den Re-

serven Falkenhayns um. Sie waren noch weit auf den deutschen Bahnhöfen im Anrollen, und die Truppen spürten erst jetzt und um so schmerzlicher, wie sehr sie in den letzten Tagen geblutet hatten. Sie konnten dem Feinde nicht nachstoßen, und das entschied jetzt schon das Schicksal der Schlacht. Denn nun war der Franzose wach geworden, und seine Divisionen wuchsen von Stunde zu Stunde. Die Verzweiflung lieh ihm Kraft, er biß sich in seine Erde fest und kämpfte um jeden Schritt.

Der Tag nach dem großen Siege verrann ungenützt. Der Kronprinz hatte keine Soldaten mehr, und die noch da waren, lagen am Ende ihrer Kraft. Drei Tage später gab Falkenhayn endlich die Zustimmung zum Angriff auf dem östlichen Ufer der Maas, von wo die Geschütze in die deutsche Flanke donnerten. Doch es war schon zu spät.

Der Soldat freilich wußte noch nichts von den großen Dingen. Er lief Tag für Tag Sturm gegen Dorf Douaumont, während Regen und Schnee schwarz in sein Gesicht peitschte. Welle um Welle verschwand, und eine suchte die andere vergebens. Auf den Verbandsplätzen, die im Trommelfeuer lagen, schrie der erste Irrsinnige in den Wald. Der Soldat aber nahm Graben um Graben, er stürmte endlich das Dorf, er drang auch westlich der Maas vor, doch Verdun schien sich immer weiter zu entfernen, je näher er ihm kam. Aber er kämpfte weiter, Graben um Graben. Er stieg Stufe um Stufe hinab gegen Fort Vaux, er stieg Stufe um Stufe den Vauxberg hinauf, und jede Stufe der unendlichen Treppe war besät mit Toten. So tat er seine schwere Arbeit in den nächsten Monden, bis endlich die Schwesterfestung fiel. Und das soll nun erzählt werden.

Erstes Kapitel

Erzählungen im Waldlager

Manche hörten die Nachtigall schon im April schlagen. Das war vor Mitternacht, wenn die abgelösten grauen Kolonnen rückwärts zogen in die Ruhequartiere. Ihr Schritt hallte auf der harten Straße und niemand sprach ein Wort. Die Leute waren naß vom Regen und müde vom Wachen, und so schliefen sie im Marsche, und wenn plötzlich vor irgendeiner zerschossenen Scheune das Halt ertönte, dann fielen die Gruppen übereinander, und es gab einen verhaltenen Aufruhr. Aber einige hatten doch, mitten aus dem schweren Schlafe heraus, der einer Bewußtlosigkeit glich, die Nachtigall gehört.

Sie trugen so im Gehen den Kopf fest auf der Brust. Die eine Hand hielt den Gewehrriemen, die andere stak unter dem Tornisterriemen, um den Druck des Gepäcks zu lindern. Und dann schlug auf einmal der Vogel aus einer schwarzen lockeren Hecke. Man sah ihn nicht; man sah nur das schwimmende Gebüsch, hinter dem sich vielleicht ein Ährenfeld breitete, und sah den dunkelwolkigen Himmel, vom Mond durchleuchtet, wie er langsam auf die Erde glitt, ebenso müde wie der überwachte Soldat. Aber man trank nun dieses heimliche Lied, das aus der Hecke drang. Es klang so, als schluchze der Vogel in sich hinein, den Kopf auf die graue Brust gedrückt. Er verhielt oft, er begann leise und sang in kleinen Absätzen. Der Schritt der Kompanie störte ihn nicht, er sang für sich, als sei er allein auf

der Welt. Viele zwar hörten ihn nicht; sie fühlten nur im Schlafe, wie langsam, langsam die Alleebäume an ihnen vorbeigingen, weit, weit nach Norden; andere hörten sie wohl, doch sie meinten, das sei ein Vogel wie andere auch. Die sie aber hörten, wurden bewegt. Ihnen war, als komme der Gesang aus dem Herzen der Welt, und als habe Gott den Vogel zur Nacht in die Hecke gesetzt, damit er die müden Soldaten tröste.

Manche sammelten Schlüsselblumen und Anemonen; doch durfte man sie nicht öffentlich tragen, und überhaupt, es war schlimm, an blauen Frühlingstagen in die Wälder zu blicken, die man nicht betreten durfte, den zweiräderigen Karren nachzuschauen, auf denen französische Bauern oder deutsche Landsturmleute ins Feld fuhren, um die Saat zu bestellen. Nein, man durfte nicht rückwärts sehen, man mußte sich zuschließen, man war auf dem Marsche.

Ende Mai trafen sich die Freunde noch einmal. Das war fast ein Wunder zu nennen. Denn die Tage der Ablösung waren kurz und man mußte sich beeilen, den jedesmal zuströmenden Ersatz aus der Heimat notdürftig abzurichten. Aber Robert Buchholz hatte es fertiggebracht, die fünf Überlebenden zu sammeln in irgendeinem Waldlager hinter der Front. Man hatte gegessen und getrunken, hatte dann die Unterstände besichtigt, die mit aller Liebe des Deutschen zu seiner Heimat ausgeschmückt waren, und hatte dann im Walde unter lichtgrünen Buchen einen Platz gefunden, gut zum Lagern.

Nach einer Weile aber war Robert Buchholz aufgesprungen. Er hatte die fünf der Reihe nach angeblickt in ihren zerrissenen und abgeschabten Uniformen, bis einer nach dem andern von ihnen aufstand. Es war klar, er wollte ihnen etwas sagen, er war ja immer in gewisse Pläne eingeweiht.

Nach einigen umständlichen Anreden, die einem früheren, längst vergessenen Dasein entnommen waren, begann er eine Rede an die fünf Troglodyten, die im Halbkreis vor ihm standen:

«Zuerst, ihr Höhlenbewohner, den Toten die Ehre. Wendet euch nach Westen und Osten, nach Norden und Süden und grüßt unsere Brüder unter Wasser und Erde und vergeßt mir den Freund nicht am Douaumont, der in seinem Hockergrabe sitzt und auf das Licht der Auferstehung wartet. Der Eine, Einzige wird ihn erwecken.

Und nun zu euch, ihr Biber, Murmeltiere und Siebenschläfer, ihr Unterirdischen und ewigen Soldaten. Wir sind hier, das steht fest, ein Dutzend Kilometer hinter der Front; die Sonne brennt uns auf den Rücken, es riecht nach Knoblauch und Maiblumen, und alte Leute haben mir erzählt, sie hätten hier in diesen Laubhölzern den Kuckuck rufen hören. Das mag eine Sage sein. Denn gestern noch hat mir ein Volltreffer mein Haus umgestülpt, und wenn ihr eure Blicke nach oben wendet, dort zum Wipfel jenes alten Eichbaumes, so seht ihr in seiner Krone einen vollbeladenen Sanitätswagen hängen. Eine schwere Granate hat ihn dort hinaufgehoben, ein schlechter Witz; denn wer zum Himmel fährt, zupft unterwegs keine Watte mehr von den Bäumen.

Trotzdem, es ist Frühling, werte Troglodyten, und ich bitte euch, erheitert euch. Wischt euch die Schatten unter dem Stahlhelm fort, knetet eure Falten in den rissigen Gesichtern, laßt eure Keulen zur Erde fallen, mit denen ihr jetzt immer in die Schlacht zieht, und vergeßt Dörrgemüse, Heringe und Marmeladen. Gebt diesem schönen Walde ein Beispiel der Auferstehung aus dem Geiste und laßt euch von den Vögeln nicht lumpen.

Wir haben den Forgeswald genommen und den Rabenwald, wir haben den Gänserücken verspeist und den Toten Mann mit seinesgleichen gespickt. Der langsame Kampf braust vom Walde von Avocourt bis zu unserem Fort Vaux. Der große Krieg ist ein großes Seilziehen geworden.

Wir aber haben Feuerpause. Auf denn, laßt uns erzählen, was wir erlebt haben. Wir wissen, daß in ein paar Tagen der

Sturm von neuem losbricht, und das ist unsere einzige Wissenschaft. Setzt euch denn zu Boden, kreuzt eure Beine übereinander, und jeder soll erzählen, was ihn am tiefsten bewegte, damit wir ihn besser erkennen und lieben.»

Der Redner feuerte seinen Stahlhelm zu Boden und setzte sich. Neben ihn warf sich sein Bruder Bernhard; es folgten der lange Werner und der kleine Roppel Blank, zuletzt setzte sich umständlich Eduard Lang, nachdem er seinen Waffenrock auf die Erde gebreitet hatte. Nur der lächelnde Junne blieb stehen, die Hände gegen zwei Buchen gestützt, und blickte wohlwollend auf die Gruppe herab.

Nach einer Weile begann Roppel Blank. Er hatte als Melder am meisten gesehen und war verurteilt worden, anzufangen. Er rückte seine Brille zurecht, richtete den Blick nachdenklich in die Ferne und sprach stockend:

«Was mich am tiefsten bewegte? Wie soll ich's doch sagen? Man läuft so dahin, den Befehl in der Tasche; über Tote und Lebendige läuft man dahin und achtet nur auf die Trichter. Und nachts läuft man dem weißen Bande nach, das über die Erde gespannt ist, daß sich keiner verirrt. Es ist schlimm, wenn einem die Brille zerbricht.

Was mich am tiefsten bewegte? Ich bin ja nicht viel im Graben unter Kameraden, ich sause so hin und her und merke gar nicht recht, was geschieht... Was mir unheimlich ist, das ist die Stille.

Ja, lacht nur, ich meine es im Ernst. Ihr habt es gut. Ihr könnt mit euren Kameraden reden, Tag und Nacht, wenn es euch gefällt, ihr könnt Handgranaten werfen und Lärm machen, aber ich muß laufen, mein Stück Papier in der Tasche, das wichtiger ist als ich. Die Nacht ist kohlschwarz, und die Spitzen der Granaten glühen, ein Zug Ablösung hastet an mir vorbei, ich höre die Männer keuchen, sie werfen sich hin, springen auf und rasen weiter — ich kenne sie nicht. Das ist die Stille.

Ich sause durch einen zersplitterten Wald, über handhohe

Sümpfe. Ich greife in die Luft, fasse nicht, daß schwere Nacht da ist anstatt der Bäume; ich greife ins Leere und erschrecke. Das ist die Stille.

Ihr kennt die Schluchten bei Nacht. Sie könnten alle Totenschluchten heißen wie jene eine. Da liegt am Eingang ein zerschossenes französisches Geschütz, die Speichen eines Rades ragen seit Monden gen Himmel. Alle sechs Sekunden fegt eine Artilleriesalve an jenen Ort. Die Ablösungen müssen dort hindurch. Ein Toter wächst in den andern. Die drei Speichen starren im Leuchtkugelschein. Das ist die Stille.

Trotzdem sitze ich jetzt öfter in jener Schlucht und ruhe aus. Der Pfad verändert sich von Nacht zu Nacht. Mein Fuß kannte anfangs jeden Toten, der dort lag. Jetzt sitze ich nur noch nieder und mustere die grauen, unkenntlichen Hügel. Ich sehe, wie sie wachsen. Das ist die Stille.

Freilich, sie schießen oft; ich liege manchmal stundenlang im Sperrfeuer. Aber es gilt mir nicht, und es hat mich auch noch keine getroffen. Manchmal in der Nacht mache ich einen Umweg; ich schleiche zu einer Wasserstelle im Grunde, um einen Schluck im Vorbeigehen zu erhaschen. Schon von ferne höre ich unbekannte Kameraden mit ihren Kochkesseln klappern. Sie werfen sich hin, wenn eine Lage kommt. Manche kommen bis an den Rand und können schöpfen, aber die nächste erwischt sie. Andere springen in das Wasser, wenn sie das Brausen in der Luft hören; aber dann sehe ich eine haushohe Fontäne, ich denke, es regnet Blut, und wenn ich dann langsam hinuntergehe, ist alles wieder still. Der Sumpf ist mit Toten eingefaßt, einige schwimmen oder liegen gedunsen im Schilf, und ich suche mir eine Stelle und trinke. Nie noch habe ich dort einen Verwundeten schreien hören, den ich hätte tränken können. Ich bin allein. Das ist die Stille.

Nur einmal habe ich mein Gegenüber getroffen, und das ist, wie sagtest du doch, Robert Buchholz?... ja, das, was mich am tiefsten bewegte.

Es war im März zwischen Douaumont und Vaux. Wieder einmal waren alle Sprechdrähte zerrissen, und ich mußte eine Meldung weit zurücktragen. Der Franzose funkte heftig, und ich mußte mich die ganze Nacht im Totenreich herumtreiben. Dazu regnete es in Strömen, es war stockfinster, und wäre ich in ein Granatloch gesprungen, so hätte kein Mensch mehr etwas von mir erfahren. Ihr wißt, wie der Lehm hier schluckt. So kroch ich Schritt für Schritt, putzte meine Brille, und der Morgen graute schon, als ich aus den Toten heraus war und ins Paradies der gefallenen Pferde kam. Diese Zone riecht ja schärfer, aber es beklemmt den Atem nicht so, und man erwischt doch manchmal einen Hauch frischer Luft. Ich ging jetzt aufrecht und hatte bald die Batterien hinter mir.

Da — ich stehe gerade auf einem Hügel — sehe ich eine Munitionskolonne heranfahren. Sie haben es schwer, durch den Schlamm zu kommen. Wahrscheinlich sind sie schon die ganze Nacht unterwegs, und nun hat sie der Tag überrascht, und sie müssen noch weit vor, um die Kanonen zu füttern. Ich glaube, es waren drei Gespanne. An das vorderste Pferd erinnere ich mich noch genau, ein schöner breiter Apfelschimmel, den ein Unteroffizier ritt. Am Schlusse ging der Rittmeister. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen und trieb seine Leute an.

Ich hatte sie schon von weitem kommen hören, durch die nasse Luft, die Granaten, und ich wußte genau, sie würden mitten in die Kolonne einschlagen. Ich winkte und schrie, es war natürlich umsonst, denn die Reiter hingen in den Bügeln, und die Pferde hingen im Geschirr, und unten war der klebrige Lehm. So kam es denn.

Kurz bevor sie aus dem Himmel niederfielen, sah man sie als schwarze Klumpen, von einer unsichtbaren Hand aus den Wolken geworfen. Dann gaben sie Feuer und zerrissen, was sie erreichten. Doch hörte ich keinen Laut; sah nur, wie einige herrenlose Gäule herumliefen, unter ihnen der Apfelschimmel,

sah schwarze Menschen im Lehm liegen und sah, wie die Überlebenden die unverletzten Pferde neu einspannten an den einzigen noch unversehrten Wagen, und der galoppierte weiter zu den Batteriestellungen. Ich lief schnell zu den Verwundeten hinab; es waren drei Leute; doch sie taten gleichmütig und sagten mir, die Kameraden hätten ihnen versprochen, sie auf der Heimfahrt mitzunehmen, und das könnten sie noch erwarten. So ging ich weiter, hörte aber nach hundert Schritten eine neue Lage heranbrausen, doch wandte ich mich nicht mehr um.

Nach einer Stunde etwa kam ich wieder an dem Orte vorbei. Ich hatte meine Meldung abgeliefert und eilte zum Fort. Dort wollte ich warten, bis ich herausspringen könnte.

Die Stelle, an der die Kolonne zu Fall gekommen war, hatte ich mir genau eingeprägt. Schon von ferne sah ich ein Pferd unter dem Himmel stehen und wunderte mich. Später erkannte ich den Apfelschimmel, und zehn Schritt von ihm entfernt saß ein Mann in seinen Mantel gewickelt. Er konnte kaum sprechen, sagte, er habe seine Kolonne heimfahren lassen, und der Unteroffizier sei ein prächtiger Mensch gewesen. Dann sah er sich um, als würde er beobachtet, und ließ beide Arme über das Feld fahren. Es war leer. Man sah weder Pferd noch Mann, nicht einmal ein Stück Holz trieb auf der Lehmbrühe eines Granattrichters. Ob er seine Verwundeten habe bergen können? fragte ich verhohlen. Sie hätten nichts mehr gefunden, sagte er, nur den da, und das sei sein Unteroffizier, und so habe er ihn gefunden.

Der Apfelschimmel stand reglos da und beugte seinen Kopf über einen schlammgefüllten Trichter. Aus dem Maul hing ihm der zerrissene Zügel, und dessen Ende hielt eine menschliche Hand, ein Arm, der vom Ellenbogen an aus dem Schlamloch ragte. Sonst sah ich nichts mehr. Es regnete, ich mußte das Wetter nützen und machte mich auf den Weg zum Fort. Von oben herab sah ich mich noch einmal um.

Ich sah den Rittmeister über dem Trichter stehen. Er breitete seine Arme über dem Toten aus. Dann nahm er sein Messer, schnitt den Zügel von der ragenden Hand ab und führte den Schimmel nach Norden. Er schwang sich nicht hinauf, und so sah ich beide hinter einem Hügel verschwinden.»

Der Erzähler schwieg. Ja, den Lehm kannten alle vor Verdun. Er setzte sich an Kleider und Hände und kroch in die Gewehrschlösser. Man wurde ihn einfach nicht mehr los, und so hatte er auch jenen Unteroffizier langsam geschluckt.

Roppel Blank setzte seinen Stahlhelm ab. Sein übergroßer Kopf auf dem schmächtigen Leibe war von Schweiß und Erde verkrustet; anscheinend hatte er verlernt, sich zu waschen, und er mußte nun einen Vergleich mit Eduard Lang aushalten, der sauber und lächelnd neben ihm saß. Er wehrte sich damit, daß er sagte, durch das Waschen werde man noch dürrer als man jetzt schon sei, und nun kam die Rede auf Hunger und Durst; es war wunderlich, was da jeder erzählte, von wie wenig der Soldat leben könne. Der dürre Werner hatte in einer Woche nur ein faustgroßes Stück Brot zu sich genommen; ein anderer nährte sich vier Tage lang von einem Stückchen Schokolade, und was den Durst betrifft, so war es da nicht anders. Junne erklärte, er wolle lieber zehnmal hungrig sein als dürsten; er beschrieb lebhaft die Qualen einer wasserlosen Woche vorn im ersten Graben und gestand, er habe sich am Schlusse nicht mehr anders helfen können, als indem er sich selber angezapft habe. Darüber möge jeder denken, was er wolle, aber er sei ein Pfälzer und habe ein Recht auf seinen Durst. Eduard Lang erzählte vom Sturm durch Serbien und wie man dort ohne Brot und Salz das Fleisch der Schweine und Hühner hinunterschlang und in den Bergen Maiskörner knabberte, weil die Feldküchen wochenlang nicht nachkamen. Wenn er daran denke, wie die Pferde zu Dutzenden an den Bergpässen dort standen, erschöpft, ausgeschirrt und ihrem Schicksal überlassen, weil sie vor Entkräftung nicht mehr ziehen konnten,

während der Soldat schwer bepackt und ausgemergelt Berg um Berg erstürmte bis hinunter an die griechische Grenze, dann müsse man sagen, der Mensch halte etwa zehnmal soviel aus wie das Pferd.

So sprachen sie hin und her an ihrem sonnigen Platz im Buchenwald. Um sie herum tummelten sich die abgelösten Soldaten. Sie trieben sich halbnackt im Lichte herum, hockten um die Ränder der wassergefüllten Granattrichter und wuschen sich, andere sprangen gar in die Krater hinein und schwammen herum. Hie und da lag einer still im Busch auf dem Rücken und sah in die Sonne oder lag auf dem Bauche und schrieb einen Brief. Der lange Werner aber rüstete sich zu einer Erzählung. Er saß da mit seinen hohen Beinen und kaute an seinen Knien. Dann begann er:

«Weil wir gerade bei den Pferden sind, so laßt mich auch einmal eine kleine Geschichte erzählen. Ich habe sie in mein Tagebuch geschrieben, um sie später auszuarbeiten, hoffentlich erzählt sie sich leicht.

Wir lagen wieder einmal in irgendeiner Stellung. Wenn man den Kopf hob, konnte man in die Wosvre-Ebene hinunterblicken. Ich tat das öfters, so zur Erholung. Die ewige Schießerei wird einem langweilig, und es ist mir schließlich gleichgültig, wie oft die Granaten die Erde durchsieben, sie ist jetzt schon so fein wie der Sand im Stundenglas. Drunten in der Ebene aber, wenn die Sonne schien, konnte man wenigstens einige Steinhaufen sehen, frühere Dörfer; man sah irgendwo ein Wasser blinken, ja, man sah weiße und unbenutzte Straßen, wunderlich unbeschädigt, und darauf ging man eben mit seinen Gedanken spazieren.

Auf einmal, an einem hellen Mittag, sehe ich fern auf der Straße einen Reiter herankommen. ‚Ruhe sanft', sprach ich zu mir selber, denn ich glaubte zu träumen. Wie ich mir aber über die Augen fuhr und nun mit blankem Blicke noch einmal hinunterſah, da war der Reiter schon ein Stück nähergekommen;

er zog mit aller Kraft an den Zügeln, er stemmte sich in die Bügel, um das Tier anzuhalten, doch der Gaul, ein schöner Fuchs mit einem weißen Stern auf der Stirn, galoppierte wie besessen die Straße entlang, die geradeswegs auf die französischen Schützengräben zuführte, diese übersprang und sich dann unkenntlich über unsere Trichter hinweg im deutschen Hinterlande verlor.

Es hatte in der Nacht frisch geregnet, so schlugen die Hufe des Pferdes keine Staubwolke hervor; mit glänzendem Buge schäumte es dahin, doch ließ der Reiter, in dem ich jetzt einen jungen französischen Offizier erkannte, sich hart hinter dem französischen Graben zu Boden fallen, wo er regungslos liegen blieb. Der Gaul aber, nun seiner Bürde ledig, schoß über den französischen Graben, die hundert Sporen des Drahtverhaus ritzten ihn wohl, doch sprang er voll Anmut, wenn auch etwas langsamer, über das Gepfähle, tänzelte im Niemandsland herum, und erst als er das neue Hindernis, unsern Drahtverhau erblickte, blieb er einen Augenblick lang stehen, witterte nach Norden und wieherte.

Wir sahen, daß es ein junger Hengst war. Er stand still, sein langer Schweif lag auf dem Rücken. Vielleicht war er in der Gegend geboren und suchte nun seinen Stall, der irgendwo im besetzten Gebiet lag.

Deutsche und Franzosen waren nun aufmerksam geworden. Die Kunde sprach sich beide Fronten hinunter, und wenn auch an entfernteren Orten die Maschinengewehre weiter stotterten, so war doch um den Hengst herum plötzlich eine urweltliche Ruhe. Einer nach dem anderen hob seinen Kopf aus dem Trichter, niemand schoß, und Freund und Feind blinzelten sich an. Es war ein paradiesischer Augenblick, selbst die Toten rochen nicht mehr.

Der Hengst aber, der sein Dorf in der Ferne wohl nicht mehr erkennen konnte, bog seinen edlen Hals zur Erde, daß seine Augen von der Mähne verschüttet wurden, und schnup-

perte so über den Boden hin. Aber da war natürlich kein Schaft und kein Halm mehr zum Grasen, und so ging er mit zitternden Nüstern zwischen den Drahtverhauen weiter.

Ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich packte mich der Teufel und ich begann zu wiehern. Ich drückte den Kopf in den Trichter und wieherte mit geschlossenem Munde, und als nun der Hengst die Ohren spitzte und auf mich zutappte, da nahm ich geschwind ein Stück Zucker aus dem Beutel, stand auf und hielt es ihm hin.

Er tappte langsam näher; mein Herz klopfte, doch ich wieherte verhalten weiter und hatte die Freude, daß sich mir über unser schmächtiges und eilig gezogenes Drahtverhau hinweg ein brauner Hals entgegenstreckte. Der Gaul nahm den Zucker; und nun erhob sich auf beiden Fronten ein Schnalzen und Schmatzen von hundert Männermäulern, ein jeder wollte das Tier an sich locken, und hundert Hände streckten sich ihm entgegen, mit Zucker bedeckt wie mit weißen Hostien, ja, drüben sprang sogar ein kleiner Franzose aus dem Graben und lockte, er ging an der Perme entlang, ohne sich indessen in das Drahtverhau hineinzuwagen. Wir ließen ihn gewähren, denn wir waren glücklich. Das Pferd schien uns allein zu lieben. Es ging an unserer Front entlang, nahm Zucker und Brot aus den lehmigen Soldatenhänden und peitschte nur zuweilen die Fliegen fort, die von den Gefallenen zu ihm hinschwärmten.

Doch unser Glück war nicht von Dauer. Irgendwoher — ich weiß nicht, ob von uns oder von drüben — kam plötzlich eine Granate angefahren und kratschte sich in den Boden. Wahrhaftig, wir waren zu Tode erschrocken, wir hüben und die drüben. Es fiel uns plötzlich ein, daß wir ja Feinde seien, und wenn auch das Tier zwischen uns Frieden gestiftet hatte, so standen hinter jeder Front die gefräßigen Batterien, und noch höher lagen die Stäbe. Und wenn auch niemand weder hüben noch drüben wußte, wer denn nun fern im Unbekannten den Stab gehoben hatte, so brach nun auf einmal wieder

der alte Zustand über uns herein. Manche von uns riefen ‚Pfui Teufel!‘ und sie meinten die Granate; manche von drüben riefen ‚Fi donc!‘ und sie meinten uns; denn plötzlich sengte eine Kugel meine Schläfe.

Im ersten Augenblick war ich zornig. Dann ahmte ich das Zischen der Kugel nach, piou-piou, und nun schossen die drüben ehrlich und aufrichtig gekränkt. Wir mußten wieder in die Löcher zurück.

Die Schießerei dauerte fort. Mit feinen, zischenden Bogenstrichen — ich dachte an die Mähne des Hengstes — fiedelte der Franzose über die gewölbte Erde, doch traf niemand. Und nun krachten auch die Artillerien ihre Bässe dazwischen, und ich hörte Menschen schreien.

Der Hengst aber blieb unversehrt. Er stand, braun und groß, den ganzen Nachmittag zwischen den Fronten, er erschrak vor den Drahtverhauen und ging verlegen hin und her. Das Artilleriefeuer war übrigens erträglich, wir hatten nur vier Tote an jenem Tage. Aber was würde in der Dämmerung oder gar in der Nacht geschehen? Wenn die Batterien wieder toll würden wie jeden Abend, wenn sie die Nacht mit ihrem höllischen Feuer zerrissen wie immer? Dann war auch der Hengst verloren. Und das durfte nicht geschehen. Wir hatten auf einmal Angst um das Tier, und als die Sonne die Maasberge blutrot färbte, und als es nun zu dunkeln begann, da war uns allen zumute, als müßten wir jetzt aus dem Graben heraus und den Hengst davonführen, gleich, was mit uns selbst geschehe.

Ich kann nicht in den Seelen lesen, aber heute glaube ich, ich habe genau so gedacht wie der Bauernknecht, der neben mir in meinem Trichter lag, nur daß jener mir zuvorkam. Mir war beklommen wie in der Zeit meiner ersten Liebe, wenn ich mich in der Nacht aufmachte, um durch den Garten an ihr Fenster zu klettern und ihr irgendeinen Gruß, eine Blume oder einen Brief in die grünen Läden zu stecken. Ich bereitete mich vor, in

der ersten Dämmerung aus meinem Loch zu klettern, den Hengst am Zügel zu nehmen, ihn hinter unsere Front zu führen und ihn dort einem Essenholer oder Pionier zu geben, daß er ihn in Sicherheit bringe. Doch es kam nicht soweit.

Ich hörte einen Seufzer neben mir, dann sah ich den Knecht aus der Grube kriechen. Und so sehr führte er aus, was ich selbst mir vorgenommen hatte, daß ich ihn nicht zurückhielt. Ich war es ja selbst, der nun langsam über das dunkelnde Feld kroch, auf den schwarzen lebendigen Hengst zu zwischen den beiden Fronten.

Auch andere hatten ihn gesehen. Ein Befehl lief durch: ‚Deutscher im Vorgelände. Keine Leuchtkugeln abschießen!'

Die Nacht kam rasch herab, doch konnte ich alles deutlich sehen, denn ich ließ den Blick nicht von dem schwarzen Körper, der vor mir dahinschlich, ich hörte ihn von Zeit zu Zeit schnalzen, sah, wie sich der Hengst näherte, und als jetzt vor mir im Finstern eine Drahtschere knackte, und als ich einen unbekannten Kameraden witterte, der eilig eine Gasse in das Verhau schnitt, damit der Knecht mit dem Hengst leichter durchkomme, da tanzte ich wie ein Bär, das Abenteuer mußte gelingen.

Wir lagen nur fünfzig Meter auseinander, Franzosen und Deutsche. Ich sah, wie sich der schwarze Körper des Knechtes langsam vom Boden hob. Er wuchs vor dem Hengst auf, eine große, schwere Rübe, er machte sich absichtlich klein, und nun beugte der Gaul seinen Hals zu ihm hinunter.

In diesem Augenblick flitzte drüben eine Leuchtkugel gen Himmel. Ich sah nicht hin, um mich nicht zu blenden, hörte aber, wie sie emporpfeilte, wie sie siedend stillstand und langsam die Luft quirlte. Es war nun taghell.

Der Knecht, nur einen Augenblick verdutzt, faßte den Hengst blitzschnell am Zügel und wandte sich zur Flucht. Er hätte Deckung suchen können hinter dem mächtigen Bug, aber er wollte nun schnell heim vom Felde, er ahnte ein Gewitter.

Was ich nun erzähle, geschah schneller, als ich sprechen kann. Plötzlich war noch ein anderer Mann da neben dem Pferde, ein Franzose. Er wollte dem Deutschen den Hengst nicht lassen und griff die andere Hälfte des Zügels. Der Knecht aber stieß ihn vor die Brust, und nun sahen beide Fronten, wie sich der Deutsche in den Sattel schwang, wie der Franzose, der nicht lächerlich werden wollte, sich blitzschnell erholte, den Zügel herumriß und nun den Deutschen samt dem Pferde heimzuführen gedachte.

Laßt mich schnell zu Ende kommen. Es gibt Soldaten, Maschinengewehre und Geschütze, schwere und leichte. Die Soldaten schwiegen, die Maschinengewehre waren stumm; aber es war nun die Zeit des Abendsegens gekommen. Wieder rauschte die Luft von den geflügelten feuerspeienden Drachen. Ich weiß nicht, wie lange die beiden noch um den Hengst gekämpft haben, der Franzose und der Deutsche. Man sah plötzlich die ganze Gruppe wie unter einem einzigen Faustschlage zusammenbrechen, und dann konnten die ganze Nacht hindurch die Leuchtkugeln zittern wie sie wollten, unsere Augen konnten das stumme Schauspiel nicht entwirren. Erst als der Morgen kam, es wurde ein nebliger Tag, sahen die hüben und die drüben, was geschehen war.

Der Hengst saß auf der Hinterhand, den Kopf nach Osten. An seine Mähne gepreßt und in den Boden eingestemmt drückten zwei tote Soldaten den Hals des Tieres hoch, einer von hüben und einer von drüben; ein jeder hielt die Hälfte des Zügels, als sei er dem stürmenden Tier an den Hals gesprungen, um es jäh zu halten. Ein faustgroßes Eisenstück aber hatte dem Hengste die Brust aufgerissen; in der Mähne starrte das Blut.

Wir wunderten uns noch, daß der Gaul nicht geschrien habe. Keiner hatte ihn wiehern hören, er war stumm gestorben zwischen den beiden Fronten und mit ihm die Männer, die ihn hatten retten wollen. Es gab noch manchen Kampf in den

Nächten um die drei Toten. Aber die Granaten kehrten Tag und Nacht den Boden, und bald wurde abgelöst, und die nach uns kamen — was hätten wir ihnen in der Eile erzählen sollen?»

Kaum hatte Werner geendet, da drang das bekannte Röcheln einer schweren Granate durch die Luft. Mit langen Flügelschlägen nahte das Geschoß und plumpte schwerfällig irgendwo in den Wald. Die Freunde blickten über sich und sahen einen französischen Flieger. Mit silbernen Feuergirlanden, die wie Christbaumschmuck glänzten, lenkte er die Rohre seiner Batterien. Die Einschläge wiederholten sich, und bald fegten schwarze Würfe in die Buchen und Eichen, so dicht, daß der Wald stöhnte und brach und der Qualm die Sonne verfinsterte. Junne hatte, da man nun einmal bei den Tieren war, die Geschichte einer Lerche erzählen wollen, die vorne in der Hölle mitten im Feuer brütete. Zwar sangen jetzt auch noch Vögel im Walde, doch ihr Gesang klang ängstlich und befangen wie zur Zeit einer Sonnenfinsternis. So schwieg Junne. Als die Einschläge näherkamen, standen die Freunde auf und sprangen einzeln in einen alten Unterstand, auf dem zwei Handbreit gewachsene Erde lag.

Dort war es düster und roch schlecht. Aber man fühlte sich geborgen. Und nach einer Weile, als das Feuer draußen noch lärmte, begannen sie wieder zu erzählen, und diesmal vom Vauxberg, um den sie nun im dritten Monat kämpften. Sie sprachen lebhaft und oft durcheinander, denn jeder wollte schnell sein Herz erleichtern.

Sie sahen den tückischen geduckten Rücken, der niedriger war als der Douaumont, doch voller Fallen und Schluchten. Sie sahen sich selbst in feldgrauen Ketten den Berg umklammern seit Monden, vor sich die Hügel der Toten und hinter sich die Saaten der Verwesten. Sie fühlten die zermahlene Erde und sahen die ewig wandernden Dünen der Auswürfe. Sie sahen Granaten irrsinnig ihre Köpfe in zerschossene Trüm-

mer bohren, tausendmal am Tage. Sie fühlten die Taubheit wieder und schmeckten den trockenen Speichel auf der gedörrten Zunge. Sie sahen, wie das Fort in ewigem Rauche versank und erlebten wieder das spannende Grauen der Nacht:

Die Nacht unter Sternen, wenn die Linien der Infanterie bleich liegen, wenn die Stahlhelme matt glänzen, wenn auf beiden Fronten die Leuchtkugeln wispern: «Feuer vorlegen!» oder «Sperrfeuer!», wenn die Lohe der Granaten unwirklich wird in der Helle des Himmels, wenn die Erde verdreht ist, unten der zitternde Boden und oben das zischende Meer.

Wenn die Täler sich mit stinkendem Dampfe füllen, vom Vauxberg bis zum Hardaumont, und ringsum die Maschinengewehre rattern.

Die sternenlose Nacht, die wahrhaft der Hölle gleicht. Dann wird Schlucht um Schlucht zum unsichtigen Abgrund, rings beworfen mit klumpigen Hügeln ohne Umriß. Manchmal scheinen aus der Tiefe die Spiegel der Sümpfe herauf mit lichten Rändern, stehen einen Augenblick und zerfallen, Erde, die wieder zu Erde wird. Und manchmal schimmert der nackte Leib eines Toten, dem die Granate die Kleider zerriß, durch die schwelende Nacht.

Und so erzählten sie, jeder sein Teil. Ein jeder losch aus, Soldat unter Soldaten, und so wurde aus hundert einzelnen Taten ein einziges Werk.

Zweites Kapitel

Es wird Nacht

Die zerstückte deutsche Infanterie stand am Südwall von Douaumont, und die versprochene Hilfe blieb aus. So verbissen sie sich in das Dorf und lagen vor dem Walde von Caillette. Auf dem Rücken des Hardaumont wogte die Schlacht gegen Vaux. Ein Befehl kam in der Nacht, der Feind solle hinuntergeworfen werden in das versumpfte Vauxtal. Dort lagen das Dorf, der Bahndamm, der Kirchhof, und dann kam der Berg. Die Front solle mit der rechten Schulter vorstoßen, den Fuminwald nehmen und den Westhang des Vauxberges besetzen, dann solle die linke Schulter sich vorpressen und das Fort an der nördlichen Kehle, von Osten her einschwenkend, umklammern.

Feldbatterien und Mörser, Beta- und Gammageschütze warfen, durch Beobachtung vom Hardaumont her gelenkt, ihr Eisen auf die zerbeulte Festung. Der Geschützpanzerturm in der Mitte des Werkes schwieg. Sechzehn Zentner Pulver, die der Franzose dort angehäuft hatte im ersten Schrecken nach dem Falle von Douaumont, um die Feste völlig in die Luft zu sprengen, waren in die Lüfte geflogen und hatten die Hohlgänge zum Turm verschüttet. Wälle und Gräben schienen, durch das Scherenfernrohr gesehen, zerschlagen und verstümmelt, und so hoffte man, der Sturm werde gelingen.

Doch gab schon beim ersten Grauen des Angriffsmorgens die französische Artillerie kräftig Antwort, und plötzlich stießen aus dem zerschossenen Dorfe Vaux, aus den Sümpfen des Tales, französische Kolonnen gegen den Südrand des Hardaumontwaldes vor. Sie wurden abgewiesen. Am Nachmittag traten die Deutschen am rechten Flügel an, Flankenfeuer aus dem Caillettewald schlug sie zu Boden. Der Franzose trommelte und griff abermals an. Er wurde abgewiesen. Und die Schlacht stand.

Der Deutsche ruhte drei Tage, dann griff er von neuem an. Feuer vom Caillettewald und vom Bahndamm nördlich des Dorfes Vaux her mähte seine Reihen nieder. Und die weiter vorkamen, mußten in der Nacht zurückgenommen werden. Der Zwerg Vaux war wach geworden. Er wehrte sich.

Nun ruhte der Deutsche eine Woche, dann stürmte er von neuem.

Als das schwere Flach- und Steilfeuer schwieg, stürmten am Mittag die grauen Reihen den Hang des Hardaumont-Waldes hinunter gegen Dorf Vaux. Im Maschinengewehrfeuer ging die vordere Welle nieder. Verstärkungen schwärmten ein. Vergeblich. Kopf nach unten hingen die Deutschen am Hang und wurden zerschossen. Der Feind kannte seine Ziele. Er traf die Batterien und Minenwerfer, er schleuderte die deutschen Maschinen in die Lüfte und zerriß die Reserven.

Offen am Südhange des Hardaumont lag eine Stellung, der «Pfeifenkopf» genannt. Er bot gute Sicht in die Vauxschlucht. Ihn stürmte der Deutsche, doch er wurde darin von den französischen Batterien zerrieben. Stoßtrupps nahmen ihn abermals, die Franzosen holten ihn wieder. Die Deutschen setzten einen Flammenwerfer dagegen, die Franzosen zerschossen ihn, der Deutsche wurde von der eigenen Flamme verbrannt. Er griff abermals an und nahm den Graben, der nun so mit Toten gefüllt war, daß man die Leichen hinauswerfen mußte, um sich zu decken. Dann fiel wieder Feuer auf

den Pfeifenkopf und zersprengte die Stürmer. Der Drahtverhau hing voll von aufgeschleuderten Toten, blauen und grauen.

Und so war es rechts und links. Feuer spien der Vauxhang und der Steinbruch, das Dorf und der Kirchhof. Im Tale waren die Trichter mit Wasser gefüllt, so drückten sich die Stürmer hinter den Erdaufwürfen zu Boden und hielten still und bluteten, bis es dämmerte. Verwirrte Linien lagen zerbrochen über den Schluchthang verstreut.

Doch ruhte der Deutsche nicht. Gab ihm der Tag den Sieg nicht, dann bot ihn vielleicht die Nacht. Um halb neun Uhr abends brach der Angriff von neuem los.

Rauch und Nebel verhüllten die zarte Mondsichel. Noch brachen die Granaten nieder auf den Hardaumont, doch krochen die Führer der Kompanien und Bataillone zueinander, besprachen die Ziele des Angriffs, und kurz darauf stürzten die dunklen Reihen die Hänge nördlich des schwarzen Vauxberges hinunter in die Schlucht. Der Fuß des Berges lag finster im Qualm, doch zitterte über seiner Kuppel der Mond. Fast lautlos ging es über zertretene Leichen; die meisten Gruppen hatten ihre Gewehre entladen, Spaten und Handgranaten waren ihre Waffen, sie wollten den Nahkampf wagen. Die Kameraden in ihrem Rücken warfen Maschinengewehre auf die Brüstungen der Gräben, auf die Ränder der Trichter und schossen schräge Garben in den Schlund des Vauxgrundes, in die Nester auf den Hängen.

Je mehr sie sich dem Grunde näherten, desto finsterer wurde es. Nun rochen sie auch die Sümpfe, die moderige Kühle des Vauxbaches, nun versank der Berg völlig vor ihren Augen, nun waren sie auf der finsteren Sohle des Tales. Dort zuckten hinter den verborgenen Geleisen des Bahndammes feindliche Gewehre. Schienen gleich Riesenschlangen wanden sich im Nebel, der Fuß stockte vor dem zerquetschten Damm... Dort glitz das Band des morastigen Baches, das Binsicht gor,

und überall starrten die bleichen, abgründigen Augen des Sumpfes. Dort blendeten die Gerippe der Dorfhäuser für Sekunden auf, dort geisterten die Grabsteine des Friedhofs von Vaux.

Bald waren die Linien verwirrt. Sie lösten sich voneinander wie Maschen, sie schossen zusammen und quollen vor irgendeiner helleren Öse zusammen, bereit zum Durchbruch. Die Stimmen der Führer erstickten im Nebel, und wieder stand jeder allein, betäubt von der Finsternis. Doch holte die Front nur Atem. Dann drangen die einen in die Glut des verkohlten Dorfes, sie rannten an glosenden Balken vorbei, holten sich ihre Gefangenen heraus und warfen sie hinter sich. Bis sie auf die verfluchten Barrikaden stießen und Maschinengewehrfeuer von drei Seiten gegen sie lästerte. Einige gingen zu Boden, die anderen aber schlichen den Berg hinauf gegen die gepanzerte Feste.

Andere Trupps erstarkten am Hindernis des Bahndamms. Der Wall war lebendig, die Handgranate sprang von Leib zu Leib, und der Deutsche rang den Franzosen nieder. Furchtbar war der Kampf in der nebligen Blindheit des Friedhofs, doch verließ auch hier der Feind seine Gräber und gab sich gefangen.

Die aber den Vauxbach sahen, denen fielen für einen Augenblick die Lider herunter. Dann warfen sie sich in den Schlamm. Manchem reichte er bis zur Brust, und er mußte sich hindurchringen, die Arme mit den Waffen hoch im Nebel. Überall krachte und fletschte der Schlamm. Er wurde durchfurcht von den Männern, von denen man nur die Stahlhelme sah und die wandernden Waffen. Sie wateten jenseits heraus, eingehüllt in kalten Kot, mit fast zusammengewachsenen Beinen. Sie schüttelten und schabten, sie stampften und schleuderten den zähen Brei von sich. Sie riefen einander am Rande der hundert Teiche, und wo sich ein Trupp zusammenfand, da hielt er kurzen Rat. Langsam sickerte die zertropfte Front zu-

einander. Und als sich die letzten noch am trockenen Boden wälzten, rieben sich die ersten schon den Hang hinauf, den steilen, kalten Hang zum Vauxberg. Sie drangen über Gräben, die von Leichen gefüllt waren, sie glitten durch tausendfädigen Draht, und am Rande der Kuppe schnitt die Mondsichel in ihre Augen.

Das Licht machte sie wach. Sie hatten Nebel und Schlamm durchlaufen, nun waren sie im Kreise des schmalen Gestirns und sahen das geduckte Fort. Es war still vor ihnen. So wagten sie den letzten langen Sprung von den Rändern der Kuppe gegen den lichtgrauen Wall. Der Atem hielt und hielt; er stieg keuchend aus den dampfenden Sturmwellen.

Doch plötzlich hält man sie. Offiziere rennen vor der Front waagrecht auf und ab und bremsen. Was ist geschehen, was ist?

Die Leute aus dem Pfeifenkopf waren schon gegen halb sechs Uhr abends aus ihren Gräben aufgebrochen, um sechs Uhr hatten sie den Ostrand des Dorfes Vaux erreicht, und während Teile von ihnen gegen die Barrikaden liefen, hatten drei Kompanien den Berg erkletiert. Sieben Uhr abends standen die ersten von ihnen vor dem letzten versenkbaren Hindernis des Forts. Infanteristen und Pioniere begannen die Drähte zu durchschneiden, die Zündkapseln wurden in die Handgranaten gesteckt und schnell beschlossen, wo man eindringen wolle. Der Feind war still, und schon kletterten die ersten über die Drähte.

Da heulte es oben in den Lüften. Krachend fuhr eine schwere Granate in das Hindernis, eine deutsche, und zerfetzte die Vordersten. Und nun kam Wirbel auf Wirbel und schlug mitten unter die Leute. Fluchen und Stöhnen drang zum Himmel, Leuchtkugeln zischten gegen den Mond, doch der Qualm der eigenen Granaten wickelte sie ein; sie leuchteten nicht und zertropften in ihren schwarzen Höhlen. Freilich, sie waren zu früh oben, allzusehr hatten sie sich beeilt, nun preßte sie das furchtbare Eisen vom Fort zurück, Schritt um Schritt, bis

hart an den Rand der Kuppe. Einige freilich drangen wiederum durch das eigene Feuer, einige kletterten den Wall hinunter und stießen im Graben auf unbewaffnete Franzosen, andere erbrachen einen Zementbau und fanden den Feind schlafend. Doch das waren nur schwache Patrouillen, tollkühne Versprengte. Das Krachen ihrer Schüsse alarmierte das Fort. Der Kommandant blinkte Verstärkungen heran, er warf beiderseits des Werkes frische Verbände in den Kampf und verdoppelte die Leute hinter den Sehschlitzen der Betonbauten.

Um elf Uhr ging der Mond unter. Es war stockfinster. Frierend lagen die Leute am Rande der Kuppe und sahen das Licht schwinden. Wenn eine Rakete aufflog, bräunte sich, einen Steinwurf entfernt, der Wall, glissen die Wände des Forts, geisterten blaue Mäntel im Vorfeld. Der Franzose sammelte zum Gegenangriff.

Als es dämmerte, schoben sich die feindlichen Linien vor. Der Berg schimmerte bläulich. Die Franzosen schwangen Spaten, Äxte und Beile. Wo sie Gruppen von Deutschen umringen konnten, aus deren verschlammten Flinten kein Schuß zu pressen war, hieben sie zu. In ihren neuen Uniformen und neuen Helmen waren sie schwer von den Deutschen zu unterscheiden. Doch hielt sich überall die verkrustete Front am Rande der Kuppe. Einige deutsche Gruppen pflanzten das Bajonett auf und gingen in der Helle vor, von allen Seiten von Kugeln umtanzt, vom Fort her, vom Steinbruch her im Rükken und rechts vom Fumin her. Andere lagen immer noch in Trichtern vor dem Drahthindernis; sie schossen in die Sehschlitze und hielten aus.

Eine rotgelbe Rahmenflagge, das Kennzeichen für die Artillerie stak in einem Erdaufwurf, hundert Meter vom rechten Schulterpunkt des Forts. Sie bedeutete: «Bis hierher sind wir Deutschen gekommen. Schießt nicht mehr, ihr Artilleristen.» Diese Flagge wurde im diesigen Morgen von den Beobachtern am Scherenfernrohr für eine schwarz-weiß-rote Fahne

gehalten, die auf dem Fort wehte. Nun schwieg die Artillerie. Doch es war zu spät. Der deutsche Soldat lag auf dem harten Boden; anderswo gab es tote Winkel, wo man aufrecht stehen und sich bewegen konnte, um sich zu wärmen. Am Vormittag rollten Infanteriesalven über die Höhe von einzelnen Gruppen, die sich bekämpften. Am späten Nachmittag wirbelten Schneeflocken über den Berg und tünchten ihn mit hartem flimmernden Weiß. Schnee, wieder Schnee! Doch zog der Deutsche die Spaten und grub sich langsam ein. Hell leuchteten die Toten im Vorgelände.

Wieder wurde dieser Sturm ein einziger Tag. Denn der Deutsche ruhte nicht. Frische Truppen in dünnen Linien gingen noch einmal den Hardaumont herunter, im Mond durch den Schnee. Sie fuhren noch einmal durch den Vauxbach, Stahlhelme und Handgranaten über dem zähen und eisigen Wasser, doch wo sie auch kamen, überall verriet sie der Schnee. Der Feind erkannte die schwarzen Wanderer in der Dämmerung und schoß sie nieder. Wie von Geisterhand entzündet, flammten die Häuser des Dorfes Vaux auf, wenn die Sturmkolonnen schweigend vorüberzogen gegen den Berg. Auch die Flammen verrieten den standhaften Deutschen. Doch biß er sich jedesmal hindurch bis an den tückischen Draht, der von den hundert Sehschlitzen bewacht war. Und dort zuckten unaufhörlich die Rohre. In Stoß und Gegenstoß wurde es Mitte März. Dann kam ein neuer Befehl.

Es war die Zeit, da die Russen mit zehn Armeekorps gegen den Narozsee liefen und vor der deutschen Front zusammenbrachen; da Bethmann Hollweg dem amerikanischen Botschafter ohne Wissen der Obersten Heeresleitung mitteilte, er verzichte auf den uneingeschränkten U-Bootkrieg, da der österreichische Generalstabschef Conrad von Hötzendorf die k. u. k. 3. Armee aus Mackensens Befehlsverband in Serbien herausnahm, um sie gegen den Willen Falkenhayns gegen die italienischen Pässe anzusetzen; da er auch der russischen Front

unter Vereinheitlichung seiner Absicht gute Divisionen und schwere Artillerie entnahm; da endlich der deutsche Kronprinz den Alten um frische Reserven vergeblich bestürmte.

Der neue Befehl eines neuen Führers vor Vaux ordnete an, die Infanterie solle sich in «mehr oder weniger ausgedehnten Sprüngen» an den Feind heranarbeiten. Die Trichter sollten untereinander verbunden und zu Angriffsstellungen ausgebaut werden. Geschütze der Feldartillerie sollten von den Stellungen der Infanterie aus «in direktem Schuß auf kurze Entfernung» Blockhäuser, Maschinengewehr- und Beobachtungsstellen des Feindes zerstören.

Der Soldat stand zu diesem Befehl. Er grub Gräben im Vauxtal, die nachts der Schnee wieder zudeckte, er schanzte in den flachen Mulden am Berge und sah tags die Erde wieder herabstäuben, er schleppte Bauhölzer und schwere Stacheldrahtrollen durch die furchtbaren Täler; viele brachen zusammen; die Lasten aber, die zu Berg kamen, zersplitterte der unaufhörliche Sturm der Granaten. Er tat das Unmögliche, und wenn er scheiterte, war es ein Opfer. Der neue Angriff wurde auf den letzten März festgesetzt: gegen den Steinbruch und den Westteil des Dorfes Vaux.

Langsam und unter genauer Beobachtung schoß sich die Artillerie ein. Der Feind antwortete. Er setzte schwere und leichte Minen aus seinen sicheren Stellungen auf die Linien der deutschen Infanterie. Erschöpft, durchnäßt und zitternd vor Kälte kamen die Sturmtruppen in den Nächten an; sie warfen sich in die mit Wasser und Leichen gefüllten Trichter; sie zitterten und hockten still. Als es hell wurde, kamen Granaten und Minen; sie stampften Schritt für Schritt vor und fanden ihre Ziele. Lange nach dem Einschlag noch brannten die Löcher. Überall Heulen und Krachen, Dreck und Blut.

Da sitzen die Leute und halten sich die Ohren zu; sie haben Zahnschmerzen von dem höllischen Lärm. Dort hat sich einer völlig in die blutbespritzte Zeltbahn gewickelt; er will nichts

mehr sehen noch hören. Dort preßt sich eine Gruppe zusammen, der Ort scheint sicher, einen Augenblick — dann fährt eine schwere Mine senkrecht vom Himmel; sie wirft Knochen und Fleisch in den schmächtigen Draht, der Draht schwankt, die Erde läuft in Wellenlinien, und in den flachen Mulden wälzt sich der Mensch. Dort aber steht ein alter Unteroffizier auf abgerissenen Beinen an der Wand. Er fährt die Schreienden an — und sein Wort ist überliefert — sie sollten sich zusammennehmen, er sage kein Wort. Und stirbt.

Dort zerquetscht eine schwere Mine den Unterstand des Bataillonsführers. Rauch, Staub und Geschrei. Wer noch lebt im Graben, stürzt dorthin und hilft und zieht und birgt. Leute mit Eisensplittern in der Brust, Soldaten mit Balkenspeeren in der Seite, ja, ein Offizier, dem der Druck der Explosion eine Konservenbüchse in den Schädel preßte, liegen nun ungebahrt auf der zuckenden Erde, und um sie heult und bebt und schleudert der Eisensturm.

In zornigem Angriff wurden am Nachmittag des letzten März die westlichen Häuser von Vaux genommen. Die beiden Führer der Sturmkompanien, die in vorderer Reihe die Franzosen bekämpften, wurden tödlich verwundet. Gambetta- und Parisergraben wurden gestürmt, es fiel die Hohlwegstellung südlich Vaux und, endlich, der Steinbruch.

Neue Regimenter rückten an im Regen. Die Fahrzeuge versanken bis zum Kastenboden im Lehm, man ließ sie stehen, über zertrümmerte Lafetten führte der nächtliche Schleichpfad zur Front. Pioniere hieben Stollen in die Berge. Es wurde trocken, und in Stoß und Gegenstoß kam das Ende des April. Ein neuer Sturm wurde auf den 7. Mai angesetzt; gegen Caillettewald und südlich Douaumont, gegen I-Werk und Fort Vaux.

Wieder donnerte der Berg, diesmal unter den schwersten deutschen Mörsern. Die Infanterielinien waren ein Stück zurückgenommen, weil man fürchtete, sie würden durch den

Luftdruck vernichtet. In der Nacht zum 7. Mai rückten die Truppen in Sturmstellung. Feindliches Sperrfeuer hieb sie auseinander. Zuckend suchten die zerschlagenen Teile Anschluß rechts und links. Hundertmal schloß sich die Front, hundertmal wurde sie zersprengt. Unbeachtet zog der Tag herauf. Was galt ihnen das Licht? Sie mußten sich zusammenschließen. So riefen und liefen sie unter dem brauenden Tag, sie offenbarten sich dem Feinde; der ließ seine Kampfgeschwader durch die Luft brausen und die rissen die tausend Rohre der Batterien an sich; die Artillerien brüllten auf im Halbkreis auf der inneren Linie, und es fiel Feuer ohnegleichen auf den Vauxberg. In den Stellungen platzten die Flammenwerfer, geballte Ladungen und Brandröhren der Pioniere zerkrachten, ein höllisches Orgelwerk, in dem selbst die finsteren Bässe der Zweiundvierziger untergingen.

Ein Offizier, der sich zu seinem Bataillon am Vauxberg durchschlug, fand von der einen Kompanie noch acht, von der anderen 13 Mann verfügbar; ein Zugführer seiner eigenen Kompanie meldete sich mit drei Mann zur Stelle.

Am späten Nachmittage begab sich General von Falkenhayn selbst zum Gefechtsstande des angreifenden Korps. Er wollte Augenzeuge der Eroberung des Forts sein. Gleich als habe der Franzose die Ankunft des höchsten Offiziers des deutschen Feldheeres gemerkt, verdoppelte er sein Feuer. Schwarze Rauchschwaden wälzten sich die Hänge des Vauxberges herab. Das Gefechtsfeld war völlig unsichtbar. Verwirrt und bestürzt zog sich der General zurück.

Der Vauxberg glich einem Kreuzer in schwerem Sturm. Er schwankte in den Rauch- und Feuerwogen. An die Ränder des Decks aber klammerte sich die deutsche Front. Heißer Wind warf ihre Leiber hoch; giftiges Gas schwelte gegen ihre Lippen, und ewig fegten die schwarzen Sturzseen schwerer Granaten über das krachende Deck. Die Front aber hielt.

Die Freunde traten aus der dunklen Erdhöhle in den hellen Mittag. Sie hatten sich heißgeredet und standen nun eine Weile still unter den Buchen. Der Wald war lautlos, die ungepflügte Erde roch stark, doch ritzte kein Eisen mehr den Boden. Der Feind schwieg weithin. Wenn aber ein Windhauch die Bäume rührte und das Licht schoß zwischen den getriebenen Zweigen hervor, dann zitterte der eine oder der andere, als blitze da oben eine Leuchtkugel. Auch fuhr ein feiner Schmerz durch ihr Ohr, wenn nur eine Maus durch das vorjährige Laub schlüpfte, oder wenn ein Vogel von einem Ast zum anderen raschelte.

Junne aber entfernte sich von der Gruppe. Er lief durch den Wald und spähte, er ging zu den Feldküchen und bettelte, und als er wiederkam, brachte er einen großen eisernen Kessel, dazu rohe Kartoffeln und rohes Fleisch. Es war kein Flieger in der Luft und nach der Erfahrung kein Feuerüberfall mehr zu erwarten. So trugen sie Reisig und trockenes Holz zusammen, bauten einen Herd und ließen das Essen kochen. Sie lagerten sich um die Flamme und sprachen über den Sinn des Krieges. Robert Buchholz sagte:

«Der Sinn des Krieges ist der Sieg. Wer siegt, der hat auch den Sinn des Krieges erobert, und es wird an ihm sein, den Sinn zu erfüllen.»

«Und wenn wir siegen,» warf Eduard Lang ein, «welchen Sinn, glaubst du, werden wir diesem Kriege geben?»

«Unsereins», antwortete Buchholz, «denkt den ganzen Tag. Ich habe mir nun gedacht, daß wir nach vollkommenem Siege der Welt die Freiheit geben werden. Die wahre Freiheit, meine ich. Wir werden Indien befreien und Ägypten, Afrika und Asien. Jedes Volk soll sich selbst regieren, und wir werden mit jedem Freund sein. Ich zum Beispiel werde öfter den Maharadscha von Indien besuchen; manchmal werde ich im Zelt eines Beduinenhäuptlings schlafen oder mit den kaukasischen Fürsten Wein trinken oder die Mazedonier lehren, wie man Schweizerkäse macht, oder...»

«Und du meinst», unterbrach Lang, «es genüge, den Völkern die Freiheit zu geben und Wein mit ihnen zu trinken oder sie zu lehren...?»

«Ja, sie zu lehren. Wir sind das ordnende unter den Völkern, wir sind die Kolonisatoren.»

«Du willst also die Erde zivilisieren?»

«Nur wenn das einzelne Volk will; nur, wenn ich gerufen werde. Sonst mögen sie ungeschoren zu ihren Göttern beten.»

«Und das Reich, Gottes Reich?»

Da Buchholz auf diese Frage schwieg, fuhr Eduard Lang fort: «Wenn uns Gott den Sieg gibt, so gibt er uns sein Reich. Das Reich der Gerechtigkeit, der Ordnung und des Friedens in seinem Namen. Das müssen wir verwalten. Unser Sieg wird sein Auftrag sein. Und dazu müssen wir uns erhalten.»

«Das Reich... das Reich», sagte Bernhard Buchholz, indem er in die Flamme sah. «Es war einst groß in seinem Namen. Wenn ich an die Kaiser denke: Karl den Großen und Friedrich II., Otto und Heinrich und alle Gewalten des Mittelalters, dann kommt Musik über mich. Für solch ein Reich würde ich gern sterben.»

Hier erhob sich der lange Werner. Er schien unmutig, als er begann:

«Das Reich, das Reich und wiederum das Mittelalter! Verdun... das war noch vor zweihundertundachtzig Jahren freie deutsche Reichsstadt. Jetzt bluten wir hier, wo unsere Vorfahren gepflügt haben. Das Reich, das ist das deutsche Reich, und das ist überall, wo wir einst waren. Sie haben es abgebröckelt und verschlungen und der Name Reich ist fast verklungen. Deutsches Reich — ist das jenes unregelmäßige Viereck zwischen den Festungen der Natur und den Grenzen unseres Willens? Ist das jener kleine Leberfleck innerhalb unserer Staatsgrenzen? Wir haben nicht Platz, wir haben nicht Raum. Wir müssen hinaus, bewußt und geschlossen. Kein Tropfen unseres Blutes darf mehr in fremden Völkern unter-

gehen, wie die Jahrhunderte hinauf, bis jetzt. Die Wanderung beginnt wieder, wir sind die äußerste Welle. Und wo wir stehen, da ist deutsches Reich. Das ist für mich der Sinn des Krieges.»

Die jungen Soldaten stimmten Werner zu. Nur Eduard Lang verhielt. Er bewegte die Rechte, und erst als alle auf ihn hinsahen, rüstete er sich zu dieser Rede:

«Was streitet ihr über den Sinn des Krieges, da er noch nicht beendet ist, da er zwischen Völkern geht, und da Völker nach Jahrhunderten und Jahrtausenden leben? Der Sieg, das ist der Zweck des Krieges, nicht sein Sinn. Das Reich, das ist eine Sehnsucht des Krieges, nicht sein Sinn.

Der Krieg stellt eine Frage an die Völker: Bist du bereit und geweiht, der Welt Ordnung und Gesetz zu geben? Willst du dich opfern um des kommenden Gesetzes willen, das höher ist als du selbst?

Das Gesetz aber ist unbekannt. Es offenbart sich nicht im Schlachtsturm, es kommt wie der Geist im Pfingstwind zu dem, den es erwählte. Und der wird dann der Welt den Frieden, die Gerechtigkeit und die Liebe bringen und den Sinn des Krieges erfüllen.

Wir haben nur die Gestalt des Krieges gesehen; den Schrekken des Wartens im Graben, die Lust des freien Sturmes; die Vernichtung des Lebens und den Triumph der Tapferkeit. Wir haben das Wunder erlebt, wie einer dem andern half durch das ganze Volk hin, wie alle Stämme zusammenstanden zu geheimnisvoller Waffenhilfe und wie einer für den anderen das Leben fortwarf, für den Bekannten und für den Unbekannten.

Wir sind von niemand getröstet worden, denn die Welt hinter uns ist kleinmütig, und sind dennoch zum Opfer gegangen. Damit haben wir ein Gesetz erfüllt, das größer ist als wir selbst. Wir haben den Tod überwunden, nicht einmal, sondern zehnmal, und wenn wir dennoch fallen sollen, so haben wir den Tod schon in unseren Herzen vernichtet, denn wir sterben ja nicht blind, sondern wir sterben für die anderen, die unseres

Volkes sind, damit der Geist zu ihnen komme, wenn wir nicht mehr sind.

Diesen Geist zu befreien, das ist der Sinn unserer Mühsal und unseres Todes. Er geht noch in Wolken und Blitzen, zuweilen sehen wir sein feuriges Auge, aber wir dürfen ihn noch nicht nennen und rufen, denn er will von selber kommen zu seiner Zeit.

Er heißt nicht Frontgeist; der Frontgeist sei nur das Gespann vor seinem Wagen. Er heißt nicht Einigkeit, denn Einigkeit seien nur die Räder seines Wagens. Er heißt nicht Sieg, denn der Sieg ist nur der Hufschlag seiner Rosse. Er fährt langsam, und der Verzweifelnde erkennt ihn nicht. Aber er wird geboren werden aus unserem Blute, denn es ist notwendig, daß er erscheine. Nennt ihn nicht den «Genius des deutschen Volkes». Gebt ihm keinen Namen, dem «Sinn des Krieges». Er wird einst da sein, und man wird ihn dennoch nicht erkennen. Wer ihn nennt, der zieht ihn herab in seine Arme, und das wird den anderen ein Spott sein.

Wir aber sind Soldaten, und wir sind geboren, für das Vaterland zu kämpfen. Und das ist heute mehr als für das Vaterland zu sterben. Denn das Leben des Soldaten ist bitter und der Tod ist nicht mehr einfach. Laßt uns nun nicht streiten, was das sei, das Vaterland: ein wachsendes Reich, ein schreitendes Volk, ein brauner Acker, ein blitzender Fluß, der Blick eines Menschen daheim oder ein Ungeborenes, das befreit sein will. Wir wollen uns zuschließen in der Kraft der Liebe und still sein. Wir tun unsere Pflicht, wir können nicht anders. Wir wissen nur, daß unser Opfer nicht den Lumpen gilt, den Leichtsinnigen und Wankelmütigen, den Händlern und Verrätern. Unser Leben zeugt für uns, und der Krieg beweist die Unsterblichkeit unseres Volkes.

Vielleicht können wir später auch mit Worten zeugen, wenn wir daheim sind. Aber das hat noch Zeit. Wir stürmen im Zeitlosen. Laßt uns darin verharren, den anderen Völkern zum

Trotz, die auf die Zeit pochen. Sie werden von ihrer falschen Mutter verschlungen werden.»

Eduard Lang hatte geendet. Er blickte sich lächelnd um und bat dann alle, zum Essen niederzusitzen. Junne nahm den Kessel vom Feuer und stellte ihn auf das Moos, bis er genügend abgekühlt war. Dann füllte er jedem sein Teil in den Deckel des Kochkessels und sie aßen, bis sie satt waren. Der Fleischduft hatte auch andere Soldaten aus dem Waldlager angelockt. Sie standen erst eine Weile an den Bäumen herum und setzten sich dann auch zu den Freunden nieder. Bald schwirrten die verschiedensten Mundarten durcheinander. Der Soldat, nicht gewillt, sich die Zeit der Rast von einem namenlosen Trübsinn rauben zu lassen, war mit seinen Gesprächen bald auf den besonnten Flecken seiner Heimat, indem der Bauer von seinen Kühen, der Schäfer von seinen Schafen, der Städter von seiner Frau und alle von ihren Kindern erzählten, bald verwandelte er sich in einen Spaßmacher oder Liebessänger, und es dauerte nicht lange, da hatte Junne seine Mundharmonika gefunden und spielte, während der Wald verdämmerte, zum Tanze auf. Freilich waren es nicht viele, die nun auf dem Moos herumstampften und meist junge Leute; doch sahen die Alten wohlwollend zu, indem sie Rauch aus ihren kurzen Pfeifen stießen. Trommler schlugen mit Holzscheiten den Takt, Pfeifer tirilierten über und unter der Melodie einher, und schließlich fanden sich auch geübtere Sänger in der Runde, die aus dem Stegreif ein oder das andere Volkslied sangen, die Stimmen kamen zusammen, Eduard Lang holte sich aus dem Wirrwarr die Bässe und die Tenöre und stellte ein Quartett zusammen, das vor der Sonne und den Bäumen konzertierte.

Auch die Freunde saßen in der buntgewürfelten Truppe. Was hätten sie sich noch erzählen sollen? Von den Dingen des Herzens? Davon sprach man nicht, höchstens im Scherz, um sie zu verbergen. Man sprach wohl von den Jahren der Jugend und was man treiben wolle, wenn der Krieg zu Ende sei; man

sprach von den Büchern, die man gerade las, und es waren die besten. Aber in der Ferne polterten die Geschütze, und das klang wie der Sturz von Schollen auf den Sarg. So war man lieber fröhlich und vergaß. Und am Ende mußte man wieder Abschied nehmen und wußte nicht, auf wie lange.

Robert und Bernhard Buchholz trennten sich am schwersten. Sie steckten sich frisches Laub in die Knopflöcher der Uniformen, sie streiften mit kurzen Worten an ihrem Vaterhaus vorbei, aus dem jetzt auch die beiden jüngeren Brüder zum Heere einrückten. Nun, es war klar, sie würden als die Älteren an Tüchtigkeit wetteifern und das Alter des Vaters und der Mutter verschönen. Doch auch davon sprach man nicht, denn einer hielt vom anderen mehr als von sich selbst. Der Abschied war stumm. Beide wandten sich voneinander ab.

So ging Roppel Blank wieder in seine melancholische Stille. Werner freute sich auf den morgenden Tag; er würde in einer Nußbaumhecke sitzen und in sein Buch schreiben, in das große von den Kämpfen der letzten Wochen, in das kleine aber ein Liebesgedicht. Junne aber hatte überhaupt keine Pläne; er dachte nur, wenn er jetzt zu seiner Kompanie komme, sei wohl Post für ihn da.

Nur Eduard Lang war erregt. Nun hatte er die Wochen her mit Gott und dem Teufel gerungen, er hatte alles Irdische von sich abgestreift, er hatte Augustinus und Pascal gelesen, aber jetzt, da er aus dem Menschengewühle stieg und auf den Waldwegen dahinwanderte, dachte er voll Unruhe an seine Frau. Sein Herz glühte ungebärdig, er seufzte und flüsterte Liebesworte, die nur der Mond oder der Uhu hörte und suchte einen Namen für sein Kind. Er sah den kleinen Blondkopf vor sich, der noch nicht geboren war, Frau Nell reichte ihn durch die Lichtdämmerung herüber und er roch die Süßigkeit der jungen Stirn. «Beatus soll er heißen», sprach er endlich, als er aus dem Walde trat und ferne das Wetterleuchten der Front über den Nachthimmel fuhr.

Drittes Kapitel

Ein neuer Morgen

Am Vormittag des 1. Juni sah der französische Kommandant der Feste Vaux, Raynal, der mit dem Fernstecher aus einem Beobachtungsturm spähte, wie die Deutschen nach heftigem Trommelfeuer aus den Steinbrüchen von Douaumont kletterten und durch Rauch- und Gaswolken gegen den Wald von Caillette liefen. Das war zur Linken gegen Nordwesten. Leutnant Bazy von der Fortbesatzung richtete ein Maschinengewehr dorthin — ohne Erfolg. In einer halben Stunde lebte die französische Division nicht mehr, die jene Stellung gehalten hatte: die letzten Gefangenen kletterten die Hänge des Douaumont hinauf. Die Deutschen fluteten weiter und besetzten den Südrand des Chapitrewaldes. Der lag westlich vom Fort: zwischen ihn und die Feste zwängte sich nur noch der Fuminrücken, gespickt mit drei kleinen, aber starken Infanteriewerken R 3, R 2 und R 1. Gleichzeitig brach der Sturm von den Hängen des nördlichen Hardaumont herab. Der Mariannengraben, der steil zum Vauxbach abfiel und den die Sturmtruppen durchlaufen mußten, war vom Fort aus eingesehen. Raynal ließ ein Maschinengewehr dorthin richten. Bald versperrte ein Turm von Toten den Stürmern den Weg; sie mußten heraussteigen und den Hügel umgehen. Doch war ihr Lauf nicht zu halten. Zwei Reihen untereinander verbundener Drahtwalzen deckten den Graben des Gegners. Pioniere rissen ste-

hend den Draht auseinander und sprangen mitten in den Feind. Bläulicher Rauch zeigte dem Kommandanten Handgranatenkämpfe an. Kurz darauf sah er vom Vauxteich her die letzten Überlebenden gegen das Fort laufen; ihre Gesichter zuckten, sie rollten ihre Augen im Wahnsinn, das war die Folge des Feuers.

Die Deutschen fluteten weiter. Sie stauten sich am Bahndamm, der in der Nähe des Teiches einen Halbkreis beschreibt, sie überkletterten ihn, sie brandeten am Fuminrücken empor. 150 Schuß Schnellfeuer aus zwei 10,5-Zentimeter-Gebirgshaubitzen zerfetzten R 3 am Ostrande des Fumin in einer Viertelstunde, und die Infanterie besetzte das Werk. Kurz darauf ergab sich auch R 2. Langsam tropfte an den Hängen des Fumin eine Schützenlinie zusammen. Ehe sie sich aber noch auffüllen konnte, drangen sechs deutsche Soldaten, unter ihnen ein verwundeter Leutnant und ein Fähnrich, auf eigene Faust gegen das Infanteriewerk 512 vor. Sie sprangen in den Graben und waren plötzlich von achtzig Franzosen umringt. Doch schon sahen sie ihre Leute kommen; der Fähnrich, der im Rücken der schußbereiten Franzosen stand — man hatte ihn als gefangen erklärt — steckte seinen Stahlhelm auf eine Stange und winkte seinen Landsleuten. Man tauschte einige Handgranaten aus, dann war der Franzose auch hier gefangen, und die gefangenen Deutschen waren befreit.

Am Nachmittag sah der Kommandant, wie sich der Deutsche auf zweitausendfünfhundert Meter vom Fort eingrub. Er ließ die Maschinengewehre dorthin richten — auf äußerste Reichweite. Die Kugeln spritzten um die grauen Erdarbeiter, die fragend nach dem Himmel starrten, sich fragend umsahen, woher denn das Feuer komme. Doch unerschüttert setzten sie ihre Arbeit fort und waren bald unter der Erde verschwunden. In der Dämmerung donnerten die Artillerien wieder. Die Luft im Fort wurde dick. Man war von Norden und Westen umklammert. Der Kommandant zählte tausend Granaten in der Stunde und wußte, daß morgen der letzte Sturm komme.

Südlich hinter R 3 und R 2 hielt sich das Infanteriewerk R 1 auf dem Fumin. Der Infanteriesturm war am 1. Juni noch nicht bis dorthin vorgedrungen, doch hatte es schon schwer unter der Beschießung gelitten. Kapitän Delvert ging erschüttert über die Verwüstung durch die Gräben. Er sah die Mauersteine überall mit roten Tropfen gesprenkelt, er sprang über violette geronnene Blutlachen, über Tote, die starr in ihrer Zeltleinwand lagen, und über namenlose Trümmerhaufen: leere Konservenbüchsen, zerrissene Brotbeutel, durchlöcherte Stahlhelme und zerbrochene Gewehre. Inmitten des Gerümpels erblickte er ein schneeweißes Hemd, aus dem rote Tropfen rannen. Es schauderte ihn, der furchtbare Geruch trieb ihn zu seinen Leuten zurück. Sie standen blaß und zitternd in ihren Gräben; Tränen liefen ihnen über die Wangen, hervorgepreßt von den kitzelnden Gasen, die aus besonderen Granaten strömten. Kapitän Delvert erwartete eine schwere Nacht. Er saß in seiner Kasematte und schrieb, bis eine fegende Granate ihm die Feder aus der Hand wirbelte, ohne ihm im übrigen auch nur eine Kratzwunde zuzufügen.

Raynal traf in der Nacht die letzten Anordnungen. Sein Fort war außen zwar stark beschädigt, doch bot es noch tückische Verstecke, von denen aus man den Deutschen beschießen konnte. Der tiefe Graben, der das massive Viereck umlief, war zerschossen und mit Betonklötzen gefüllt. Auch die Panzerkuppel des Geschützturms in der Mitte des nördlichen Frontwalls starrte mit zerschossenen Eisenrippen gegen den Feind, und im Festungshof lag ein Gewirr gewaltiger Steine, die von den zertrümmerten Aufbauten des Kernwerkes herabgerollt waren. Doch standen noch unversehrt die Panzerbeobachtungstürme an den beiden Schulterpunkten der Nordfront. Hier an der Stirnseite in den Grabenstreichen waren zwei gefährliche Breschen und hier würde der Deutsche angreifen. Raynal ließ mit Sandsäcken und Steinen feste Barrikaden bauen, oben mit Zinnen versehen, durch die man Handgranaten werfen und

schießen konnte. Er flickte die teilweise zerschossenen Hohlgänge, die unter der Grabensohle tief in der Erde lagen, er verschanzte die Gewölbe, die ober- und die unterirdischen, und schuf überall Schußlöcher, die von außen unsichtbar waren. Die Kehlkaserne an der Südfront des Forts war unbeschädigt. Von den Kasematten aus konnte man den Kehlgraben bestreichen und über den Bergwald hinab nach Fort Souville blinken.

Hinter jeder Sandsacksperre standen Posten. Die beiden Schulterpunkte der Nordfront waren mit alarmbereiten Maschinengewehrleuten und Handgranatentrupps besetzt; andere Abteilungen waren angewiesen, sich sofort nach dem Abrollen des deutschen Trommelfeuers auf die Fronthänge zu stürzen und die Stürmer niederzumähen. Die Besatzung der Festung schwoll in der Nacht auf sechshundert Köpfe an: so viel würde der Deutsche auf keinen Fall durch das Feuer heranbringen. Raynal war zufrieden. Drei Monate hatte der Zwerg widerstanden; er würde auch morgen die Boches erwürgen.

Noch in der Finsternis meldete ein Posten im Beobachtungsturm dem Kommandanten, der auf seinen Stock gestützt durch die Gänge eilte, Bewegungen des deutschen Halbkreises an den Hängen des Vauxberges. Punkt vier Uhr, während das erste Rot die Maasberge färbte, hob sich das Trommelfeuer vom zitternden Fort, und ehe noch Raynal seine Truppe ins Freie stoßen konnte, hörte er von der Nordfront her schon Handgranaten krachen, der Deutsche saß der Festung an der Kehle.

Noch von Sprengstücken der eigenen Granaten umschwirrt, hatten die Stürmer mit Bajonett und Handgranaten einen im Glacis liegenden Graben erledigt und kämpften nun um die beiden nördlichen Schulterpunkte. Dort stand ein hochgewachsener französischer Offizier, der Kapitän Tabourot, und warf sorgfältig zielend seine Handgranaten. Zugleich rasen Maschinengewehre und speien Revolverkanonen aus der nördlichen Grabenstreiche und fegen den Frontgraben leer. Doch

plötzlich fallen Handgranaten aus der Luft auf die französischen Verteidiger. Tabourot sinkt zerfetzt in die Knie und wird von seinen Leuten in das Fortinnere gezogen. Der Deutsche saß schon auf dem Dache des Forts.

Kleinen Abteilungen war es gelungen, unter dem Schutze des eigenen Trommelfeuers teils durch den westlichen, teils durch den östlichen Flankengraben hindurchsteigend den Oberbau des Forts zu erklettern. Sie labten erschrockene Franzosen, auf die sie stießen, aus ihren Feldflaschen; ein Teil von ihnen stieß nach Süden vor, ein anderer Teil aber besetzte die Decke der Kehlkaserne und trieb die alarmierte Besatzung, die aus den Kasematten an ihre Gefechtsplätze auf dem Wall eilen wollte, mit Handgranaten von oben her in ihre Schlupfwinkel zurück. Kapitän Tabourot kämpfte unterdessen, von etwa hundert Verwundeten umgeben, in einer Kasematte mit dem Tode.

Während seine Leute ihn davongetragen hatten, war der Deutsche nachgestoßen und hatte den östlichen Schulterpunkt umzingelt. Im Augenblick einer Ladehemmung war das vor dem Eingange der Grabenwehr stehende Maschinengewehr durch eine Handgranate zerstört worden, im Inneren des Bauwerkes schlugen Flammen auf, und im Rauche erschien ein weißes Fähnchen. Ein Offizier und zweiunddreißig Mann ergaben sich. Der Deutsche drang in die östliche Grabenstreiche ein und besetzte sie. Er fand dort zwei Geschütze ohne Verschlüsse.

An die westliche Grabenwehr schlichen sich Pioniere heran. Sie krochen am Grabenrand entlang und steckten Brandröhren in die Schießscharten der Streiche. Zwei Meter lange Flammen leckten in den finsteren Koffer hinein und verbrannten fünfzehn Franzosen. Während die Besatzung für einen Augenblick die vier Geschütze im Inneren verließ, kletterten etwa dreißig Feldgraue geschwind wie die Katzen in den Graben. Sie turnten kaum auf den Betonklötzen herum, da feuerte die Grabenstreiche wieder, die Besatzung war zu sich gekommen. Doch schwangen sich die Eindringlinge behende in die Höhe und ver-

stärkten die Schützenlinie auf dem Dache des Forts. Der Kampf um den westlichen Schulterpunkt ging weiter.

Leute, die dauernd von Norden in die Kampffront einschwärmten, mußten ihre Handgranaten an die Pioniere abliefern. Sie wurden zu Bündeln gebunden und in Sandsäcke gesteckt. Dann schlich der Pionier an der Grabenmauer entlang bis zum Geschützturm, er hob sich ein wenig über den Rand, von Kugeln umzischt, die unter ihm aus der Erde hervor vom begrabenen Feinde abgefeuert wurden, er ließ den Sandsack an einer Schnur über die Brüstung der Mauer hinab, bis sie vor der Öffnung der Schießscharte baumelte, riß dann an der Zündung, und die krachende geballte Ladung fraß sich in die Mauer der Grabenwehr. So brachen die Pioniere Stück für Stück aus dem bösen Turm, der unter ihnen lag und der Infanterie den Graben sperrte, bis endlich am Nachmittage Geschütze und Maschinengewehre im Inneren schwiegen. Blitzschnell sprangen die Deutschen hinauf, unter ihnen Junne. Er hielt sich torkelnd auf dem Oberbau der Wehr, er sah einen Haufen gefüllter Sandsäcke vor seinen Füßen. Er zerrte daran, eine unsichtbare Hand zerrte unten. Junne stemmte sich dagegen; er war der Stärkere: der Sandsack flog im Bogen über seinen Kopf rückwärts, vor seinen Füßen gähnte ein Loch. Schnell eine Handgranate in die Finsternis, Junne schnupperte durch den Rauch hinunter, er sprang hinein, das Nest war leer. So wurde auch der westliche Schulterpunkt besetzt.

Im Raum vor der östlichen Grabenstreiche hatten sich allmählich Angehörige zweier Regimenter und Pioniere gesammelt. Vor ihnen gähnte ein Hohlgang, der ins Innere des Forts führte. Er mußte genommen werden. Während draußen im Freien von Osten her frische französische Truppen anliefen, lebhaft empfangen vom Feuer der Leute, die auf dem Fortdach hockten, drang ein Leutnant mit einigen Freiwilligen in den finsteren Hohlgang. Eine schnell aufblitzende Taschenlampe beleuchtete eine kleine Treppe, die unter die Erde führte.

Die Männer sahen die nackten Steinstufen, die im Dämmer plötzlich aufhörten, da sich die Höhlung dort am Ende plötzlich nach links wand. Der Leutnant blendete im Nu die Lampe wieder ab, und nun stiegen sie langsam und leise hinunter in die feuchte rieselnde Finsternis. Jedem schlug das Herz im Halse, doch hörte der Kommandant ihre schweren Stiefel über den Stein schlürfen. Die Männer blieben stehen und horchten. Nichts regte sich. Sie hörten nur die Kugeln von außen gegen den Steilberg klatschen. Sie drangen weiter vor und stießen auf eine Barrikade aus Torniſtern, die behutsam abgebaut wurde. Dann tappten sie weiter. Sie waren jetzt unter der Sohle des Grabens und hörten den dumpfen Paukenkrach der in den Graben fallenden französischen Handgranaten. Sie mußten sich bücken, der Gang war schwül und niedrig. Die Vordersten standen und witterten: in jeder Sekunde konnten aus der Schwärze die tödlichen Schüsse der Verteidiger fallen. Nun stieß ihr Fuß an einen Stein, der Vorderste stolperte und fiel; nicht eben tief; denn was er nun unter seinen Händen fühlte, das waren die Stufen einer zweiten Treppe, die aufwärts führte.

Einen Augenblick lang berieten sie, doch sie mußten hinauf. Die Finsternis kletterte und gurgelte über ihren Häuptern; vor ihren Augen zersprangen Farbenräder: irgendwo aus einer unbekannten Nische mußte doch der Tod treten und mit seinen Kugelzähnen klappern! Nichts rührte sich, nur faules Wasser schlich über die Wände des Ganges.

Sie zählten einundfünfzig Stufen, und nun waren sie oben. Noch einmal blitzte die Taschenlampe auf, es mußte sein: auf den obersten Treppenstufen eine Barrikade von Sandsäcken, dahinter eine geschlossene, eisenbeschlagene Tür. Die konnte man mit dem Bajonett nicht einrennen, also halt! Die Sandsäcke flogen herum und wurden zu einer Brustwehr für den Deutschen.

Kaum aber lagen die obersten Säcke, da wurden Stimmen

laut hinter der Tür. Der Franzose kam. Aus einer unsichtbaren Öffnung zischte eine Handgranate auf die Treppe und zersprang mit betäubendem Krach. Sie schadete niemand. Die Deutschen drückten sich hinter ihre Barrikade. Der Leutnant stellte hier den langen Werner mit zwei Mann als Posten auf; er selbst zog sich mit seinen Leuten zurück, um die Pioniere die eiserne Tür bearbeiten zu lassen.

Werner schluckte ein Räuspern hinunter, er fühlte sich durchaus nicht behaglich. Gegen die kalten Sandsäcke gepreßt, eine Handgranate wurfbereit in der Hand, stand er da und gedachte, die glücklich gewonnene Tuchfühlung mit dem Feinde sobald nicht wieder aufzugeben. Den dreien wurden die Ohren länger vor Horchen. Mit Gewalt mußte Werner eine lächerliche Versuchung unterdrücken. In seiner Brust rumorten tausend Stimmen, er hätte sich hier zu gern als Bauchredner eingeführt. Doch preßte er mit der freien Hand die Gurgel, bis ihm das innere Gequake zu Kopfe stieg. Da murrte er in die Sandsäcke hinab. In diesem Augenblick zischte eine Handgranate über die Barrikade und polterte krachend die Treppe hinab. Werner sah die gelblichen, rotgeränderten Flammen, und plötzlich schwieg der Froschtümpel in seiner Brust.

Stunde um Stunde verrann; die Sandsackposten wußten es nicht. Einmal hörten die drei das bekannte Surren der Flieger über dem Fort. Sie unterschieden zwei brummende Motoren, die sich bald voneinander entfernten, bald mit Hummelköpfen aufeinander zustrebten. Sie hörten fern die Abwehrgeschütze bellen und vernahmen sogar das wattierte Geräusch zerplatzender Schrapnells. Um diese Stunde stürzte ein brennendes französisches Flugzeug mit hoher Stichflamme aus dem Himmel in die Stellung der Deutschen auf dem Vauxberge; das andere entkam. Die drei horchten und hörten plötzlich nichts mehr: «Parti? Kaputt?» knurrte Werner in seine Sandsäcke. Doch niemand gab ihm Antwort.

Allmählich wurde es drunten phantastisch. Fürchterliche

Bilder quollen aus dem Gemäuer und drangen auf den langen Werner ein; er fühlte Schlaf und gähnte, er fuchtelte mit seiner Handgranate, und auf einmal sprach er wieder. Doch da setzte ihm einer seiner Kameraden die Faust unter die Nase.

Nach vielen Stunden erst wurden sie erlöst. Sie hörten scharrende Schritte und hörten die deutsche Losung. Die Pioniere kamen leise die Treppe herauf. Sie trugen eine geballte Ladung und hängten sie an der Eisentür auf. Dann wurde die Treppe geräumt — nur der Pionierleutnant blieb oben, um die Ladung zu entzünden. Er hatte keine Zündschnur; so riß er die Schnur einer Stielhandgranate: «Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig — und...» Er hatte sein Gebet kaum gesprochen, mit gewaltigen Sprüngen die Treppe hinuntereilend, da explodierte mit unerhörtem Lärm das Bündel. Der Pionierleutnant fühlte rinnendes Blut, nicht schlimm; wer noch auf der Treppe stand, aus Neugier oder Trägheit, wurde zu Boden geworfen; erstickender Qualm wälzte sich über die Gestürzten.

Im nächsten Augenblicke fegten sie die Treppe hinauf. Die Tür war geborsten. Sie drangen weiter vor in der Finsternis, an einer Tür vorbei, die zum östlichen Beobachtungspanzerturm führte. Sie erkannten sie nicht und stürmten weiter. Ein Taschenlampenblitz: das blasse Gesicht eines Franzosen. Der Blaue floh, Handgranaten hinterdrein. Doch die weckten nur knallende, peitschende Maschinengewehrschüsse, die nun auf einmal aus dem Unsichtbaren in die Enge klatschten. Die Hölle war los unter der Erde. Man sah nichts, nicht einmal das Mündungsfeuer der versteckten Maschinen. Angriff wäre Wahnsinn gewesen; so fand sich die Kette endlich an der geborstenen Eisentür wieder. Niemand war verwundet. Ein Posten wurde hinter den Sandsäcken aufgestellt.

Auch von der westlichen Grabenstreiche aus war der Deutsche in den Hohlgang eingedrungen, eine lange Treppe hinab und wieder hinauf ins Unbekannte, bis er an ein eisernes Gitter stieß, hinter dem hervor der Franzose seine Handgrana-

ten schleuderte. Doch hatte man einen Zugang zum westlichen Panzerbeobachtungsturm entdeckt, und hier blieb hinter einer Barrikade der deutsche Posten stehen. Handgranaten begrüßten sich im östlichen und westlichen Hohlgang.

Draußen wurde es Nacht. Maschinengewehre aus Südwest vom Damlouprücken her beschossen die Deutschen auf dem Fort, auch die französische Artillerie setzte mittlere und leichte Brocken auf das Kernwerk. Raynal hatte die Granaten auf seinen Berg herangeblinkt. Er gedachte die Deutschen zu vertreiben, die auf seinem Kopfe tanzten, doch die preßten sich in die Trichter, sie spähten hinter Klötzen hervor und schossen und hielten sich.

*

Gegen R 1 liefen nur schwache Wellen. Kapitän Delvert sah, wie Deutsche vom Rücken her mit Flammenwerfern seine Redoute angriffen. Der schwarze und weiße Rauch aber wechselte plötzlich die Farbe: Sein Leuchtraketenlager stand in Brand. Rote und grüne Flammen leckten gen Himmel und fraßen sich durch die Räume weiter. Granatenkästen explodierten unter Flüchen, sogar die trockene Erde in den Sandsäcken brannte. Doch gelang es, das Feuer abzudämmen. Um zehn Uhr abends kam ein Mann mit vier Feldflaschen voll Wasser für einundsiebzig Leute. Sie tranken gierig, doch es schmeckte nach Leichen.

Aus einem Schlitz des Forts flog um drei Uhr morgens eine Brieftaube nach Fort Souville. Der zusammengerollte Zettel im Fußring trug die Worte: «Der Feind hat uns umzingelt. Ich huldige dem tapferen Kapitän Tabourot, schwer verwundet. Wir halten uns.» Zur selben Stunde griffen die Deutschen R 1 erneut an. Eine Gewehrsalve mähte sie nieder. Doch richteten sich Verwundete auf ihren Knien auf und krochen gegen die Verschanzungen. Einer ließ sich, nachdem er den Wall erklettert hatte, in den Graben rollen. Er sah sich allein und wurde gefangen. Ein anderer erhielt auf drei Meter Entfer-

nung eine Handgranate an den Kopf. Die aufgehende Sonne ließ sein Blut schimmern. Es war Samstag, der 3. Juni. In der Morgenröte flog eine zweite Taube gen Souville: «Kapitän Tabourot vom 142. Regiment ist glorreich gestorben an der Wunde, die er bei Verteidigung der Bresche Nord-Ost empfing. Erbitte für ihn Ehrenlegion.»

Die französische Artillerie legte die ganze Nacht Feuer auf das Fort. Oben und in den Hohlgängen standen hundert Deutsche gegen fünffache Übermacht, doch wagten die Eingeschlossenen keinen Ausfall. Französische Abteilungen, die vom Bergwald her anliefen, wurden vom Sperrfeuer zerschmettert. Ein deutscher Fortkommandant wurde ernannt. Er teilte die Gefechtsabschnitte sorgfältig ein; auch Raynal verteilte Offiziere und Mannschaften auf Hohlgänge, Barrikaden und Kasematten. Er hatte einen Anfall von Sumpffieber zu überstehen, das er sich in den Kolonien zugezogen hatte, und schluckte den ganzen Vorrat an Chinin, den sein Hilfsarzt hatte. Jeder Mann erhielt einen Liter Wasser aus der Zisterne. Eine deutsche Abteilung arbeitete sich an den Ostwall des Forts heran und kletterte hinauf; über ihren Häuptern spie Feuer aus den Löchern des Kernwerks. Sie warfen Handgranaten in den schwarzen Rauch und sprangen in den Graben hinunter. Doch wetterten nun die französischen Grabenstreichen los. Die Deutschen duckten sich hinter den Betontrümmern. Rufe und Witze flogen unaufhörlich zwischen den Kameraden auf dem Dache und denen auf der Grabensohle hin und her.

Langsam ging der 3. Juni hin. Man wartete auf die Pioniere, die den befestigten Abgrund ausräuchern sollten. Aus zahllosen Löchern feuerte der Feind. Das Fort glich dem Fuß eines Vulkans, der aus hundert Rissen Fumarolen rauchen läßt. Die Deutschen liefen in den Gräben eilig hin und wieder und verstopften die Löcher mit Steinen und Erde. Die Wächter am Rande des Daches aber senkten wortlos von Zeit zu Zeit Handgranaten in den ungebärdigen Schlund. In der Nacht

auf den 4. Juni wurden die deutschen Truppen abgelöst. Pioniere mit Flammenwerfern rückten an.

Auch R 1 erholte sich an diesem Samstag. Es regnete leise, und die Poilus stellten ihre Kochgeschirre ins Freie und sammelten die Tropfen. Das Ungeziefer machte ihnen zu schaffen, doch fügten ihnen die Granaten keinen Schaden zu.

Der 4. Juni brachte strahlende Sonne. Doch davon merkten die Maulwürfe in den Hohlgängen nichts. Bernhard Buchholz ging mit seinen Pionieren an die Arbeit. Drei von den sechs Flammenwerfern, die glücklich durch das feindliche Sperrfeuer gekommen waren, ließ er von seinen Leuten im westlichen Hohlgang gegen die feindliche Barrikade schleppen. Der Trupp ging so leise in der Finsternis, daß niemand ihn bemerkte. Bernhard Buchholz tastete mit bloßer Hand die Sandsackmauer ab, er entdeckte oben die Scharten und ließ die Rohre dort hineinlegen. Dann ein kurzer verhaltener Pfiff, und drei mächtige Feuerstrahlen schossen in die gewölbte Finsternis vor. Während sich dicker Qualm und betäubende Gase im Hohlgang fortwälzten, wurde die Barrikade langsam abgebaut zur Sturmbresche.

Schritt für Schritt wich die französische Besatzung zurück. Der Qualm erstickte alle Lampen hinter den Flüchtigen. Die Holzverschalung der Wände und Decken fing Feuer, der Gang knisterte und glühte. In den furchtbaren Rauch gewickelt, rollten die Franzosen übereinander, und die Flammen waren schneller als ihre Füße. Gellende Rufe zitterten durch das Fort: «Gasmasken auf!» Denn schon hatte die glühende Brandung den Flur der Kehlkaserne erreicht, deren Kasematten mit Infanterie gefüllt waren. Jetzt drang der gepreßte Dampf in den betonierten Raum; viele wurden ohnmächtig, andere spien und rangen mit der Erstickung, andere sprangen irrsinnig gegen die Fenster und rissen die Blenden herunter, ein dicker Handgranatenmann schleuderte sich gar durch das dürftige Glas und fiel, von Splittern gespickt, draußen auf das Pflaster des Fort-

hofes. Doch wehte jetzt ein wenig Luft herein. Im nächsten Augenblick stürzte sich Leutnant Girard in den Rauch. Und während Leutnant Buchholz im Flackerlicht des Brandes nur langsam mit seinen Pionieren vorwärts kam — wieder lag eine kleine Treppe vor ihnen, und als sie mühsam oben angekommen waren, versengt, halb vergiftet und mit geschwärzten Gesichtern, brodelte vor ihren Augen eine neue Barrikade auf und spie Kugeln und Handgranaten.

Hinter der Barrikade stand Leutnant Girard und bediente das Maschinengewehr. Bernhard Buchholz sah im Schein der Schüsse sein bleiches Gesicht, er wog eine Handgranate in der Rechten, doch die wurde ihm schwerer und schwerer; er wogte hin und her, von brüllenden Schüssen umklatscht, die ihn nicht trafen, dann endlich, im letzten Augenblicke, warf er sie. Er hörte einen Menschen aufheulen, er warf sich hin, doch die Lohe vor ihm, die blitzende, krachende Barrikade schwieg nicht. Er tastete sich zu seinen Pionieren, die sich zwischen Sandsäcken auf den Boden gepreßt hatten, er schrie ihnen zu, und als sie ihn erkannten, zogen sie ihn langsam an den Beinen zurück. Er hieb seine Hände in einen Sandsack, der an seinem Kopfe lag, doch der Sack rutschte mit, ob Bernhard Buchholz wollte oder nicht. Doch nun senkte das Maschinengewehr sein Rohr und kämmte die Liegenden ab, seine Leute schrien, die Hälfte schien verwundet. Da raffte Bernhard Buchholz alle Sandsäcke zusammen, die in seiner Nähe lagen. Er wälzte sie zueinander und baute eine vierfach gereihte Mauer vor sich auf. Jetzt mochten die da oben Gift und Galle speien. Seine Leute halfen ihm, und nun schwieg auch das Maschinengewehr. Sie vollendeten eilig die Barrikade, fünf Schritt von der Treppe entfernt, und bauten dahinter eine zweite.

Langsam verzog sich der Rauch. Irgendwo zur Linken schimmerte Licht. Bernhard Buchholz schlich dorthin. Plötzlich tappte er, als sei da vor ihm eine Stufe, doch war es die Tageshelle, die ihn geblendet hatte. Das Licht kam von oben. Ja, da war

ein kurzer gedeckter Gang, der nach dem Forthof führte, und nun war es auch möglich, zu den Leuten auf dem Dache zu klettern. Bernhard Buchholz stellte starke Posten an den Barrikaden auf. Er konnte melden, er habe im Hohlgang fünfundzwanzig Meter Raum gewonnen und Oberwelt und Unterwelt miteinander verbunden.

Auch im östlichen Hohlgang gingen die drei übrigen Flammenwerfer vor. Lumpen, Sandsäcke, Tornister und Kleidungsstücke, die in der Höhle herumlagen, fingen Feuer, der Luftzug aus dem Inneren des Forts trieb die Qualmwolken ins Gesicht der Angreifer. Man mußte an der alten Barrikade stehenbleiben.

Raynal hatte von den Fenstern der Kaserne alle Sandsäcke entfernen lassen, die der Luft den Eingang verwehrten. Nach dreiviertel Stunden war geholfen, man konnte wieder atmen. Doch sah es im Verwundetenraum übel aus. Die Leute lagen übereinander, ein blasser Leutnant, dem eine Handgranate das eine Auge ausgestoßen hatte, rief verzweifelt auf seiner Bahre: «Ihr werdet noch ganz andere Dinge erleben. Die Boches werden noch viel schrecklichere Kniffe aushecken.» So klagte er fort.

Während die Franzosen in jedem Gange, unmittelbar vor dem Hauptflur der Kaserne, dichte Barrikaden errichteten, die den Qualm abhalten sollten, drei Meter dahinter aber Wehren aus Bruchsteinen, mit Maschinengewehren bestückt, flog eine Brieftaube gen Souville. Es war die letzte. Unter ihren Flügeln trug sie die Botschaft:

«Halten uns noch. Haben äußerst schlimme Gas- und Rauchangriffe hinter uns. Entlastung dringend geboten. Stellt Blinkverbindung mit Souville her, das nicht mehr antwortet. Die letzte Taube.»

Am Nachmittag bat der Furierfeldwebel, den Kommandanten Raynal allein sprechen zu dürfen. Raynal trat mit ihm beiseite. Der Feldwebel meldete mit erstickter Stimme: «Herr Kommandant, es ist fast kein Wasser mehr in der Zisterne.»

Raynal richtete sich auf, er ließ sich die Meldung wiederholen, er schüttelte den Feldwebel an den Schultern und schrie: «Das ist Verrat!» — «Nein, Herr Kommandant», antwortete nun mit fester Stimme der Verwalter, «wir haben nur die vorgeschriebenen Mengen verteilt, aber die Zahlen im Register stimmen nicht.» Raynal verbot für heute die Abgabe von Wasser. Der Todeskampf der Besatzung begann. Nur ein Angriff der großen französischen Armee konnte noch helfen. Aber die Hilfe mußte schnell kommen. Es wurde dunkel, die Blinker spähten nach Souville hinab. Kein Zeichen. Auf dem finsteren Schwesterfort da unten lag das schwere deutsche Artilleriefeuer. Kein Blinker konnte sich zeigen. Und die Taube, die letzte, war verwundet worden, als sie der Wärter von seiner Hand abfliegen ließ. Die Blinker zogen ihre Lichter von Souville zurück, sie warfen ihre Zeichen gegen den ganzen südlichen Horizont. Der Himmel blieb stumm. Aber die Verbindung mußte hergestellt werden.

Mitten in der Nacht ließ Raynal zwei Blinker kommen, junge und kräftige Burschen, die es wagen sollten. Er führte sie in den Blinkraum, zeigte ihnen den Apparat, den sie kannten, und deutete nach dem flammenden und stummen Souville hinunter, das sie ebenfalls kannten. Er blickte sie an und sagte:

«Noch vor der Morgendämmerung muß da unten auf dem Billard ein Blinkapparat aufgestellt werden, der meine Zeichen empfängt und Antwort gibt.»

Die beiden Blinker blinzelten. Das Billard war für die Poilus der ebene Vorsprung von Souville, auf dem jetzt die Granaten der Boches tanzten. Das Paar sagte vorläufig: «Jawohl, Herr Kommandant!» Raynal fuhr fort:

«Ihr werdet es übernehmen, nach Souville zu kommen und dort das Nötige zu tun.» Ah, jetzt wurde die Sache schon deutlicher. Also nach Souville! Das hieß, in den drei, vier Meter tiefen Graben springen, aus einem Fenster der Kehlkaserne heraus und dann die Beine unter die Arme nehmen für den

Fall, daß man glücklich oben auf dem Grabenwall ankam. An jener Stelle lagen zwar keine Deutschen, wegen der Handgranaten, die dauernd aus dem Kasernenhoffenster kollerten, aber auf dem Dache standen die Maschinengewehre der Boches, und sie hatten bis heute jeden Franzmann dreimal gesiebt, der da durchkommen wollte. Es roch unangenehm vor den Fenstern. Das Paar trat von einem Fuß auf den anderen, sagte aber ja. Also auf nach Souville!

Doch da kam noch eine Schwierigkeit. Raynal befahl ihnen, erst nach dem Fort Tavannes zu laufen, zum Divisionskommandeur, und ihm gewisse geheime Mitteilungen zu machen. Raynal senkte die Stimme und flüsterte den beiden zu, es sei kein Trinkwasser mehr im Fort. Das genügte. Das Paar verbeugte sich. Raynal gab ihnen die Hand. Ein Offiziersaspirant meldete sich noch freiwillig zum Mitgehen, die Trapper nahmen ihn an. Raynal führte die Gruppe an den Sprungplatz: einmal, zweimal, dreimal fielen dunkle und leichte Körper auf die Grabensohle, huschten den Wall hinauf und verschwanden im Dunkel. Vom Dache krachten die Maschinengewehre der Boches. Raynal empfand Gewissensbisse, er stand Stunden an der Scharte über das Signalgerät gebeugt und blinkte in spielerischer Angst gen Souville. Er hielt heimliche Reden auf den Tod der beiden Helden und blinkte weiter. Die Maschinengewehre bellten vom Dache. Die Nachricht vom Ausbruch der drei hatte wie ein Lauffeuer das Fort durcheilt, und nun sprang einer um den anderen von den Eingeschlossenen in den dunklen Graben hinab, das Fort löste sich in nichts auf. Die Offiziere schrien vergeblich. Erst als sich unten Leiche auf Leiche häufte, als draußen gellende Schreie ertönten und sanftere französische Rufe «Nickt schießen» — von Ausbrechern, die den deutschen Patrouillen in die Hände liefen, beruhigte sich die Panik. Zitternde Poilus krochen klagend in die Kasematten zurück. Es begann leicht zu grauen.

Bevor aber Raynal endgültig von der Scharte zurücktrat,

blinkte er noch einmal gen Südwest. Dann schrie er auf: ein helles Feuer zeigte sich im dunklen Kern des graugeränderten Forts. Raynal blinkte: «Seid ihr da?» Das Licht antwortete «Souville», und Raynal warf sich zurück und sprach in hochgetragener Rede:

«Sie sind dort. Sie haben ihre Mission erfüllt. Sie haben das sturmverlorene Fort wieder an das Herz des mütterlichen Vaterlandes geknüpft.» Dann schleuderte er seine Hilferufe gen Souville:

«Feind arbeitet im Westteil des Forts. Will Gewölbe in Luft sprengen. Klopft schnell mit Artillerie.»

Draußen im Forthof krachte und knatterte das Feuer. Es war fünf Uhr morgens. Deutsche Stoßtrupps der Pioniere sprangen aus dem geschützten westlichen Hohlgang. Sie saysten über den ungedeckten Hof, Brandröhren in den Händen. Sie stürmten gegen den Eingang zur westlichen Zwischenraumstreiche, hinter deren Barrikade französische Maschinengewehre krachten. Die Pioniere pirschten sich von der Seite heran. Sprengladungen flogen auf, nun auch am östlichen Hohlgang, Steine sprangen schwerfällig im Rauch empor, der den ganzen Hof verschwelte. Raynal blinkte: «Wo seid ihr?» Keine Antwort. Der Hof donnerte weiter. Die Brandröhren platzten. Der Luftzug aus dem Inneren des Forts trieb Feuer und Rauch gegen die Angreifer. Sie kamen nicht vorwärts, doch hielten sie, wo sie standen. Um acht Uhr des 5. Juni blinkte Raynal:

«Hören nichts von eurer Artillerie. Werden mit Gas und Feuerflüssen angegriffen. Stehen vor dem Äußersten.»

Um neun Uhr endlich kam das verschüchterte Signal von Souville: «Mut! Greifen bald an.» Der Kampf im Inneren ging weiter. Schritt für Schritt wich der Franzose zurück. Die Offiziere wurden nervös. Sie hatten nun viele Nächte nicht geschlafen und waren auf das äußerste gereizt. Einige fuhren grundlos ihre Leute an, einer, der fürchtete, vom Kommandanten einen Verweis zu erhalten, richtete den Revolver gegen

sich. Das Fort stank entsetzlich, der Zugang zur Latrine lag unter deutschem Feuer — und jetzt grub der Boche sich von oben her zu den Eingeschlossenen hindurch: er wollte ihnen ihr eigenes Dach auf den Kopf werfen und sie lebendig begraben. Man hörte schon die Schollen und Steine in den Hohlgang herabpoltern.

Da kam endlich die Artillerie. Die Eingeschlossenen atmeten auf. Die ersten Granaten fuhren auf das Dach, man sah durch die Schlitze, wie graue Leiber zerrissen in den Hof flogen. Das war Erlösung. Und jetzt mußte von außen her der Angriff kommen.

Von Mittag ab war der Vauxberg in Rauch und Flammen gehüllt. Hinter Betonklötzen, in Löchern und Ritzen hockten die deutschen Wachen. Ihre Gesichter waren kaum kenntlich. Staub und Schweiß hatte sie verkrustet, sehnsüchtig blickten müde Augen nach dem Vauxtale hinunter, wo das kühle Sumpfwasser gor. Doch da war auch Feuer und Qualm, keine Feldflasche kam durch die Sperre. Auch in den eroberten Hohlgängen war es nicht weniger als anmutig. In den Gängen, auf den Treppen hockten Mann an Mann mit angezogenen Beinen, Gewehr und Handgranaten auf dem Schoß. Die spärlichen Kerzen erloschen bei jedem Einschlag. Meldegänger stolperten über die Hockenden, alle paar Stunden falscher Alarm, und der Durst....

In der Nacht vom 5. zum 6. Juni verstärkte die französische Artillerie ihr Feuer. Sie trommelte besonders heftig auf die Grabenstreiche der Nordecke, wo Stoßtrupps bereitstanden, um den Gegenstoß aufzufangen. Die Erd- und Steinbrocken, die von den Explosionen gegen die Pforte geschleudert wurden, flogen, von den Spaten der Pioniere gepackt, eilig wieder davon. Der Ausgang war so schmal, daß nur ein Mann nach dem andern die Streiche verlassen konnte. Er mußte unbedingt freigehalten werden.

Eben hatte Raynal noch einmal nach Souville um schleu-

nige Hilfe heruntergeblinkt, da zerriß eine Granate den Apparat und tötete drei Krankenträger, die im Blinkraum lagen. Erschüttert und verlegen öffnete der Kommandant seinen Überwurf, er war unverwundet, ein Splitter hatte nur den Stoff zerrissen. Sein Bewußtsein verfinsterte sich; er dachte an die übelriechende Zisterne, die ihren schlammigen Grund zeigte, er hoffte auf den Gegenangriff und verzweifelte zugleich am Erfolge. So befahl er, die überflüssigen Gruppen sollten versuchen, aus dem Fort zu brechen. Während Körper auf Körper in den Graben sprang und von den düsteren Spähern abgeschossen wurde, die mit Gasmasken unter dem schweren Feuer sich in die Spalten des Forts klemmten, empfing Raynal seine Offiziere in der Kasematte des Kommandanten. Sie waren fast alle verwundet, einige hatten Fieber. Sie saßen um den kleinen Tisch und klagten. Plötzlich hörten sie im Inneren des Forts erregte Stimmen. Das Geräusch wuchs, rollte sich her, man hörte Schritte in der großen Galerie. Raynal riß die Tür auf: vor ihm stand der Aspirant Buffet, der in der vergangenen Nacht ausgebrochen war. Er war heil zurückgekommen und grüßte. Dann erzählte er.

Dem Feuer der Deutschen glücklich entronnen, kam er nach Fort Tavannes und meldete dem Divisionär. Er wurde von da nach Dugny zum Generalstab geschickt. Dort sah er General Lebrun, Befehlshaber der Streitkräfte rechts der Maas, und Nivelle, den Kommandierenden der Verdun-Armee. Man versprach ihm Hilfe. Nivelle selbst erkannte an, die Rettung des Forts sei wichtig im Interesse der Weltmeinung, er befahl dem Divisionär eine «bedeutende Operation», um Vaux zu entsetzen. Buffet wurde eingeweiht: Am 6. Juni morgens sollten vier Kompanien Infanterie das Fort angreifen, von Osten, Westen und Süden. Die Kampfeinheiten sollten zwei Uhr nachts zur Stelle sein, als Angriffszeichen eine Garbe grüner Leuchtkugeln dienen. Die Fortbesatzung sollte nach Kräften mitwirken.

Soweit erzählt Buffet, und das war wenig genug. Schon

während seines Berichtes verdüsterten sich die Gesichter der Offiziere; sie hatten denselben Gedanken wie Raynal: die angreifenden Kräfte waren zu schwach. Vergeblich suchte Raynal die Herren zu trösten, der Stab habe bessere Kenntnisse über die deutschen Kräfte als die Eingeschlossenen. Das klang verdächtig nach gewissen religiösen Tröstungen, nach dunklen Sprüchen, die in letzter Stunde gespendet werden. Die Hoffnung der erschöpften Offiziere stand auf nichts.

Raynal traf die letzten Anordnungen. Er bildete aus den Leuten, die nicht unbedingt zur Besatzung der Barrikaden nötig waren, ein Ausfallkommando unter dem Leutnant Alvirol. Es sollte sich bereithalten zum Sprung in den Kehlgraben und von dort aus, wenn das Artilleriefeuer schwiege, die Höhen des Forts besetzen. Er riß die Leute zurück, die immer noch unaufhörlich aus dem verzweifelten Fort sprangen, um sich hinter die eigenen Linien zu retten. Er fürchtete, sie würden die Angriffsbewegung der vier Kompanien stören und die Helfer mutlos machen. Dann horchte er auf die Granaten der Heimat; er hörte das Zischen der Fünfundsiebziger, aber er vernahm keinen Aufschlag, sie schienen über das Fort hinwegzufliegen. Er stürzte zu einem notdürftig hergerichteten neuen Blinkapparat, um weniger schwere, aber steiler herabfallende Kaliber zu befehlen, aber die schwache Lampe drang nicht durch den Qualm, und die Signale von Souville blieben unsichtbar.

Von halb zwei Uhr nachts an stand das Ausfallkommando bereit an der Treppe zum südlichen Kehlgrabentor. Späher an den Fenstern der Kasematten überwachten das dunkelnde Gelände.

Pünktlich um zwei Uhr rollte das Feuer der Batterien vom Fort. Die Spannung wuchs ins Unerträgliche. Raynal schrie gellend durch die Gänge den Wachen zu. Die Leute blieben unbeweglich. Sie sahen nichts. Graues Licht pochte an die Fenster. Der Tag kam. Die Späher suchten den Horizont ab und sahen nichts. Gegen drei Uhr endlich schrien die Posten: man sah,

wie draußen eine Gruppe Franzosen aus den Granatlöchern aufstand und sich den Deutschen ergab. Kommandant Raynal brach zusammen.

Die Besatzung hatte ihre Sinne verloren. In Wirklichkeit wütete draußen der heftigste Kampf, dessen Schall nicht mehr in die überreizten Ohren der Verteidiger drang. Der Franzose war am Fort. Er saß schon auf der Decke einer Streiche der Nordecke. Die Maschinengewehre vom Dache her kehrten ihn herunter. Und nun quollen aus allen Gängen die deutschen Stoßtrupps. Es kam zu erbittertem Trichterkampf. Franzosen, die sich in Gräben und Unterständen verkrochen hatten, wurden herausgeholt und abgeführt. Um sechs Uhr zwanzig fing Souville den verstümmelten Spruch auf:

«...feindliche Maschinengewehre auf der Höhe des Forts, schlagt sie mit Granaten nieder...»

Und sie kamen, die Granaten, und trafen Freund und Feind mit blinder Wucht. Die französischen Gefangenen wurden von ihren eigenen Granaten zerschmettert.

Um halb sieben Uhr blinkte Raynal: «Kein Wasser mehr trotz Einteilung. Entlastung, Versorgung mit Wasser sofort geboten. Am Ende meiner Kräfte...»

Alle französischen Angriffe wurden abgeschlagen. Wieder glich der Vaurberg einem rauchenden Vulkan. Erstickende Gase drangen in die Hohlräume. Die Mauern krachten und die Verwundeten schrien. Der deutsche Kommandant sandte gegen drei Uhr nachmittags eine Meldung zurück: «Aufenthalt unerträglich. Ablösung aller Teile erforderlich.» Das Wort «unerträglich» war durchstrichen und dafür gesetzt «aufreibend». In der Abenddämmerung, gegen zehn Uhr, griffen schwarze Truppen das Fort erneut an. Sie wurden abgewiesen. Die französische Fortbesatzung hörte nichts mehr. Der letzte verstümmelte Spruch des Forts lautete: «...verlaßt nicht!»

Raynal besichtigte die Posten. Sie hingen niedergeschlagen an den Fenstern und rührten sich nicht mehr, als er sie an-

sprach. Sie konnten nicht mehr. Er ging in seine Kasematte. Dort stand der Unterleutnant Roy. Er erkannte seinen Kommandanten kaum. Er wußte nichts zu sagen.

Die Tür öffnete sich. Ein Verwundeter, den nackten Oberkörper mit blutigem Linnen umwunden, stand da wie ein Geist, die Hand an der Klinke. Er setzte einen Fuß vor, kniete nieder und rief:

«Mein Kommandant ... trinken!»

Es wurde Nacht. Raynal bat die Offiziere zu sich. Er fragte sie um Rat. Sie wußten nichts mehr. Draußen rollte die französische Kanonade. Ein neuer Angriff? Der Kommandant versprach seinen Offizieren, er werde sich ergeben, wenn auch dieser letzte Sturm scheitere. Die Artillerie schwieg. Handgranatengekrach, dann Stille ohne Ende.

Noch einmal ging Raynal die Gänge ab. Leute übergaben sich vor seinen Augen; sie hatten Urin getrunken. Andere waren ohnmächtig. In der großen Galerie leckte ein Mann an einer kleinen Strähne Feuchtigkeit, die über die Mauer schlitterte.

Der Tag graute. Sie sahen ihn nicht. Raynal sammelte seine Leute um sich:

«Das ist das Ende, meine Freunde. Ihr habt eure Pflicht getan, ich danke euch.»

In der Frühe des 7. Juni ertönte an der Barrikade im westlichen Hohlgang ein Trompetensignal, ein kleines weißes Fähnchen zeigte sich dem deutschen Posten. Der schrie durch den Gang nach seinem Leutnant, der Franzmann wolle sich ergeben; sein Ruf pflanzte sich fort über die Liegenden und die Knienden, unermeßlicher Jubel durchbrauste das Fort.

Der wachhabende Leutnant eilte herbei. Noch in der Nacht war er vor dieser Barrikade gestanden und hatte den eingeschlossenen Franzosen gepredigt, sie sollten sich ergeben, man habe genügend Wasser und Wein für sie. Das mit dem Wein

war nun freilich eine kleine Lüge gewesen, aber niemand hatte dem Leutnant geantwortet, und so traute er auch im ersten Augenblicke dieser kleinen Fahne nicht, die der Saugwind aus dem Inneren des Forts heimlich bewegte. Das war ihm zu spielerisch, vielleicht nur der Scherz einer kühnen Patrouille, die hier ein Freundschaftszeichen aufgepflanzt hatte.

Er ließ seine Leute zurücktreten und näherte sich dem Tüchlein. Drei Franzosen traten ihm entgegen, einer von ihnen schwenkte eine zweite größere Fahne. Der Leutnant entsicherte für alle Fälle seine Pistole. Als aber der eine Franzose rief: «Nickt schießen» und einen Brief schwenkte, der, wie er in gebrochenem Deutsch erklärte, für den deutschen Kommandanten bestimmt sei, steckte der Leutnant die Pistole in die Tasche und nahm den Brief. Er trug die Aufschrift. «Dem Kommandeur der deutschen Truppen, die Fort Vaux angreifen.» Der Leutnant mußte über zweierlei lächeln; einmal, daß der Deutsche, wie immer, besser Französisch verstehe als der Franzose Deutsch, und dann, daß der Franzose von einem Angriff gegen das Fort sprach, während der Deutsche doch schon ein Stockwerk bezogen hatte.

Er wandte sich um und geleitete die drei die Treppe hinauf. Oben stand der deutsche Kommandant mit geöffneten Armen. Die beiden Offiziere drückten sich ans Herz. Dann erbrach der Ältere das Siegel des Briefes. Raynal hatte in der Verwirrung das Datum des 7. Mai unter die Urkunde gesetzt, die die üblichen Bedingungen enthielt: Völkerrecht, Privateigentum, ehrenvoller Abzug. Man sprach nicht weiter darüber, das alles war selbstverständlich. Der Kommandant beauftragte den Leutnant, mit Raynal zu verhandeln.

Mit zwei deutschen Unteroffizieren sprang er dem Franzosen nach, der hinter der Barrikade in einem verfallenen Eingang verschwand. Die Deutschen folgten. Sie taten einen großen Schritt über den Ort, der glitschig war von geronnenem Blut, und standen nun im Innern des Forts vor einem galanten Offizier, der jetzt die Führung übernahm.

Ein langer zimmerbreiter gewölbter Gang tat sich auf. Er schien in die Unendlichkeit zu führen. An den Seiten hingen hell brennende Lampen und weckten das Bild eines abendlichen Boulevard. Und Helm an Helm die lichte Wölbung hinunter standen die Poilus, viereinhalbhundert unverwundete Franzosen, ausgerichtet wie zum Appell, die Chargen vor der Front. Den Deutschen blieb der Atem stehen vor der gewaltigen Übermacht, die sich nun mit Anmut einem höheren Schicksal ergab. Das Kommando des Offiziers schnitt die Reihen entlang: «Garde à vous», und unbeweglich standen die Blaumäntel und die Hände der Chargen flogen an den Helm. Der deutsche Offizier, bescheiden genug, sich nicht als Sieger zu fühlen, der nun eine Parade über die Besiegten abhält, unterdrückte die in solchen Fällen übliche französische Formel, er ging erschüttert durch die Reihen und nickte kaum mit dem Kopfe, während er die Augen auf den Boden hielt.

Eine schlanke Handbewegung des französischen Offiziers: die Tür zur Kasematte des Kommandanten öffnete sich. Die Rechte auf den kleinen Tisch gestützt, der in dem steinernen Keller niedlich wirkte, stand Raynal, aufrecht und ein wenig grollend vor Würde. Er sang das «a» seines Namens lange hinaus, als sich der deutsche Offizier vorgestellt hatte. Noch einmal wurden die Bedingungen in fast feierlicher Liturgie vorgetragen: 11 Offiziere, 447 Mann unverwundet, 29 Krankenträger und 87 Verwundete. Dazu zwei feuerbereite Geschütze, 12 Maschinengewehre, 18 Minenwerfer, Handgranaten, Pulverkästen, Verbandzeug und ein gefülltes Magazin mit Konserven und Dauerbrot. Der arme Deutsche auf dem Vauxberg war noch nie so reich gewesen.

Raynal lieferte die Karten aus, er überreichte die prächtig gearbeitete dreiteilige Kartentasche als Geschenk und übergab zum Schlusse die kunstvoll gearbeiteten Schlüssel aus Messing. Der französische Begleitoffizier schenkte dem Deutschen seine Pistole.

Der Leutnant verbeugte sich. Er hatte auch zu schenken. Er knüpfte die Feldflasche ab und goß den beiden Offizieren einen Kelch voll heißen Kaffees ein. Der Duft des Getränkes zerstreute den letzten Unmut. Man vergaß den Soldaten und war Mensch. Nicht anders, als sei der Deutsche zu Besuch in sein Land gekommen, führte nun Raynal selbst den Leutnant durch das Innere des Forts; er zeigte und erklärte ihm alles und setzte ihn liebenswürdig zum Herrn ein über die Grabenstreichen, Panzertürme, Pulverkammern und Vorratsträume. Quiqui, sein Hund, der ihm überall hin folgte, sprang kläffend an dem Deutschen empor.

Zuletzt kamen sie in den Verbandraum. Der Leutnant stand still und grüßte. Dann sprach er über die Verwundeten hin: «Heute noch werdet ihr im Lazarett sein.» Die Kranken lächelten, keiner kehrte sich nach der Wand. Es wurden 80 Mann zum Tragen der Bahren bestimmt, dann schloß sich die Tür wieder. Auf dem Gang gab Raynal sein Ehrenwort, daß er keinerlei Sprenganlagen im Fort angebracht habe, und daß er als letzter das Fort verlassen werde.

Die Franzosen traten zum Abmarsch an. Es ging in den deutschen Teil des Hohlganges. Dort waren keine Petroleumlampen, aber jede deutsche Soldat hatte seine Kerze angezündet und stand nun wie zur Lichterprozession Kopf an Kopf in der unendlichen Höhle. Sie hätten eine Litanei singen können, aber sie betrachteten sich, Flachsköpfe und Schwarzköpfe, Langschädel und Rundschädel, die zahllosen Poilus, die zwischen den brennenden Lichtern hindurchgingen und flehentlich die Hand an den Mund führten. Und obwohl sie die Schrecken des Durstes kannten und das verfluchte Sperrfeuer auf den Teichen des Vauxtales, gaben sie den bittenden Wallfahrern zu trinken, ja einer von ihnen, der besonders gerührt war von einem Stückchen Schokolade, das ihm ein kleiner Franzose zugesteckt hatte: «Pour vous!», rief das Kerlchen zurück und setzte ihm seine Feldflasche an den Hals. Der Kleine aber trank und

trank, daß dem Deutschen die Augen lang wurden, und obwohl ihm seine Kameraden selbst zuriefen, es genüge nun, es werde zuviel, setzte er nicht eher ab, bis ihn ein deutsches «Halt!» erreichte. Er lächelte glückselig und gab die Flasche zurück, die in ihrer Wölbung einer Brust glich. Doch sie war leer. Die anderen schenkten Knöpfe und Achselstücke her, für die deutschen Liebchen, und es gab einen heiteren Tumult, als einige deutsche und französische Soldaten, die durch Zufall die gleiche Regimentsnummer hatten, sich als Kameraden vorstellten.

Am Schlusse kamen die Verwundeten und hinter ihnen der Kommandant. Ein Musketier rief ihm noch zu, er möge seinen Mantel ausziehen, wenn er den Berg hinuntergehe, er komme sonst schwer ans Ölen, hochdeutsch Schwitzen. Raynal besann sich nicht lange, er sah außerdem nur schmucker aus in seinem kurzen gelben Waffenrock, der westenartig in die Taille schnitt. Und so ging er als letzter im milden Feuer der Artillerie den zerrissenen Hang hinunter. Er hoffte nach Mainz zu kommen, das er für eine französische Kolonie hielt. Er blickte nicht mehr zurück. Nur Quiqui, sein Hund, drehte sich noch einmal um an der Kimme des Hügels und winselte. Am Divisionsstab erfuhr der Kommandant, er sei zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt.

Zehnmal noch liefen die Franzosen Sturm gegen das verlorene Fort. Die Artillerie schoß mit spielerischer Genauigkeit in die Fenster der Kasematten, sie traf die weiche Galerie des Kehlgrabens und preßte die Deutschen in die schützenden Hohlgänge zurück. Doch traf die anlaufenden schwarzen und weißen Wellen der Zorn der Verteidiger. Sie sangen beim Wurf der Handgranaten, und das Gebell der Maschinengewehre wurde übertönt von kräftigen Liedern. Die Minenwerferleute aber an den Hängen in den Stollen liefen ihren Geschossen nach, die, von feindlichen Granaten aus ihren Lagern gehoben,

den Berg hinunterkollerten. Sie wischten die schmutzigen Flüchtlinge mit dem Rockärmel ab und steckten sie flink in die Rohre. Hundertmal wohl wurde oben in den Gängen Alarm geschrien, und immer wieder sprangen die Männer auf und sausten auf die Hänge des Forts. «Antiboches, Antiboches» riefen sie den blauen Stürmern entgegen, sie fanden kein kränkendes Wort, und es kam vor, daß bei knatternden Maschinengewehren kauende und trinkende Franzosen saßen, die vorher gefangen worden waren, während die Reihen der Ihren unten im Staub der Schlacht hintenüberfielen. Nach zehn Stürmen endlich ließ der Franzose die Arme sinken und gab sein Fort verloren.

Auch R 1 fiel endlich. Nach vielen Stürmen sprang eine kleine Abteilung Deutscher in den zwei Meter tiefen betonierten Graben. Der französische Offizier, der über hundert Schützen hinter sich hatte, trat spöttisch grüßend auf den Trupp der Eindringlinge zu und wollte sie zu Gefangenen erklären, da schlug ihn ein Grauer mit dem Gewehrkolben derart in den Rücken, daß jener zusammenbrach. Die nächststehenden Franzosen warfen ihre Gewehre weg und ergaben sich, während der größere Teil ins Innere der kleinen Festung floh und wütend aus den Luken schoß. Andere Deutsche aber hatten R 1 inzwischen erklettert. Sie warfen Handgranaten in das Eingangstor, einer lief von Scharte zu Scharte und brüllte hinein: «Cessez le feu!» dann sprangen die anderen von der Höhe des Werkes herunter, sie traten donnernd gegen das eiserne Tor, und als es sich schwach öffnete, klemmte ein Deutscher seinen Fuß in den Spalt, zog einen Offizier am braunen Schopfe heraus, und nun ergaben sich auch die Insassen dieser Hölle. Sie spie mehr Gefangene aus als das bezwungene Vaux.

Unaufhörlich rauschte die Splittersaat über die gehämmerten Hügel vor Verdun. Dorf Damloup wurde von Keller zu Keller genommen, der zitternde Rücken gestürmt. Dann war Ruhe für einige Tage. Doch zitterte der Himmel fort und die

Erde spie. Die Männer lagen still. Ewiges Eisen schabte die Kämme, riß Hänge herab und stampfte sie in die Schluchten. Nirgends war mehr Sicherheit. So nahe lag Krater an Krater, so eng gepreßt war die kleine geschlagene Fläche, daß Trichter sich über Trichter schob und die Haut der Erde sich veränderte wie Wasser unter fallendem Regen. Bald war nirgends mehr ein bekannter Ort, kein Punkt, auf dem das Auge ruhen, das Herz sich für Sekunden schlafen legen konnte.

Heimat und Fremde verwirrten sich seltsam. Irgendwo in der Wüste lagen die gezackten Linien. Nicht mehr Leib an Leib wie in der Kinderzeit der Front, sondern auseinandergetrieben nun und jeder vom anderen gesondert, hausten die Grauen in ihren Löchern, bald mitten im Feind und von allen Seiten beschossen, bald irgendwo zurück. Wahllos streuten die Artillerien ihr Feuer, ohne noch Freund und Feind zu unterscheiden. Hob sich der Vorhang, dann sprang man aus dem Trichter und lief gegen den nächsten, bald hierhin, bald dorthin. Tagebücher gefallener Franzosen, die man fand, enthielten dieselben Klagen wie die deutschen: Hunger und Durst und eignes Feuer. Doch erhob sich unaufhörlich der Deutsche und stürmte, im Juni, im Juli und im August.

Viertes Kapitel

Die letzten Stürme

Die Sonne wandte sich wie immer an ihrem Hochsommertage. Dunstige Schwüle drängte aus dem Himmel, Brandgeruch wirbelte über die Erde hin. Von neuem standen die Völker auf, einander die Todeswunde zu schlagen.

Es wurde ein seltsamer Abend für die Soldaten, der 21. Juni. Ein jeder holte Atem in irgendeiner Schlucht, in der Tiefe eines Kraters oder auf der Treppe eines Forts. Und nun, da sich das Jahr wieder zum Winter hinkehrte, hatte jeder in der Verhohlenheit seines Herzens Gesichte der kommenden Zeit. Bilder zwängten sich herab im Schacht der halben Träume, und so wenig auch jeder von den großen Tatsachen wußte, die ernst und blutig um das eingehürdete Deutschland aufgestanden waren, der Atem des Traumes brachte Bilder herab voll schweren Sinnes und belud damit die Grauen und ließ sie allein.

Auf einem Stein des Forts Douaumont saß Robert Buchholz. Sein roter Bart leuchtete noch, als die Sonne schon hinter den dunklen Trögen des Maasbettes verglommen war. Er hatte die Füße vor sich gestreckt, mit gekrümmtem Rücken blickte er nach Fleury hinunter, und als die Leuchtkugeln über den schwül brütenden Himmel streuten, begann er zu träumen. Mit offenem Munde saß er da, und seine Augen waren halb geschlossen. Er war seit langem gewohnt, mit sich selber zu reden.

Das tat er nun, ohne davon zu wissen, und seine Soldaten ließen ihn gewähren.

Zur Rechten sah er auf der Hochfläche das rauchende Zwischenwerk Thiaumont und dahinter als bläulichen Schatten den Rücken der «Kalten Erde»; zur Linken lief aus der Erde gepreßt die mächtige Schlange des Vauxberges. Im Dunkel tummelten sich die wehrhaften Hügel gleich großen, schwankenden Schiffen um Verdun, den Hafen, der hinter dem Riesen Souville in der Finsternis lag.

Und plötzlich bevölkerte sich die Tiefe. Graue Soldaten liefen mit feuerzuckenden Gesichtern über die gewölbten Felder, verschwanden in den Furchen der Schluchten und keimten wieder hervor, mit weitem Säerschwunge Handgranaten streuend. Ein jeder tat seine gesonderte Arbeit, ein jeder Trupp hatte seine eigene Aufgabe, ihr Dienst war bis in die letzte Verästelung der Schlacht aufgeteilt. Alle waren nun Handwerker geworden, und das geklüftete Feld glich einer Stadt mit vielen Gassen und Türmen, in der jeder eilig und im Laufe seine zugemessene Arbeit tat. Hin und wieder sah der Träumende das sparsame Gesicht eines Freundes, doch nicht deutlicher als ein Schläfer, der gegen Morgen aufwacht und nun das letzte Viertel des Mondes über dem Waldrücken stehen sieht.

Ein Schatten lief über das Sternengewölbe, die Kante des Betonblockes neben dem Offizier glänzte schartig auf, aus dem zerschmetterten Fleury stieg eine Flamme.

Übermorgen stand ein großer Sturm bevor. Doch davon wußte der Träumer in seinem Zustande nichts. Er sah nur die Schattenrisse des Befehls, der sich in sein Bewußtsein gesenkt hatte. Und so sprach er zu sich selbst:

«Jawohl, im Lichte gezeugt, Phosgen, so heißt das neue Gas. Das wird die Artillerien schwächen und die Blauen werden erst nach Tagen umfallen. Es kann die Sonnenwärme nicht ertragen, deshalb fliegt es in hunderttausend Schüssen

bei Nacht, und am Morgen stehen die gelbgrünen Gassümpfe über das Feld hin.

Dann heben sich die Stürmer auf hinter dem grauen Kreuze der Höhenrücken gegen Thiaumont und Fleury. Es bleibt stehen, das schwere Feuer, auf dem Südrande des Blühdorfes und wartet, bis zwei Sterne von Thiaumont aufsteigen. Dann sitzen die Grauen auf dem Rücken zur Rechten und blicken nach dem Dorfe hinunter und warten, bis aus den Trümmern die roten Leuchtkugeln steigen mit Doppelstern. Dann sitzen die Grauen dort unten und spähen rückwärts, bis weiße Doppelsterne aus dem Zwischenwerk Kalte Erde leuchten. Denen antworten wieder rote Sterne, Zeichen des reich gestaffelten Angriffs, und der Sturm trägt sich vor gen Souville, Belleville und St. Michel.»

«Glaubst du», wandte sich nun der Aufwachende barsch und nüchtern an den zunächst stehenden Mann, «glaubst du, daß der Sturm gelingen wird? Der Befehl hat zu viele Runzeln, er ist alt und nicht einfach genug. Werden sich die Leuchtkugeln verstehen? Wird sie die Rauchwand nicht aufsaugen?»

Der Mann sah seinen Offizier erstaunt an. Er wußte nicht, von was jener redete und hatte soeben seine eigenen Gedanken gehabt. Er drehte verlegen am Lauf seines Maschinengewehrs. Dann sah er in die Sterne.

«Phosgen ist ein Gemisch von Chlor und Kohlenoxyd», fuhr Buchholz fort. «Wir werden auch mit Xylylbromid schießen. Das gibt Tränen, verstehst du?»

Aber der Mann verstand nicht. Er drückte sein Rohr schräg gegen den Himmel und schwieg. Da erkannte Robert Buchholz, daß er allein sei. Er preßte sich den Stahlhelm fester in das Gesicht. Seine Ohren begannen zu brummen. Er schloß die Augen.

Das Sternengewölbe drückte sich in seine Stirn. Die Himmelslichter taumelten durcheinander, doch plötzlich standen sie wieder, und nun glich der Lichterbaum einem funkelnden Skelett, das regungslos in der Bläue stand. Und auf einmal war

es Robert Buchholz, als sei er selber dieses Skelett, und nun jagten sich die Bilder.

Er sah im Osten die Russen in mächtigen Schwärmen gegen die Österreicher laufen, die österreichische Front brach ein. Divisionen rauschten zur Hilfe herbei. Der Angriff in Italien stockte. Einen Augenblick standen die beiden hadernden Brüder, Falkenhayn und Conrad, allein in der furchtbaren Wüste. Dann griff der deutsche Feldherr gen Westen, er tauchte die Hand in seine ängstlich gehüteten Reserven und warf sie durch die Luft gen Osten. Die Grauen glitzerten im Fluge unter dem Mond wie kleine Fische. Conrad fing sie in einem schadhaften Netze auf und stellte sie gegen die Russen. Die schlüpften erschrocken in ihre Sümpfe.

Als aber der Westen von den grauen Reserven entblößt war, begann ein Gewitter. Vögel hoben sich aus den elegischen Sümpfen der Somme, hinter den Hügeln aber lauerten die französischen und englischen Divisionen. Schwarze und Weiße, gegen zweihundert Regimenter. Die Artillerie präludierte. Der deutsche Feldherr hob die Hand, er ließ sie fallen und schob Regiment nach Regiment von den Massen fort, die bei Verdun standen. Er kehrte sie eilig mit der Hand fort an die Somme; die Luft wurde dünn unter seiner Hand, es roch nach eisiger Verlassenheit.

Robert Buchholz sprang auf. Er schleuderte den Stahlhelm gegen das Maschinengewehr. Ein Schuß krachte, der Mann stand zitternd da, ein Kätner, den in der Walpurgisnacht ein Gespenst reitet. Der Offizier kam zu sich. Er bückte sich zur Maschine nieder, er fragte den Mann, wie der Schuß sitze. Dann lief sein Auge an dem blanken Rohr entlang. Die Kugel war gegen einen Stern abgekommen, und dieser Stern... Robert Buchholz tröstete den Mann, er gab ihm zu essen und zu rauchen. Ja, er hatte seinen Stern erschossen, den er in der Jugend um diese Zeit vom Kammerfenster aus immer hatte leuchten sehen. Nun war er nüchtern. Er ging zu seinen Leuten und sprach mit ihnen.

Es war eine seltsame Nacht. In einer Schlucht südlich des Vauxberges saß Eduard Lang. Er sprach mit Gott, doch nicht gegen den Himmel, sondern in die dunkle Erde hinab. Seine Leute hörten ihn nicht, so leise sang er vor sich hin. Zuweilen schwieg er und dachte. Dann hob sich wieder seine Stimme aus der Schlucht:

«Unsere Grenzen laufen über — warum wehrst du uns? Erschreckt dich die Fülle unseres Volkes? Aber du selbst hast uns so stark gemacht.

Wir haben Gedanken aus der Tiefe geholt und sie der Welt geschenkt. Warum erkennst du unseren Wert nicht und verleugnest dich vor uns? Wir haben mächtige Männer von dir empfangen. Sie haben die Welt erschüttert und neu gekräftigt. Warum verwirfst du uns nun?

Wir haben deinen Namen unter den Völkern ausgebreitet und den deines Sohnes. Und du hörst uns nicht, wenn wir dich anrufen?»

So klagte die tiefe Stimme fort. Plötzlich aber schwieg sie. Eduard Lang hatte seine Freunde gesehen und wie sie enden würden. Er sprang auf und wehrte sich. Er wollte nicht wissen, von dem einen, daß sie ihm die Brust durchbohrten, von dem anderen, daß sie mit Kugeln in seinen Rücken schossen, vom dritten aber, daß er im Schlamm ertrank. Er warf seine Hände über sich und mußte doch wieder zur Erde und in die Zukunft blicken wie in einen geöffneten Ofen, in dem die Gestalten der Flammen tanzten.

Doch dachte er nun heftig an die Gegenwart. Er beschwor noch einmal die Stürme der letzten Tage. Er sah die Franzosen fliehen, bis nach Verdun hinunter, sah Generäle aus der Zitadelle treten und flüchtige Offiziere niederschießen. Er fühlte, wie das blaue Heer brach und wankte. Jetzt nur nachstoßen, nur jetzt nachstoßen! Aber da senkte sich aus dem Himmel die schwarze Schranke eines Befehls. Und der war nicht zu wenden.

Es ist mit Worten kaum zu sagen, was in der Brust des Unteroffiziers vorging. Er schwankte in Ahnungen und halben Gesichten, und doch drangen die Bilder aus dem festen Grunde der Tatsachen. Die heftigen Stöße der Deutschen in den ersten Junitagen hatten das französische Heer derart erschüttert, daß General Petain daran dachte, das rechte Maasufer preiszugeben; er hatte die kommandierenden Generäle aufgefordert, Vorschläge für die Zurücknahme der schweren Artillerie vorzulegen. Nivelle hatte in einem Tagesbefehle auf moralische Krisen in gewissen Korps hingewiesen, und zwei Unterleutnants, die mit ihren Leuten zurückgingen, waren standrechtlich erschossen worden. Zwar der alte Joffre blieb fest, doch erzählten Gefangene, das deutsche Heer hätte nach den letzten Angriffen bis zur Stadt vorstoßen können, ohne auf Widerstand zu treffen.

Und das witterte der deutsche Soldat vorne an der Front. Das saß wie ein Dolch in seinem Herzen, und wenn der Befehl kam, auf der erreichten Linie zu halten und wenn er nun trotzdem nach rückwärts blickte und nirgends Reserven sah, die den sicheren Sieg vollenden konnten, dann wurde der Dolch zum siebenfachen Schwerte, und das war der schlimmste Schmerz des Soldaten.

So rang auch Eduard Lang mit seinen Gedanken. Er fühlte die Waage des Geschickes, und fühlte voraus, sie würde nicht mehr lange zugunsten des Deutschen stehen. Bald würde die Übermacht kommen, und dann würde sich das bittere Gesetz erfüllen: daß immer im letzten Augenblicke der deutschen Hand der Sieg entglitt. Er betete, Gott möge den Führern endlich diesen letzten Mut geben, er möge ihnen die zweifelhafte Tugend der hundertfach gepanzerten Sicherheit nehmen, er möge ihnen die todesfröhliche Zuversicht leihen, die ihre Sache auf nichts stellt als auf Gott selber und sie endlich einmal das Tollkühne wagen lassen...

Es wurde eine seltsame Nacht. Manch einer sah in die Zu-

kunft und erschrak. Und die ein festeres Herz hatten, die schwiegen finster und dachten, sie würden schon hindurchkommen, und die Waage des Schicksals gehe in Jahrhunderten hinauf, und hinab. Eduard Lang aber sang nicht mehr. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, bis ihm in der Finsternis der rosige Leib seines Kindes erschien.

Roppel Blank lief in jener Nacht zur Stellungskompanie. Der Befehl, den er brachte, enthielt die Ablösung. Doch wußte er, sein Regiment werde nun an der Somme eingesetzt. Aber dazwischen lagen einige freie Tage, er konnte mit seinen Kameraden zusammensein und sein Herz erfrischen. Als er jedoch vom Hauptmann sofort wieder zurückgeschickt wurde und nun unterhalb des Forts Douaumont in heftiges Sperrfeuer geriet, da fürchtete er zum ersten Male für sein Leben, und das nur wegen der winzigen Lichtspanne der verheißenen Ruhetage. Er war unruhig und betete, während seine Adern wie Feuersträhnen brannten und sein Kopf von dem entsetzlichen Lärm fast zersprang. Die gleichgültige Stille, die ihn bis jetzt immer eingehüllt hatte, zerbrach klirrend in tausend Scherben. Er fühlte sich jäh wieder als Kind der Erde und betete und schrie, das Feuer möge aufhören.

Plötzlich brach ein roter Klecks aus seinem Kopfe. Zugleich fühlte er sich aufgehoben und durch die Luft getragen. Er dachte, das sei das Ende. Doch empfand er noch, wie er nach geraumer Luftreise irgendwo sanft auf den Boden fiel, als bette ihn jemand. Zuerst gedachte er zu schlafen, dann aber, wie es Aufwachenden geschieht, die einem schweren Traum entrinnen, faßte er sich an den Kopf. Er war trocken und schmutzig, auch die Uniform war heil. Nur Brille und Stahlhelm hatte ihm der Luftdruck entführt.

Als er sich vergewissert hatte, daß er noch lebe, und als die Kanten des Forts nun im ersten Frührot aufglänzten, sprang

er auf. Er war außer sich und sehr ruhig. Das junge Rot umhüllte jetzt den Körper der Festung. Es floß in strahlender Breite durch das dünne Gewölk und verbreitete ungeheure Frische im ganzen Raum. Roppel Blank ging dahin, als sei er neu geboren und soeben getauft. Er betete laut den Hang hinauf, während die Geschosse um ihn einschlugen. Überirdische Freude erfüllte ihn nach dem Schrecken, und er schwor später, es sei ihm zu Mute gewesen, als kehre er von seinem eigenen Begräbnisse in den Himmel zurück.

In diesem Augenblicke geschah es. Aus der zarten Röte der Morgendämmerung trat eine Frau hervor. Sie war hoch gewachsen und trug einen blauen, mit Sternen besäten Mantel. Ihr Antlitz war von unsäglicher Hoheit, und Roppel Blank wußte, das sei die Gottesmutter. Nun streckte sie dem jungen Soldaten ihre Hand vor dem Gewölk hin. Blank traute sich nicht, die edlen Finger zu berühren, doch das schien auch nicht not. Denn nun wurden auf einmal seine lehmigen Stiefel so leicht, daß er den Hang hinaufging, als sei er eine ebene Wiese und als fahre das Fort ihm entgegen. Und als nun die hohe Frau gar zu ihm heruntersprach, er solle sich nicht fürchten, und es werde ihm nicht das Geringste geschehen, da ging er offenen Mundes dahin, während die Röte zu seiner Linken und die holde Frau in ihr schräg vor ihm herzog.

So sah er nicht die tiefen Trichter, sah nicht die drahtverzahnten Betonklötze, noch die zerrissenen Wälle. Er war auf einmal im Inneren des Forts und stolperte nun in der Dunkelheit gegen die steinerne Mauer des Ganges. Und die Erscheinung war verschwunden.

Roppel Blank erzählte niemand davon. Er bewahrte es nur in seinem Gedächtnisse auf und war glücklich, daß er nun eine Helferin habe. Noch in dieser Nacht marschierte er mit seinem Regiment in die Ruhequartiere. Dort standen grüne Bäume um das verlassene Dorf.

Auch der lange Werner kam glücklich aus der Hölle. Er war in einer Nacht verwundet worden, als er aufrecht am Rande seines Trichters stand und in die Landschaft spähte. Es brannte ihm plötzlich an der Hüfte, und als er an die Stelle fühlte, war seine Hand feucht und klebrig. Er ließ sich hinfallen, verband sich sorgfältig und legte sich auf die gesunde Seite. Als er nach langem Schlafe erwachte und seinem Nachbarn im nächsten Trichter zurief, erhielt er keine Antwort. Er schrie aus Leibeskräften, er streckte seinen Kopf über den Rand: niemand schoß. Doch sah er einige hundert Meter voraus einen Stahlhelm liegen, und dann hörte er in silbriger Ferne ein schläfriges Maschinengewehr tacken. Da merkte er, daß er den Sturm seiner Kompanie verschlafen habe. Er rollte sich in seinen Mantel, trank den Rest seiner Rumflasche leer und wartete auf den Abend. Wie alle Verwundeten dachte er, nun könne ihm nichts mehr geschehen. Er schlief bald wieder ein, heiter und ergeben, als liege er jetzt auf einem wildfremden und nur durch abenteuerliche Träume bekannten Planeten.

Stimmengewirr weckte ihn auf. Er blinzelte erstaunt und sah drei, vier Gestalten in seinem Trichter hocken. Sie sprachen französisch und fuchtelten erregt mit den Händen, Gefangene, von der ersten deutschen Linie ohne Aufsicht zurückgestoßen, die sich nun von Trichter zu Trichter durch das Feuer bis zu einer deutschen Gefangenen-Sammelstelle durchschlugen. Als Werner sich plötzlich aufrichtete, erschraken sie heftig und fielen um; sie hatten den Grauen da für tot gehalten. Doch als er nun sprach und scherzte, ermannten sie sich. Sie fuhren hoch wie Flammen und schworen, gänzlich außer sich, sie würden den Deutschen nie im Stich lassen. Krochen auch alsbald aus dem Trichter und schleppten Zeltbahnen und Stangen herbei, knüpften eine Sänfte und zogen wie die Kundschafter mit ihrer Traube in der Dämmerung von dannen.

Werner pfiff und sang. Es zeigte sich, daß überall in den Trichtern noch kleine Franzosen lagen; es gab in den Hängen

noch Unterstände voll verschlagener Poilus, die sich nun dem Zuge anschlossen, und als die Sänfte, nachdem sie viele Stunden ungefährdet durch die jetzt feuerarme Zone gewandert war, in der Frühe niedersank und sich auffaltete, da hörte Werner, der eben aus dem Schlafe aufwachte, die Stimme des Arztes über sich, der ihn zu seinen hundert Gefangenen beglückwünschte. Und zur Kirschenzeit war Werner in der Heimat.

Während an der Somme die französisch-englischen Batterien das Todeslied der deutschen Front anstimmten — ihr Trommelfeuer wütete sieben Tage —, schossen deutsche Feldartilleristen die leise fauchenden Gasgranaten gegen Fleury und Souville. Sie begannen in der Abenddämmerung des 22. Juni, und als die Sonne sich früh aus dem Dunst schälte, rauchten die Höhen giftgrün. Der Wind war still. So löste sich das Gas nicht in dünne Schleier und floß als Sumpf den anrückenden französischen Reserven entgegen, es ballte sich und sank von den Hügeln in die Täler und Schluchten. Man konnte die trüben Schwaden stehen sehen und ihnen ausweichen. Nur anderthalb tausend Blaumäntel erkrankten, nur neunzig starben. Schon um vier Uhr früh schwiegen die Gasgeschütze. Man hatte befohlen zu sparen, die Somme sog an der Kraft von Verdun. So erholten sich bald die feindlichen Batterien, sie riegelten die deutschen Reserven ab, die in der Vauxschlucht, die in den Chapitrewald stürzen wollten, und die hinter dem Douaumont. Um acht Uhr traten adelige Regimenter zum Sturm an.

Hinter dem Bahndamm hervor erhob sich die Mitte. Mörser und Minen hatten die feindliche Stellung zermürbt, vergebens sprangen drüben die Offiziere von Gruppe zu Gruppe, den Revolver in der Hand und schrien zum letzten Widerstand. Spaten und Messer zuckten durch die Luft, und bald flogen Hunderte von Gefangenen die Wände des Douaumont hin-

auf. Die Leute waren außer sich. Sie schrien und sangen, einige warfen die Röcke ab und gingen nacktarmig gegen den Feind.

Unmöglich, den Haufen zu halten. Er suchte Witterung, und wo er in das Leere stieß und keinen Widerstand mehr fand, da verhielt er kurz, horchte und spürte und stürzte sich im Nu auf neue Batterien und Maschinengewehre. Der Kampf wurde zum Strudel; rauchende Bajonette suchten sich von selber den Weg, flammende Hindernisse sogen die Sturmreihen an, und wer die schwarzen Wände des brennenden Dorfes Fleury erblickte, die Feuerklüfte eines besetzten Hanges oder die Pulverwolken eines noch lebenden Unterstandes, der war seinem Ziele verfallen.

Es waren Riesen und Jäger, die da stürmten, und sie waren entbunden. Die befohlene Linie machte ihnen keinen Gewissensbiß, sie sprangen an den Feind, wo sie ihn erblickten, und wo er floh, da rauschten sie ihm nach, und es war oft nur ein zertrampelter Pfad oder der Muskelstrang des Bahndammes, der im Brausen des Angriffs schwache Richtung gab.

Junne stürmte und wußte von nichts. Irgendwo vor ihm schwankten die dunklen Barette französischer Alpenjäger. Sie standen Kopf an Kopf in ihrem rührend leichten Graben, der nur mit den Fingerspitzen in die Landschaft gesenkt schien. Rechts und links von ihm fielen die Kameraden. Doch er hielt nicht, die Spitze seines Bajonettes blitzte ihm den Weg vor. Jetzt sprang er auf das dünne Reisig, das den zarten Graben hürdete, er schwenkte und stieß zu bis an die Mündung des Gewehrlaufs. Zwei Köpfe verdrehten die Augen, er sah einen braunen Bart die Länge des Seitengewehrs hinab auf sich zulaufen, dann florettierten zwei geschliffene Eisen gegen seine Brust. Er warf sich zurück, sein Bajonett glitt ihm nach, es war frei, und nun stieß er wieder und keuchte, er schwang den Kolben, warf sich hin, schlug mit der Faust und fand sich endlich mit gesenkter Stirn vor einem deutschen Kameraden, der

wie er selbst das Gewehr eingelegt hatte. Sie erkannten sich noch rechtzeitig, sie sahen den Graben mit Toten gefüllt und schüttelten sich, dann liefen sie gemeinsam weiter.

Deutsche Granaten krachten noch in das Dorf. Die Stürmer duckten sich und knurrten und umgingen die Explosionen. Als es still wurde, plötzlich still, krachten schon die Schüsse der Angreifer in die Kellerluken von Fleury.

Franzosen hielten sich noch auf den Gerippen zerschossener Scheunen. Sie feuerten fiebernd und wurden, als feindliche Batterien auf das verloren geglaubte Dorf hämmerten, unter den einstürzenden Hauswänden begraben. Doch krallten sich noch Schützen in den hochgelegenen Südostteil des Dorfes und spien Kugeln, während deutsche Sturmwellen, die Trümmer im Rücken, südwestlich vorwärtsstürzten, bis Rauch eigener Granaten aus den Haferfeldern stieg und einen bösen Vorhang legte. Durch die Qualmrisse sahen sie den Berg Souville. Er dünkte ihnen noch höher als der Douaumont.

Die Kompanien, die gegen das Zwischenwerk Thiaumont entfesselt wurden, kämpften sich nach Überwindung der ersten feindlichen Linien durch die zersplitterten Pfähle des Knieholzes vorwärts. Die Rauchsäulen der Granaten gingen nicht vor ihnen her, sie wallten um die Sturmgruppen, ein betäubendes Dickicht, das die Augen verfinsterte und jedes Ziel verschluckte. Schlug der Wind irgendwo eine Lichtbresche, so stürmten die Grauen dorthin, taumelnd, drängend; sie breiteten sich aus, hatten sie das Tor hinter sich, gekräftigt von der unvermuteten Helle; sie stießen nieder, was ihnen entgegentrat und stürzten den Verführungen des Lichtes und des Feuers nach. Wer fiel, der blickte in die Flammen von Fleury, auch die Lebenden schauten dorthin, und als flüchtige Franzosen die Hänge hinuntereilten, auf das höllische Feuer zu, rollten ihnen die grauen Kolonnen nach.

Ein Offizierstellvertreter aber preßte seinen Zug, dessen Offizier gefallen war, in die befohlene Richtung. Seine Leute

schossen im Laufen, sie warfen mitten aus gewaltigen Sprüngen heraus ihre Handgranaten und brachen die Zähne der Maschinengewehre. Der Betonhaufen von Thiaumont hatte sich in die Erde geduckt, in Rauch und Qualm sahen die Stürmer nichts. Eben hatten sie mit Handgranaten ein Maschinengewehr erstickt, das von der Höhe herabfeuerte; als sie hinzuliefen, sahen sie sich plötzlich vor dem Eingang des Werkes und sahen aus der zerschossenen Bresche ein halbes Hundert Franzosen stürzen, die sich mit hochgehobenen Händen ergaben. Während andere Züge am Höhenrücken entlang schwärmten und Schützennester aushoben, während sie in Batteriestellungen an der «Kalten Erde» eindrangen und ihren Batterien winkten, das Feuer einzustellen — doch der Rauch wischte alle Signale aus —, stiegen Gruppen in das Innere des Werkes; sie warfen die französischen Maschinengewehre herum und feuerten vorwärts in den Rauch und schleuderten Sandsäcke in die Lücken. Der Spiegel aber, den Blinker hochstreckten, um mit Douaumont zu sprechen, wurde von Kugeln eigener rückwärtiger Gruppen, die nichts wußten von der Eroberung des Werkes, plötzlich zerschmettert, ein Blinker schwer verwundet.

Überall fochten losgerissene Gruppen, überall zuckte die Front vorwärts auf den schwarzen Rücken. Stürmer fanden tote Kameraden im Vorgelände und wunderten sich. So brach ein schwacher Zug noch gegen das Werk auf der «Kalten Erde» vor; schon hatten einige die Krone der kleinen Feste erklettert, da drang weißer Rauch aus einem Schacht. «Sie sprengen das Werk», rief einer dem anderen zu; für einen Augenblick ebbten die Wellen hinunter, doch als sie wieder aufblickten, rollte ein Panzerturm, den der Feind im Nu beweglich gemacht hatte, aus der Erde empor, und aus den sich drehenden Scharten krachten Kartätschen. Und bald spielten im Rauche die Feuer der deutschen Batterien, die fast überall ohne Verbindung mit der stürmenden Front waren. So lagen die Grauen im eigenen Feuer. Sie blickten sich um und schrien nach Reserven. Wo wa-

ren die Unterstützungszüge? Wo waren Brieftauben, Melder, Blinker?

Verzweifelt kletterte das Konzert der Leuchtraketen empor. Rote, grüne, weiße Kugeln pirschten im Qualm empor, standen still und blickten mit feurigen Augen gegen Douaumont. Doch der Steilberg lag unter einer schwarzen Wolke, und ringsum rückwärts qualmten die Schluchten. Der Franzose war alarmiert, sein Sperrfeuer zerschlug die Reserven. Eine Kompanie, die dennoch am Nachmittag aus dem Fort sprang, um denen da vorne zu helfen, schmolz bis zum Abend auf fünfzehn Mann zusammen. Ein Bataillon, das durch die Wälder hinter dem Fort heraneilte, verlor zweihundert Leute schon auf dem Wege. Die feindliche Welt, die vom Sturme auf Fleury erfuhr, zitterte. Doch der Angriff stand. In der Nacht fiel ein Gewitterregen. Der Donner übertönte die Batterien, gelbe und blaue Blitze löschten die Raketen aus. Die Ablösungen versanken lautlos im Lehm, und vorne hoben Verwundete, die niemand bergen konnte, ihre Stahlhelme dem Regen entgegen und tranken und hofften und schliefen wieder ein.

Am 1. Juli wälzte sich das englisch-französische Heer über die deutschen Stellungen an der Somme. Der Feind war in erdrückender Überzahl. Schwer rangen die Grauen gegen Schwarze und Weiße; ihre Feuerstrahlen waren dünn, oft konnte der Mann seinen Nachbar nicht errufen. Es wurde finster über dem deutschen Heer.

Falkenhayn hielt die Waage in der Hand. Er zählte seine Reserven und erschrak. Er forderte vom Kronprinzen zwei Divisionen, und sie rollten gegen die Sümpfe der Somme. Bei Verdun berannte der Franzose die verlorenen Stellungen. Vom hohen Fort Souville aus lenkte er seine Batterien auf das nackt daliegende Gelände, doch kamen auf zwei tote Deutsche drei Franzosen, und zwei deutsche Divisionen banden

acht feindliche fest. Die Fronten verbissen sich ineinander, unentwirrbar verknäulten sich die Einschläge der beiden Artillerien, als seien die Götter, denen sie opferten, selber vertauscht. Beide Fronten rauchten im eigenen Feuer.

In dieser Zeit trat der Deutsche noch einmal zum Sturm an gegen das Ungewisse. Er warf alles, was er hatte, auf die Waagschale. Auf der anderen lag schwer und flammend der Berg von Souville.

Entkräftete Regimenter reihten sich auf. Welke Kolonnen traten in der Schwüle zusammen zum letzten Strauß. Und in der Mitternacht zum 11. Juli flirrten deutsche Gasgranaten gegen die wolkigen Rücken von Verdun.

Drüben aber die Front war wach. Alarmglocken gellten durch die Gräben, Pfeifen zwitscherten an den Batterien. Infanterie und Artillerie setzten die Gasmasken auf, und wo der Sumpf zu dicht war, in Höhlen und Niederungen, eilten sie zu den heilenden Apparaten, die mit Schlauch und Mundstück versehen, überall aufgestellt waren, und tranken Abwehr.

Auch bei diesem letzten Sturme ließ man dem Soldaten nicht freien Hals: der Angriff wurde in zwei zeitlich getrennte Handlungen gespalten.

Der 11. Juli sandte einen kühlen Morgen. Dünne Nebelschwaden bliesen über die Acker hin, gemischt mit Gas, das von der Höhe von Souville nordwärts strömte. Viele von den Stürmern erkrankten schon in den Gräben. Der Angriff war vom Feinde längst erkannt, deutlich hing der Kranz seiner Fesselballone am feuchten Himmel, und Ketten von eiligen Fliegern strichen über die deutschen Linien. Die Abteilungen, die zum Auffüllen der Sturmtruppe bestimmt waren, kamen halb zerschlagen in der Linie an. Viel frischer Ersatz war darunter, Rekruten, die den ersten Sturm machten.

Leutnant Buchholz lag ingrimmig in seinem Trichter. Er hatte das Gewehr an die Wange gepreßt und folgte mit dem Laufe einem Flieger, der frech und niedrig über die Front strich.

Es war verboten zu schießen. Als das Flugzeug senkrecht über dem Granatloch stand, sah Buchholz, wie der Franzose zu ihm herunterwinkte, ja, er öffnete im Nu bei losgelassenem Steuer die kleine Tür und forderte den Deutschen zum Einsteigen auf. Da schoß Robert Buchholz. Hatte er getroffen? Der Flieger schraubte sich in die Höhe, die Soldaten, durch den plötzlichen Schuß geweckt, krochen unter den verschmierten Zeltbahnen hervor und sahen nun, das verschmutzte Gewehr in den steifen Händen, dem Flieger nach, der eben Signale für die Artillerie abwarf. Plötzlich aber erblickten sie einen anderen Flieger, der von Norden kam. Er flog hoch, dann hörten sie sein Maschinengewehr. Der Franzose suchte zu entweichen. Da schoß der Deutsche herab, fing sich, einen Augenblick stand der Bug senkrecht gen Himmel und glänzte im Licht, der Motor des Franzosen schwieg, er entließ eine schwarze Rauchfahne und stürzte brennend hinter einem Hügel ab.

Buchholz führte heute, da sämtliche Offiziere tot waren, das Bataillon. Neben ihm, im Trichter, fieberte ein Zugführer, der am Kopfe verwundet war, ein junger Leutnant stand blaß neben ihm, Steckschuß in der Hüfte: er war in der Nacht gekommen und hatte trotz seiner Verwundung die Leute vorgebracht.

Eine Viertelstunde vor sechs Uhr erhob sich der Sturm. Er zuckte vor bis zum Nachmittag. In kraftvollen Stößen wurde der Feind gegen Souville zurückgeworfen. Es gab Augenblicke, in denen kein Schuß mehr fiel.

Leutnant Buchholz lief gleichmütig voran. Er tat seine Arbeit wie immer. Erst die Gefangenen, die nach rückwärts strömten, weckten ihn auf. Und als er auf einem Hügel stand und weit umherblicken konnte, kam er völlig zu sich. Er sah unter sich die Maas schillern, er erkannte morsche Kähne und da — was war das?

Zerschossene Hauswände jenseits des Flusses zeigten rauchende Fassaden. Brände sprangen von Berstung zu Berstung.

Der Turm einer Kathedrale knickte. Reihen von blauen Ameisen krochen aus den Trümmern, verschwanden unterirdisch und fädelten sich über den Fluß. Und fern schoben sich Lastautos durch schwarze Granatbüsche.

Buchholz rief einen Mann. Er preßte ihn an sich und deutete hinunter nach der Stadt. «Verdun!» schrie er. Der Mann lachte, er glaubte ihm nicht. Buchholz aber fühlte ein Meer frischer Luft vor seinem Gesicht. Die Betäubung wich von ihm. Er stieß rechts und links klare Befehle aus. Auch einige Soldaten hatten die Stadt gesehen. Manche hatten sie nicht erkannt, die es aber wußten, schrien es dem Nachbar zu. Die Front eilte und stürzte. Nun war ja alles einfach, und was noch zu tun blieb, war ein Spiel.

Zur Rechten donnerte Fort Souville, zur Linken Saint-Michel. Aber der dumpfe, aus der Hölle hochstoßende Krach der Geschütze klang nun wie Salut. Der Rauch rollte sich zu freudigen Fahnen.

Die Leute liefen wie auf dem Manöverfelde. Gruppen mit Maschinengewehren umgingen Fleury, die letzten, immer noch besetzten Häuser ergaben sich. Aus unterirdischen Räumen kroch der überraschte Feind und ergab sich. Eine Kompanie rollte der anderen, die noch im Sturm lag, die Flanken des angegriffenen Gegners auf, eine trieb der anderen die Gefangenen zu. Alle Mühsal schien vergessen. Die Soldaten hätten sich am liebsten auf den Höhenkämmen gehalten, von denen aus man in die Stadt hinunterblicken konnte. So aber, da es nach allen Seiten zu tun gab, wuchsen bald wieder die Langhügel über ihre Augen, die Stadt versank, doch der innere Jubel blieb.

Die Sonne sog den Nebel fort. Die Gegend dünkte Robert Buchholz überirdisch hell. Es war ihm, als sei er gestorben und kämpfe sich nun nur noch eine Weile wie im Spiele fort, ehe er in die hochgebaute Stadt einziehe.

Stoß um Stoß trieb den Feind zurück. Nach Osten war das

Gelände frei bis zum Fort Souville. Die Geschütze schwiegen in den Wäldern. Der Berg gab dem Feinde keine Kraft mehr, er sog nur immer mächtiger die Deutschen an.

Noch am späten Nachmittag drang Buchholz mit einigen Leuten gegen die Festung vor. Er hatte keinen Auftrag. Überall nahm er versprengte Franzosen gefangen. Er fand alle Geschütze verlassen und erhielt nicht eher Feuer, als bis er in Schußweite des Fortwalles angekommen war. Dort warf er sich mit den Seinen nieder, er sandte Meldungen zurück und war gewiß, daß in der Nacht Verstärkungen ankommen würden.

Dann horchte und spähte er über das Hinterland hin. Er sah deutlich, wie die Deutschen, die von Fleury aus aufgebrochen waren, eine stählerne Schleife weit gegen Verdun geworfen hatten: der drohende Feuerkreis der Feldgrauen flammte gegen den Rücken von Belleville, und dahinter lag Verdun. Buchholz grüßte das kommende Morgenrot. Es würde das Tor sein zur offenen Feldschlacht, und sie würden die ersten sein, die in die Stadt hinunterstiegen. Weithin tappten die Granaten blind im Feld herum; sie schienen ihr Ziel verloren zu haben. So wurde es Nacht, eine stille, kühle, frohe Nacht.

Der Franzose machte keinen Ausfall. Die Leute gingen aufrecht umher; sie sahen den Fluß aufglänzen und die schwarzen Risse der Häuser, wenn eine Granate fiel. Sie standen in Gruppen beisammen und sprachen wie zu Hause.

Um Mitternacht schickte der Offizier einige Leute zurück, sie sollten die Verstärkungen vorführen. Zwischen eins und zwei begann es zu dämmern. Die Leute auf dem Souvilleberg horchten rückwärts auf das flatternde Geräusch der grauen Ablösungen; sie vernahmen nichts. Auch die Melder kamen nicht zurück. Doch wollten einige von den Leuten verhohlene deutsche Kommandos gehört haben, drüben, in der Gegend von Fleury. Als sich der graue Himmel rot färbte, begannen einige laut zu beten. Die übrigen machten sich fertig zum letzten

Sturm. Sie rollten ihre Mäntel und Zeltbahnen, warfen sie über die Schulter und setzten die Stahlhelme auf. Niemand spürte Hunger oder Durst.

Als die Sonne die Randberge der Woëvre berührte, stand Robert Buchholz auf und grüßte. Zugleich brüllten die Geschütze im Fort auf, daß der Berg zitterte. Die Häuser der Stadt im Grunde glühten rot.

Noch lag feiner Nebel über dem Boden, doch drangen die hohen Rücken von Douaumont und Vaux aus dem Dunst, und über der Hügelwelle von Fleury dunkelte die langgestreckte «Kalte Erde». Auch die Soldaten spähten rückwärts. Ihre Augen waren voll Hoffnung; sie ruhten auf den Dunstschleiern, sie grasten auf den Höhen und glitten über die verwehten Lichtungen des Chapitrewaldes. Sicherlich standen schon unter der Nebeldecke die grauen Kolonnen bereit zum Vorbrechen.

Nun wurde es hell. Die Höhen entschleierten sich. Die Flanken der «Kalten Erde» und die Berge von Vaux her schossen nordwärts zusammen und bildeten bei Douaumont ein mächtiges Kreuz. Auf dem Balken des Kreuzes und in den Gründen zwischen den Balken aber tobten die Artillerien. Erst allmählich unterschieden sie die Feuerfronten.

Ein Soldat deutete nach dem Chapitrewald hinunter und rief: «Dort sind sie gestern steckengeblieben.» Das war der linke Angriffsflügel. Er hing, wie jetzt alle deutlich sahen, weit zurück. Nur die Toten im Vorgelände zeugten dafür, daß auch dort gestern angegriffen worden war. Buchholz sah Tote im Knieholz hängen und setzte den Feldstecher ab. Auch auf der «Kalten Erde», rückwärts zur Linken, knatterten Maschinengewehre und spritzten Erdfontänen. Es war klar, der gestrige Angriff war nur an der rechten Flanke vorwärts gekommen, und nun hofften alle, er werde von dort aus wieder vorbrechen, der «Kalten Erde» entlang, und werde den Leuten im Chapitre- und denen im Bergwald Mut machen.

Die Batterien tosten in die Gründe. Man sah in der Ferne Leute aufspringen, Deutsche, und vorwärts eilen, um den feindlichen Granaten zu entgehen. Man sah auch, daß das deutsche Trommelfeuer hinter ihnen lag. Wußten die Artillerien nicht, wohin sie schießen mußten? Woher diese Verwirrung?

Die Leute auf dem Souvilleberg waren erregt. Sie fluchten laut und zitternd über die Höhen hinüber, hinter denen die deutschen Batterien standen. Leutnant Buchholz blieb noch ruhig. Er hatte die Uhr in der Hand und wartete auf den Angriff.

Plötzlich sah man unten eine Kompanie vorbrechen. Die Leute schienen keinen Führer zu haben. Sie liefen im Zickzack, warfen sich hin und schrien durcheinander, doch war der Souvilleberg ihr Ziel.

Jetzt hob sich das schwarze Gewölk der deutschen Granaten empor, und im Nu hämmerte die Eisenfront weiter vorwärts. Sie hatte die Front der französischen Granaten übersprungen, sie hatte die Kompanie stürmender Deutscher erreicht und schlug nun auf die Stahlhelme und trieb sie vor sich her. Die gelichteten Reihen wehten weiter gen Souville. Überall sonst aber rauchten die deutschen Gräben von französischen Granaten, keine Stahlhelme blinkten aus dem Wust.

Nur weit zur Linken lief ein einzelner Mann. Er kam von der Höhe von Fleury herab und trug eine lange Röhre. Die Leute auf Souville blickten nach der zusammenschmelzenden Kompanie, hinter der die deutschen Batterien einherfegten. Robert Buchholz aber schaute verwundert nach dem einzelnen Mann, der mit seiner Brandröhre gegen den Berg lief. Er sah die schmalen Hüften und einen Augenblick lang schien es ihm, als leuchte ein blonder Kopf unter dem Stahlhelm. Er wagte nicht, den Feldstecher hochzuheben; er stieß seinen Nachbar an und deutete auf den Läufer. Doch der sah ihn nicht, sondern wies mit beiden Armen nach der verstümmelten Kompanie.

Der Läufer versank in einer schwarzen Wolke. Ein Feuerstrahl brach aus dem Qualmbusch. Robert Buchholz bebte. Er hatte seinen Bruder erkannt. Er schloß seine Augen, doch als er wieder den Blick erhob, sah er den jungen Pionier aufrecht am Rande eines gewaltigen Trichters stehen und auf seine leeren Hände blicken. Er schien unversehrt, doch sah er sich nun nach allen Seiten um. Er schien zu wissen, daß vor ihm kein Feind war bis weit an den Berg hin, und er schien erst jetzt zu merken, daß ihm niemand folgte.

Robert Buchholz preßte die Hand an den Mund. Er hatte schreien wollen, rufen, winken, daß jener heraufkomme aus der Wüste und sich zusammen mit ihm opfere, wenn es sein müsse. Und nun tat der schmale Wanderer auch ein paar Schritte gegen den Berg, blieb stehen, sah sich noch einmal nach seinen Leuten um, dann aber ging er langsam zur rauchenden deutschen Front zurück. Robert Buchholz war es zumute, als spalte ihn ein Axtschlag von oben bis unten.

Das Geheul der deutschen Granaten kam näher. Man hörte das Keuchen der abgehetzten Männer, die sich den Berg heraufarbeiteten und hörte das schrille Kommando eines jungen Mannes, der sich zum Führer aufgeworfen hatte. Sie waren jetzt nicht mehr stärker als ein Zug. Die Leute auf dem Souvilleberg schrien ihnen zu. Die unten richteten sich auf wie Trunkene. Sie faßten die deutschen Worte nicht, die aus der Höhe herabrollten. Doch durften sie in den furchtbaren Salven nicht stehenbleiben. So klommen und kletterten sie, von Rufen gezogen, die sie nicht verstanden. Erst auf ein paar Schritt erkannten sie die Kameraden. Sie warfen die Arme empor, einige schluchzten stehend, dann sprangen sie in die breiten Trichter. Und dann wurde es schwarz und totenstill. Die deutschen Granaten heulten um den Berg.

Robert Buchholz allein beobachtete. Sein Herz war klein und gepreßt. Sein Atem ging stoßweise durch den geöffneten Mund. Er wußte jetzt schon zuviel.

Unaufhörlich donnerten die Gründe. Es war jetzt nur noch französisches Feuer, das da unten lag, die deutschen Batterien hatten längst befehlsgemäß ihr Feuer vorverlegt, doch zeigte sich nirgends eine Sturmlinie.

Die Beobachter auf dem Douaumont aber hatten gesehen, daß Feldgraue den Souvilleberg hinaufliefen. Sie verständigten die Stäbe, die aber befahlen den Batterien, das Sperrfeuer südlich Souville zu legen.

Robert Buchholz sprang von Trichter zu Trichter im eigenen Feuer und zählte seine Leute. Es waren noch fünfzig. Sie hockten niedergedonnert da, das Gewehr zwischen den Knien.

Auf einmal aber hoben sich die sengenden Flügel des schweren Feuers vom Berg. Im Nu sprangen die Männer aus den Trichtern, Handgranaten wurfbereit. Das plötzliche Licht blendete stark. Eine lodernde Kette wallte gegen das Fort.

Dort oben starrte der Wall, eine braune Wolke unter dem Himmel. Langsam hob sich die Stadt aus dem Grunde empor, Verdun. Ein jeder sah die geborstenen Zinnen, und jeder schrie den verfluchten Namen im Sturm.

Die braune Wolke blieb stumm. Buchholz hatte den Stahlhelm vom Kopf gerissen. Er schwang ihn in der Hand wie einen Weihwasserkübel, er schleuderte ihn hoch gegen den Wall und lief ihm nach. Er sah die toten Franzosen nicht mehr, die auf den Boden hingestreut mit glasigen Augen in den Himmel starrten.

Drei, vier Leute wälzten sich über den Wall. Ihre gewölbten Rücken drangen in das Firmament. Man hörte einen langgezogenen Schrei.

Den Schrei einer Menschenstimme, der unmerklich überging in das helle, metallische Hämmern eines Maschinengewehres. Und bald waren es viele Schreie und viele Gewehre. Der braune Wall wetterte, ein Geschütz blitzte aus dem Innern des Berges. Dann war es wieder totenstill. Dreißig Mann knieten in den Trichtern am Hange des Walles, die übrigen hatte der Berg verschlungen.

Doch einer stand und warf Handgranaten. Ein Schuß zerfetzte ihm den Fuß. Er bückte sich nicht, er warf die zweite und sang: Un — deux — trois. Dann knickte er über dem Gürtel zusammen. Belfernd warfen sich die Maschinengewehre über ihn und entfleischten den hochgewachsenen Leib. Robert Buchholz zog sein Seitengewehr, er schleuderte es nackt gegen das Fort, doch riß es eine unsichtbare Hand aus der Bahn, es wirbelte gegen die Stadt hinab.

Die Wolke oben schwieg. Doch brach nun der Zorn der Männer aus. Sie schauten rückwärts auf die begrabenen Fronten. Sie fluchten, man habe in der Nacht keine Reserven bereitgestellt, ja einige schleuderten ihre Stahlhelme den Berg hinunter, daß sie dahinsprangen wie graue und leere Köpfe.

Robert Buchholz kniete vorgebeugt in seinem Trichter. Die Stunden preßten sich wie Dornen in seine Stirn. «Der Mut der letzten Stunde», sprach er in die Erde, «der Mut der letzten Stunde fehlt uns.»

Am Nachmittag fühlte er, daß er geweint habe. Er schlug die Tränen mit der geballten Hand von seinen Wangen. Die Leute waren müde. Sie saßen da und sahen, wie in den Gründen Franzosen in verlassene Stellungen rückten, wie französische Kanoniere an verlassene Geschütze liefen, in Gehölzen, in denen noch Fetzen des Gases hingen.

Buchholz hatte zwei Melder geschickt und um Verstärkungen gebeten. Sie waren nicht gekommen. Gegen Abend lief ein Mann den Berg herauf und brachte einen Befehl: Man solle in die Ausgangsstellung zurückgehen. Buchholz begriff nicht. Er gab den Zettel weiter. Die Leute lasen ihn. Einer rief: «Schießübung beendet. Einrücken in die Quartiere!»

Niemand lachte, doch machten sich einige fertig.

Der Offizier schrieb und zeichnete. Er legte denen da unten klar, wie weit der Feind zurückgegangen sei, er werde hier bleiben und auf den Morgen warten, bis sich die deutschen Stellungen an den Berg geschoben hätten. Diese Meldung gab er dem Manne.

Um Mitternacht kam der Führer des Bataillons selbst. Er sagte, am heutigen Nachmittag habe Falkenhayn strikte Defensive befohlen. Es finde kein Angriff mehr statt. Zahlreiche schwere Batterien seien bereits nach der Somme in Marsch gesetzt.

Buchholz hörte den Befehl und grüßte. Er sammelte die Leute. Der Bataillonsführer, der heute frisch aus dem Fort gekommen war, ging mit dem Melder rüstig voran. Die Leute folgten ihm. Buchholz ging als Letzter.

Er sah sich nicht mehr um. Doch bückte er sich nach jedem toten Deutschen, an den sein Fuß unter dem Monde stieß. Sie lagen alle, das Gesicht nach Süden, erschlagene Vorposten. Ihre Augen gingen in die Erde. Wenn aber einer auf dem Rükken lag, drehte ihn Robert Buchholz sorgsam um.

Es war eine schwüle Nacht. Man hörte den Geschützdonner von der Somme her. Robert Buchholz ging seinen Kreuzweg von einem Toten zum andern. Er meldete sich im Fort mit seinen Leuten, ein Toter auf Urlaub. Das Lob der Vorgesetzten hörte er nicht. Erst als er die Hänge des Douaumont hinter sich hatte, und als er auch die Schluchten durchstiegen hatte in langer unirdischer Wanderung, kam er langsam zu sich. Er sah seine Leute im Monde laufen, gebückt zwar, doch froh auf die kommenden Quartiere.

Da löste sich die Starre seines Herzens. Er spuckte aus, als habe er Blut getrunken. «Sie müssen es ja wissen», sagte er vor sich hin. Dann atmete er den weichen Mondduft ein, der auf allen Hügeln lag. Er sah Deutschland vor sich liegen, und das war schon ein Traum, hörte die Artillerien von allen Seiten das Land umbranden und griff an sein Herz.

Ein Soldat bot ihm zu trinken. Er sah ein bärtiges Gesicht unter sich, das nach einer Ansprache dürstete. Er trank das Wasser und tröstete jenen, der unter ihm herging wie sein eigener Schatten. Am nächsten Morgen war er frisch. Noch einmal nahm er sein Schicksal auf sich und das des ganzen Volkes.

Erstes Kapitel

Wie Unteroffizier Junne starb

Als die Wellen der Stürmer vor Souville festlagen, vermißte der Hauptmann den Unteroffizier Junne. Aber nur ein junger Vizefeldwebel, Kriegsfreiwilliger und Student, konnte folgendes von ihm aussagen: Am Abend vor dem Sturm seien plötzlich französische Schützenlinien vor den eigenen Gräben aufgetaucht. Wegen des Nebels seien sie erst auf dreißig Meter Entfernung erkannt worden, und da die Besatzung todmüde in den Gräben lag, habe man sich schon verloren gegeben und die letzte Hoffnung auf Bajonett und Messer gesetzt. Plötzlich aber habe er, Vizefeldwebel März, gesehen, wie Unteroffizier Junne auf das einzige Maschinengewehr gestürzt sei, wie er den Lauf in die linke Flanke gerissen habe, von wo der Angriff kam, und im nächsten Augenblick sei rasendes Feuer den Franzosen entgegengeschlagen. Die erste Kette der Feinde sei zusammengebrochen; sofort aber habe sich hinter ihnen eine neue Kette erhoben, von Schwarzen, wie der Erzähler versicherte; immer mehr seien ihrer geworden, und im Rauch der Handgranaten und den rasenden Blitzen des Maschinengewehres habe sich das Ganze angesehen wie ein Gewitter, in dem sich die Schwarzen, Wolke hinter Wolke, dem Unteroffizier entgegengeworfen hätten. Da sei dem Schützen der Stahlhelm vom Kopf gefallen. Die Franzosen, im Glauben, der leibhaftige Tod vor ihnen werde sich dadurch verwirren lassen, seien

mit Gelächter von neuem angestürmt, und auf einmal wie durch Teufels Fügung habe das Maschinengewehr versagt.

Einen Augenblick sei ihm, dem Erzähler, das Herz stillgestanden. Er habe gesehen, wie die Schwarzen die Wälle ihrer eigenen Toten erkletterten und nun, ein fürchterlicher Zaun, grinsend und mit flachen Sturmhelmen sich zum Niederbrechen in den deutschen Graben erhoben. Da aber habe Unteroffizier Junne den Kopf zurückgeworfen; er habe mit der Linken in den glühenden Lauf des Maschinengewehres gefaßt und anscheinend im Nu die Ladehemmung beseitigt. Im Handumdrehen habe das Gewehr wieder zottiges Feuer gespien, und der Wall der Toten sei höher geworden.

Als Ruhe vor der Front war, habe Junne seine Hand gezeigt. Die Finger seien ihm verbrannt gewesen; er habe die schwarze Haut fast bis zum Ellenbogen abtrennen können, und da die Krankenträger alle tot waren, habe sich Junne in der Nacht rückwärts über den Graben geschwungen, um irgendwo hinter der Front ein mit Regenwasser gefülltes Granatloch zu suchen. Er wolle nur seine Hand kühlen. Seitdem habe man nichts mehr von ihm gesehen.

Ob man denn nicht in der Nacht nach ihm geforscht habe, fragte der Hauptmann weiter. Ja, das habe man getan, aber man habe ihn nirgends entdecken können. Man habe an die hundert Verwundete gefragt, die dort seit Wochen herumlägen, man habe Tote untersucht und viele Erkennungsmarken mitgenommen, aber Junne sei eben verschwunden, und man müsse ihn angesichts seiner untadeligen Tapferkeit verloren geben. Damit war das Gespräch beendet.

Und in der Tat, Unteroffizier Junne wäre für immer verschollen gewesen, hätte nicht acht Tage später ein Verwundeter, der im Morgengrauen von der Front zum Verbandplatz in der Totenschlucht sprang, unter erschütternden Umständen, die noch erzählt werden sollen, auf offenem Felde ein Notizbuch gefunden, in das der Vermißte Tag für Tag, ja oft stündlich

Aufzeichnungen gemacht hatte. Danach ist sein Untergang also zu denken:

Zunächst — er verließ den Graben nicht, um seine Hand zu kühlen, sondern um seinen Durst zu löschen. Die Wasserträger, vom Fort Douaumont mit kleinen Holzfässern zur Truppe geschickt, lagen vom Eisen erschlagen im Gelände, seit acht Tagen hatte die Kompanie nichts zu trinken, und so kam es vor, daß Leute nachts aus dem Graben schlichen, um in irgendeinem mit schmutzigem Regenwasser gefüllten Granattrichter den brennenden Gaumen zu netzen. Hiervon wurden viele krank; denn das Wasser enthielt böse Keime, und manchmal lag auch ein Toter in solchen Trichtern, der das Getränk noch mehr verpestete. Anfangs hatte man das Wasser in Feldkesseln in den Graben geschleppt und dort mit Spiritus abgekocht. Aber nun war auch dieses Brennmittel aufgebraucht; es gab noch einige Soldaten, die Hartspiritus in gelben Würfeln besaßen; doch ein Regen, der in den letzten Tagen fiel, hatte die Masse unbrauchbar gemacht, und es gelang keinem der ausgedörrten Soldaten mehr, aus den tauben Würfeln Feuer zu locken. So stieg die Not, der Befehlshaber des Abschnittes, der auf jedes Gewehr angewiesen war, verbot, aus den Granattrichtern zu trinken, und so benutzte Junné seine verbrannte Hand als Vorwand, um sich dennoch zu einer Wasserstelle zu schleichen. Er sagt auch in seinem Tagebuch, er habe wohl gewußt, daß er ein Verbot übertrete, aber er sei völlig ausgebrannt gewesen und habe gefürchtet, heiser zu werden und gänzlich seine Stimme zu verlieren, was bei dem Sturm am nächsten Morgen für seine Leute hätte verderblich werden können. Aber schon in der ersten Nacht traf ihn das Unheil von einer anderen Seite.

Als er den Graben verlassen hatte, war die Nacht so schwarz, daß er aufrecht gehen konnte. Er wandte sich nach der Niederung, die von den Trümmern des Dorfes Fleury nach der «Kalten Erde» hinunterfällt. Dort waren Sümpfe, und dort hoffte er am ehesten Wasser zu finden. Seine Witterung trog

ihn nicht. Er mochte mit Umwegen etwa tausend Schritt gegangen sein, da sah er im Scheine einer Leuchtkugel einen silbergrauen Tümpel, der mit Wasser gefüllt war. Erst als er an seinem Rande kniete und sich hinunterbücken wollte, fiel ihm ein, daß er weder Kochgeschirr noch Trinkbecher mitgenommen hatte. Er stemmte sich vorsichtig mit den Händen in das Erdreich, sprach zu sich selbst «Wohl bekomm's!» und trank dann herzhaft, bis er satt war.

Eben war er daran, sich wieder aufzurichten, da hörte er unweit einen Menschen seufzen. Es war nur ein leiser Seufzer, nicht stärker, als wenn der Wind durch die Blätter zittert, aber Junne hörte ihn, und er hörte ferner, wie die verlassene Stimme zu sich selber sprach: «Ach Gott, könnte ich doch sterben!» «Langsam, langsam —» antwortete da der lebensfrohe Pfälzer, und nun schlug der Unbekannte, als er den menschlichen Laut vernahm, heller mit seiner Stimme an, es gab Rede und Gegenrede, und Junne fand endlich den Inhaber der Stimme, wie er in einem tiefen Granatloch saß und seine Hände zu ihm hinaufstreckte. Der Unteroffizier griff zu und zog den Elenden, dem beide Füße abgeschossen waren, und der dazu noch hilflos im Schlamm stak, an die ebene Erde herauf.

Der Mann, der sich nun gerettet glaubte, fiel seinem Nothelfer um den Hals; er schrie laut seinen Dank und tanzte so ungebärdig auf seinen Stümpfen, daß ihm das Blut herausbrach. Ja, er sprach noch weiter, als nun die Ohnmacht über ihn fiel, erst vor ein paar Stunden sei er getroffen worden, und wenn ihn der Kamerad gleich in die Totenschlucht auf den Verbandplatz trage, könne er noch geheilt werden. Er versprach auch dem Unteroffizier goldene Berge, er lud ihn auf den Herbst in seine Heimat ein; er sei Winzer und er wolle seinen Freund mit dem besten Weine füllen, ja, er schenke ihm sein Weingut oder er werde, wenn jener wolle, mit seiner Schwester sprechen, daß sie seinen Retter heirate. Und so tanzte er von einem Gelöbnis in das andere, und plötzlich bat er, als er sich ein Stück aus der

wallenden Ohnmacht heraufgekämpft hatte, um einen Schluck Wasser. Junne füllte den Stahlhelm des Sterbenden an der bekannten stehenden Quelle und ließ ihn trinken — bis jener ihm den Helm aus den Händen riß, ihn über sein Gesicht ausschüttete und sich mit fiebernden Armen zu waschen begann. Je mehr aber der verkrustete Schlamm von seinen Wangen abfloß, desto gelber wurde sein Gesicht. Die Stirn glänzte fahl, der Helm kollerte aus seiner Linken, er richtete sich noch einmal auf und brachte mit brechender Stimme sein letztes Anliegen vor: zwanzig Schritt weiter — dort — liege ein Landsmann verwundet in einem Trichter, und der Kamerad möge jenem helfen. Dann zog er beide Knie bis fast an sein Kinn und starb.

Es war sehr still. Kein Schuß fiel an der ganzen Front. Und doch war ein fast unhörbares Rauschen plötzlich in der Luft, als fahre ein Wind durch Schilf. Die Nacht begann zu flüstern, die brandige Erde zu reden. Aus den rauchenden Kratern der schwarzen Niederung stiegen Stimmen, klägliche, fluchende, betende Stimmen, und dem Unteroffizier, der horchend neben dem toten Kameraden saß, war es wunderlich, daß er in den schweren Kämpfen der letzten Wochen diese Stimmen noch nie gehört hatte. Er lauschte angestrengt über den ungeheuren Kratersumpf hin, er sah Blitze aus dem riesigen Kotsarg der Feste Douaumont fahren und es schauderte ihn über das unheimliche, halb begrabene Heer, das da in der Wüste zwischen Stellung und Festung mit flackernden Stimmen Selbstgespräche führte. Ja, er hätte sich jetzt losreißen sollen von den tausend Verlorenen, die da im Schlamme staken und auf die Bahren und die Träger mit dem roten Kreuz warteten. Denn die Bahren lagen zersplittert in der pfadlosen Wüste und die Träger zerrissen daneben und niemand konnte ihnen helfen. Aber der unterweltliche Zauber dieses Zwischenreiches hatte ihn schon gefesselt, und das letzte Wort des Toten neben ihm brannte in seinen Ohren. Es war ein Vermächtnis. So legte er dem Winzer die Arme, die jener gelassen von sich

gestreckt hatte, auf die Brust, zeichnete mit feuchtem Schlamm ein Kreuz auf die wächserne Stirn und machte sich auf den Weg in sein Verhängnis.

Nach zwanzig Schritten fand er den Landsmann, wie der Tote gesagt hatte. Er lag höher, an einem Hang, in einem fast eingeebneten und trockenen Trichter. Ihm war die Hüfte aufgerissen, und er erzählte, er liege schon vierzehn Tage so, und die Würmer seien in seiner Wunde heimisch. Er begehrte nicht, zurückgetragen zu werden, er wisse, daß er hier sterben müsse. Der Kamerad möge ihn tränken und dann auf die Kimme des Hügels hinaufziehen, ein paar Schritte nur. Obwohl noch niemand ihn besucht hatte, wußte er, daß morgen gestürmt werde. So wolle er vom Hügel herab den Stürmenden nachblicken, der Hügel werde vom Feinde mit Granaten gespickt werden, und so finde er einen leichten Tod, das wisse er. Er sagte das trocken und fast hartnäckig. Junne tat ihm den Willen, und als er getränkt war, hob er sich mühsam von der Seite auf und wies in die Schwärze. Dort, einige Schritte weiter, liege ein Kamerad, der schon acht Tage lang nach dem Tode schreie. Ohne ein weiteres Wort gab er dem Unteroffizier seinen Revolver nebst einigen Kugeln, er selbst brauche das sicher nicht mehr, er solle nur dem dort seinen Willen tun, und dann winkte er ihm fast spöttisch ab, ohne ihn noch anzusehen.

Junne setzte sich verwundert in Marsch und hielt die angegebene Richtung. Die Julinacht war schwül und finster wie ein Backofen, aus dem die Glut gekehrt ist. Weil Junne viele Trichter umgehen mußte, verlor er die Richtung. Er fühlte plötzlich, wie sein Fuß irgendwo festhing; er dachte, er sei mit dem Schuh unter den Bügel einer Baumwurzel geraten, und er bückte sich, um das Holz aus der Erde zu reißen. Da aber merkte er, wie die Wurzel sich regte, wie sie sich in seine Ferse krallte und er fühlte unter seinen Händen die verkrusteten Finger einer noch lebendigen menschlichen Hand. Das sei ihm das Schrecklichste gewesen, schrieb er später in sein Tagebuch.

Gleichwohl tastete er sich an der Hand entlang, er faßte das Ende eines Ärmels, die Knöpfe, und tiefer hinab die zusammengerollten Achselstücke. Der ganze Arm war mit Schlamm bedeckt. Eine furchtbare Weile schwankte er, ob er auch das fremde Gesicht berühren solle, doch da kam eine weinende Stimme aus dem moorigen Abgrund: «Nimm mich mit!» — und da griff er dem eingesunkenen Manne von hinten unter die Arme und zerrte, daß ihm die Adern schwollen. Aber der zähe Schlamm war stärker als seine Kraft. Der Lehm gab nicht nach, und der Mann unter ihm schrie, er möge ihn loslassen, er zerbreche sonst. Nachdem der Mann eine Zeitlang fortgewimmert hatte, bat er endlich, der Kamerad möge ihm den Tod geben. Junne suchte ihn zu trösten: morgen werde ja in der ganzen Gegend weitergestürmt, da werde das Gelände feuerfrei, und dann würden die Krankenträger durchkommen. Doch der Mann glaubte ihm nicht; es sei ihm auch ganz gleich, wann er sterben müsse, er habe ja keinen Anhang daheim, und er bitte ihn um der Kameradschaft willen um eine Kugel.

Das Tagebuch enthält keine Aufzeichnung darüber, ob der Unteroffizier dem Flehen des Verschütteten nachgab, ob er ihn mit eigener Hand tötete oder ihm selbst für kurze Zeit die Waffe überließ. Überhaupt geht die Niederschrift über die folgenden Ereignisse dieser ersten Nacht rasch hinweg. Heftig klagt sich der Schreiber an, daß er sich nicht losgerissen habe und zu seinem Truppenteil zurückgekehrt sei. Er sei wie besessen gewesen und habe nicht mehr klar denken können. Er habe sich eben in ein anderes Reich verirrt und sei ihm, zur Strafe, von dieser Nacht an selbst verfallen. So steht da, und dann folgen noch einige unbeschreibliche Ereignisse, die hier nur angedeutet werden können. Immer wurde er von einem Verwundeten zum anderen gerissen; es war eine Kette von männlichen Vermächtnissen, die ihn unwiderstehlich von einem Trichter zum anderen zog. Er schreibt auch, daß er einem toten Offizier «neue»

Kugeln abgenommen habe, dann stehen nur noch Umrisse von menschlichen Gestalten in dem schmalen Buche.

Er sah auf seiner Kraterwanderung einen Pionier, der kriechend auf abgeschossenen Füßen nach Arzneikräutern grub, einen jungen Kriegsfreiwilligen der die Briefe seiner Braut Stück für Stück hinunterschlang, andere, die Erde aßen und völlig zerlumpt und verwildert waren. Er sah Schwerverwundete auf Toten hocken, er fiel in Trichter, die zur Verteidigung hergerichtet waren, gefüllt mit toten Stürmern, und einmal zerrten ihn unsichtbare Hände in eine Grube hinab, in der finstere Männer saßen, die über ihn Gericht hielten als über einen Drückeberger und ihn zum Tode verurteilten. Doch entkam er den halb Wahnsinnigen. Es habe ihm immer mehr geeilt, je näher es an den Morgen ging. Er habe gar nicht mehr an den Sturm gedacht, sondern nur daran, wie er «schnell herumkomme».

Gegen vier Uhr morgens ereilte ihn das Verhängnis. In der Stellung war irgendwo abgelöst worden; die Franzosen hatten es gemerkt und legten, da sie einen Angriff vermuteten, Sperrfeuer. Unteroffizier Junne sah den glühenden, zischenden Eisen-, Feuer- und Rauchwall vor sich aufsteigen, und jäh fiel ihm ein, daß er zur Truppe zurückmüsse. Der Schrecken dieses einen Augenblicks der Besinnung aber war so stark, daß sich Junne nicht nach der Gewohnheit des Feldsoldaten auf die Erde warf, sondern er blieb hochaufgerichtet und horchend stehen, voll Scham über sein Versäumnis. Er hörte eben noch das trillernde Zwitschern eines Schrapnellzünders, fühlte im nächsten Augenblick einen brennenden Schmerz in seinem linken Bein, er blickt hinab und sieht: der Oberschenkel ist von dem faustgroßen Zünder durchschlagen, die Sehnen der Kniegelenkhöhle sind zerrissen, der Eisenbecher steckt tief in der Wade. Während der Eisenhagel um ihn schloßt, wirft er sich hin, wälzt sich in den riesigen Trichter einer Zweiundvierzigzentimetergranate, kollert den Hang hinunter und sitzt auf dem

Boden im halben Tag. Die Erde zittert um ihn, der Donner des Eisenorkans dröhnt dumpf über ihm.

Während der Morgen die Wände des Kraters langsam bestrich, saß der Gefangene auf dem noch schwarzen Grunde. Er dachte nicht daran, sich verloren zu geben, sondern machte sich zunächst daran, den Zünder aus der Wunde zu entfernen. Es schreckte ihn nicht, daß er Gesellschaft hatte: zwei Deutsche und ein Franzose lagen zerstückelt um ihn herum; ja, er sah die Toten kaum von der Seite an, während er mit den Händen in seine Wunde fuhr und den Zünder anpackte. Doch er stak verteufelt fest, mit den Fingern war er nicht zu bewegen; er nahm sein Messer, schnitt faules Fleisch heraus, und nun gelang es ihm, das Trumm ein wenig zu heben. Der Schweiß brach ihm aus, doch die Wunde blutete kaum, das gab neue Hoffnung. Zuweilen ruhte er mit zusammengebissenen Zähnen aus; vor sich hatte er die Uhr liegen, und als die Minute kam, in der seine Kompanie stürmte, und als er das ferne Hurra hörte, sprang er auf. Es gelang nicht, er brach sofort wieder um. Dann arbeitete er weiter. Er legte sich auf den Rükken, stemmte den gesunden Fuß ein und zog an dem Zünder. Erst gegen Mittag hielt er ihn in der Hand. Er wog ihn einen Augenblick, steckte ihn in die Tasche, schnitt dann die Hose um den Oberschenkel herum ab und verband die Wunde sorgfältig. Dann legte er sich zum Schlafen nieder. Er hatte sich vorgenommen, gegen Abend, wenn das Feuer nachließ, in die Totenschlucht zurückzukriechen.

Als er aufwachte, war es Nacht. Doch schienen die Sterne auf die schwarzen Gesichter der Toten. Er schnallte, noch im Liegen, seinen offenen Gürtel fest und legte sich auf die Seite, um herauszukriechen. Ungeheuer hoch standen die bläulichen Ränder des Kraters über ihm.

Als er mit den Händen ausgriff und sein rechtes Knie in die schräge Wand drückte, um das wunde Bein nachzuziehen, rutschte er aus. Erdschollen kollerten über ihn. Er mahnte sich

zur Ruhe und versuchte es noch einmal. Doch das wunde Bein war zentnerschwer; geschwollen und glühend hing es an ihm wie ein ungeheuerliches Gewicht, dem der ganze übrige Körper nicht gewachsen war. Doch kam er nach wiederholten Zügen einige Handbreit höher. Er preßte sich in den Hang und ruhte aus. Dann begann er von neuem.

Aber während der rechte Fuß vorher an der Sohle des Kraters festen Halt hatte, bröckelte jetzt die Erde unter ihm. Junne glitt aus und rutschte wieder auf den Boden des Kessels. Er warf sitzend seinen Rock ab und dachte nach. Dann begann er von neuem.

Er knetete die herabgerollte Erde unter sich fest, er setzte sich darauf, er kratzte einige Handbreit darüber den Rücken des Kraters auf und knetete dort einen neuen Sitz, auf den er sich nun hinaufzog. So wollte er Stufe um Stufe in den rieselnden Hang kneten und sich langsam hocharbeiten. Doch er wußte, daß er damit in dieser Nacht nicht zu Rande komme. Er arbeitete jetzt vorsichtig. «Wäre das Granatloch in deutscher Erde,» schreibt er, «so wäre ich längst heraus; aber die verfluchte Gartenerde hier ist tückisch wie Sand.»

Um zwei Uhr morgens saß er auf der fünften Stufe. Er sah die Toten nicht mehr; frischer Westwind strich in die Grube. Er ruhte aus, kämpfte aber gegen den Schlaf. Um drei Uhr begann er von neuem.

Um vier Uhr warf die feindliche Artillerie schwerste Geschosse. Junne drückte sich in den Hang. Er zitterte. Wenn jetzt der Hang brach...

Er brach. Eine schwere Granate fuhr neben den alten Trichter. Die Erde federte, schwankte. Junne schrie auf und glitt langsam in den Abgrund. Er überschlug sich im Sturze und griff, als er mit dem rechten Arme aufschlug, die eklen Finger eines Toten, der gleichmütig neben ihm lag. Es war der Franzose.

Für einen Augenblick verließ ihn da die Besonnenheit. Er bäumte sich auf, prellte an den Hang und begann wahnsinnig

zu klettern. Sein Mund keuchte in die Erde, während er mit dem gesunden Fuße sinnlos stampfte. Er schnellte am Hange hoch, glitt zurück, fuhr mit dem Oberkörper hinauf, prallte zurück, er schlug mit den Fäusten in die Wand, bis er von gelassenen Erdklumpen fast völlig bedeckt war.

Noch einmal mahnte er sich zur Ruhe. «Ich habe viel Kraft bei dem Unsinn verloren,» klagte er später. Um sechs Uhr morgens begann er von neuem. Er hatte sich jetzt einen anderen Plan zurechtgelegt. Er nahm den Spaten eines Toten, stach Erde aus dem Hang und grub sich einen schrägen Gang nach oben, eine Art schiefer Ebene, auf der er leichter in die Höhe zu gelangen hoffte. Es war eine mühselige Arbeit, die Ruhepausen wurden immer größer, doch der Unteroffizier gab die Hoffnung noch nicht auf. Am Mittag des zweiten Tages nach seiner Verwundung hatte er sich etwa drei Meter in den Hang hineingearbeitet, doch betrug die Höhe über dem Grunde des Grabens nur etwa einen Meter. Vier Meter aber lagen noch über ihm. Er hoffte, sie bis zum Morgen des nächsten Tages zu zwingen. So saß er da, den Kopf in die Hand gedrückt und starrte in die Tiefe.

Dort unten blinkte eine ungeöffnete Konservenbüchse. Der Himmel spiegelte sich in dem Weißblech. Junne wandte sich ab, er durfte keinen Hunger haben. Um zwei Uhr morgens begann er von neuem. Doch als er sich aufrichten wollte, gelang es ihm nicht mehr. Wütender Schmerz kroch von der Wunde in seinen Unterleib, die Muskeln brannten, die Hände waren geschwollen, auch der gesunde Fuß stach. So blieb Junne zwei Stunden liegen und sah in den Himmel. Die Brust tat ihm weh. Er seufzte und erschrak darüber. Er legte sich auf die Seite und beschloß, nun ganz langsam zu arbeiten: «wie ein Spiel, daß ich nicht vor der Zeit müde werde...»

Gegen fünf Uhr nachmittags geschah etwas Schreckliches. Junne war gut vorwärts gekommen, und auf einmal konnte er sich sogar wieder aufrichten. Kaum aber saß er strahlend da,

da brach die Erde über ihm ein. Schollen schnellten über seine Knie. Das war das Vorspiel. Dann stülpte ihm der Krater Erde über sein Gesicht und kniete sich massig in seinen Rücken. Ja, er wollte ihm das Rückgrat brechen oder wenigstens die Arme. Junne stemmte sich gegen den tückischen Überfall. Sein Brustkorb wölbte sich vor, es war ihm, als höre er eine Rippe krachen. Der Berg drückte nach. Jetzt fühlte Junne stechenden Schmerz in der Hüfte, der Berg faßte seinen Kopf und drückte ihn langsam gegen die Brust. Junne keuchte, der Atem ging ihm aus, Schaum flockte an den Zähnen. Da gab er nach und glitt, glitt langsam in die Tiefe. Er hörte den Berg poltern, langsam schob ihn ein kalter Wall hinunter, gelassen und sanfter, je mehr es abwärts ging, und als Junne ganz unten lag, rieselte nur noch feiner zufriedener Staub in sein Gesicht.

Er lag neben einem Toten, dessen Gesicht mit Maden gepudert war. Junne wandte sich ab. Er wollte nicht mehr denken, denn auch die Gedanken brachten Unglück. Seine Hand ging, ohne daß er davon wußte, nach der Revolvertasche. Er fühlte zwei Kugeln. Er legte sich um und entschlief. Als er erwachte, stand der Uhrzeiger auf fünf. Das Werk war stehengeblieben, als der Krater einbrach. Oben war Nacht. Schwarzes Gewölk zog über den Kraterrand. Es roch nach Regen.

Er wartete auf den Tag. Als es in der Höhe dämmerte, stellte er die Uhr auf vier und zog sie auf. Dann begann er von neuem. Aber seine Hände waren sehr schwach, «wie einem alten Manne». Auch seine Gedanken begannen zu irren. Er zog den Brotbeutel von dem zerfallenden Leibe eines Toten und aß, was er fand, er knüpfte dem toten Franzosen die Feldflasche ab und trank den Rest sauren Rotweins, er fingerte die schillernde Konservenbüchse heran, öffnete sie und stellte sie, ohne zu essen, zwischen seine Beine. Der Wein wärmte ihn, ja es wurde ihm heiß, ein Fieber kam, er schlief ein.

Als er erwachte, fror er. Es war noch Nacht — oder wieder Nacht? Er wußte das nicht mehr so genau, er wollte es auch

nicht wissen. Die linke Hand, die trotzdem nach der Uhr griff, war steif und geschwollen auf die Brust zurückgefallen. Mit der Rechten fuhr er über sein Gesicht. Es war feucht, und nun öffnete er die Augen völlig und sah, daß es regnete. Von diesem Augenblicke an gab er sich auf und begann zu schreiben, als es hell wurde. Denn nun sah er keine Rettung mehr.

Zuerst schrieb er an seine Eltern und Geschwister einzelne Blätter, die er herausriß und vorn in das Buch legte. Er teilte ihnen mit, er sei soeben tödlich verwundet worden und sehe einem schnellen Ende entgegen. Seine Rechnung mit dem Himmel habe er gemacht, er werde drüben nicht zu zittern brauchen. Dann schrieb er auf die erste Seite, der Finder dieses Buches möge es nicht an seine Eltern oder seine Verwandten schicken, sondern seinem Kompanieführer zustellen, der es für sich behalten möge.

Es regnete fort. Der Grund des Trichters verwandelte sich in Schlamm. Nasse Erde bröckelte ab, der Regen schwoll, kleine Rinnsale fädelten in den Abgrund. Die Ränder des Kraters lösten sich auf; jetzt da er dem Sterbenden eine Fußangel gestellt hatte, kam der Berg zu ihm herab.

Am zweiten Tage konnte er die Ränder der umliegenden Hügel sehen, den Kamm von Fleury, den Bahndamm und eine Ecke von Douaumont. Er freute sich darüber, daß es nun lichter um ihn wurde. Er hatte seinen neuen Stahlhelm aufgesetzt und stand da, das Gesicht nach Süden, wo seine Kompanie lag. Ja, er stand, unter den Achselhöhlen die Kolben zweier Gewehre, die er mit den Läufen nach unten in den Boden gespießt hatte. So stand er unbeweglich auf zwei Krücken.

Als der Schlamm über seine Knie hinaufdrang, sah er plötzlich einen kräftigen Mann oben am Kraterrande stehen, dem Dienstgrade nach ein Feldwebel. Der schrie ihn an, er solle sofort herauskommen und Dienst machen, die Kompanie stehe schon zum Exerzieren angetreten am Südausgange von Fleury. Er solle ihn erst herausziehen, antwortete Junne. Nein, schrie der Feldwebel, er solle die Suppe nur auslöffeln, die er sich

eingebrockt habe. An einigen Fragen erkannte Junne, daß er einen Irren vor sich habe. Viel später sah er noch einmal ein verzerrtes Gesicht über den Kraterrand spähen; es war ein Verwundeter aus dem nächsten Trichter. Er bat Junne um eine Kugel. «Ich habe mit ihm gekämpft», heißt es kurz im Tagebuch, «und dann meinen Revolver mit der letzten Kugel geladen.» Von da an hörte er wieder nachts die Rufe der Verwundeten in den Sümpfen, auch die Toten in seinem Krater kamen gärend herauf und machten ihm zu schaffen. Er beschrieb noch einmal seinen Gang durch die Kraterwüste und endete mit dem Satze, er sei glücklich, daß er etwas für seine deutschen Brüder getan habe.

Als der Schlamm an das schwarzweiße Band des Eisernen Kreuzes quirlte, reinigte er es zuerst, dann nahm er es heraus, legte es in sein Tagebuch, umwickelte es mit seinem Brustbeutel, verschnürte es mit den Fäden der Erkennungsmarke und warf es in hohem Bogen aus dem Krater.

Er hatte noch gefürchtet, er werde bei dem Wurf den Halt verlieren, aber es müsse nun einmal sein, und besser früher als später. Ob er sich selbst den Tod gab, bleibt ungewiß. An einer früheren Stelle des Tagebuches heißt es nur einmal: «Ich habe den Revolver zwischen Kragen und Hals versteckt. Dort ist er sicher.»

Viele Tage später fand ein Leichtverwundeter das Buch. Er las es an Ort und Stelle, da es Tag war. Gegen Abend, kurz bevor er zum Verbandplatz aufbrach, sah er sich nach dem Krater um, in dem der tapfere Mann zugrunde gegangen war. Aber deren waren so viele, und alle waren jetzt, nach dem Regen, so still, daß dem Manne graute. Er lief, was er konnte, nach Norden, kam heil durch das Feuer und konnte das Buch auch dem Offizier abliefern, für den es bestimmt war. Der strich, als er es zu Ende gelesen, den Namen des Toten durch und schrieb darüber «Junne». So wurde der Tote namenlos, doch sein Schicksal steht für viele.

Zweites Kapitel

Am weitesten vorne

Immer enger verflochten sich die Fronten. Der Franzose griff Tag und Nacht an, fast sein ganzes Heer ging durch das Feuersieb von Verdun.

In jeder Woche wechselte die Flagge auf Thiaumont. Die grauen und die blauen Stürmer wogten unaufhörlich durch Fleury, hin und zurück. Wo aber die Grauen auf die Schwarzen stießen, da gab es selten Pardon. Die stanken wie Urwaldtiere im Käfig, sie trugen bei 28 Grad Hitze ihre lockeren Mäntel, und wenn sie den Weißen witterten, zogen sie ihre Messer. Auf Sprungweite ließen sie ihn herankommen, daß er seine Waffen nicht mehr gebrauchen konnte: Gewehre und Handgranaten. So schlugen die Deutschen, da sich jene nie ergaben, mit Spaten und Äxten drein und entfesselten die letzte Wildheit. Denn nun sprangen die Bestien vom Senegal den Grauen an die Kehle. Sie achteten ihrer Wunden nicht; im Ringkampf preßten sie ihr Blut auf die Röcke der Stürmer, und noch im Todeskampfe auf dem Boden bissen sie zu und traten wild mit den Füßen.

Ende August erklärte Rumänien den Krieg an Österreich. Falkenhayn führte deutsche Truppen dorthin. An seine Stelle traten Hindenburg und Ludendorff.

Der Sommer war heiß, nur in den Sümpfen gor das Wasser. Nach allen Himmelsrichtungen waren die Fronten gespannt, so gab es keine Ablösungen mehr.

Die Soldaten verbrannten zur Schlacke. Manche von ihnen murrten. Sie wurden abgeführt. Die andern hielten aus, niedergedrückt bis zum Boden.

Bernhard Buchholz baute Stollen. Es war schwer, die Leute noch zusammenzuhalten. Die Batterien fegten jede Arbeit wieder fort, doch wurden die Pioniere nicht mehr abgelöst, bis der befohlene Stollen gebaut war. Das war ein harter Befehl, und einige murrten.

Robert Buchholz verteidigte seinen Abschnitt. Auch er hatte Not. Drang der Franzose irgendwo ein, dann wurden die Grauen nicht eher abgelöst, bis sie die verlorene Stellung wieder erobert hatten. Das war ein harter Befehl, und einige murrten.

Die Tapfersten fielen, das war Gesetz. Nur wenige wurden aufgespart. So groß war die Armut, daß Krüppel und Sträflinge in die Front traten. Hinter den Ablösungen, die nachts in den Graben gingen, streifte die Feldpolizei und trieb die Feigen in die schaurige Öde.

Nein, die Männer sprachen nicht mehr. Sie stiegen schweigsam in den Feuerofen und taten dort ungesehen ihre Arbeit. Lob empfanden sie als Spott. Doch kamen nachts die Versuchungen in Gestalt von Brot und Wein und Fleisch und Frieden, drüben hinter den Gräben des Feindes. Und wer diese Versuchung bestand, der bedurfte des Lobes nicht mehr.

Am 8. September liefen drei Franzosen zum Zug Eduard Lang über. Sie waren gut genährt und übermütig. Als sie der Posten in den Stollen führte, duftete der Gang von Wohlgeruch, die Grauen schnupperten und zogen den Blauen nach bis vor den Zugführer.

«Willkommen!» rief Eduard Lang, «wollt Ihr uns helfen?» Er sprang von der Pritsche. Jene antworteten, die Deutschen würden sich schon noch ihre Eier verbrennen. Sie waren voller

Zuversicht, doch wurden sie allmählich, da Lang beharrlich fragte, etwas kleinlaut. Sie gestanden, ihre Zeitungen, ja das Parlament selbst forderten, die Schlächterei bei Verdun müsse aufhören, und zum Schlusse fluchten sie laut auf ihre Artillerie, die in die eigenen Truppen hineinschösse, und auf ihre Führer, die sie in den Tod hetzten und wenig Geschick bewiesen, wenn die Ablösungen nachts vorgebracht würden.

Kaum waren die drei abgeführt, so brachten die Posten einen neuen Gefangenen. Gelächter rollte die Stollentreppe hinab. «Er will ein deutscher Hauptmann sein, er will Welsch heißen», riefen die grauen Häscher und stießen einen riesigen Mann vor sich her, den sie eben im Vorfelde gefangen hatten.

«Hauptmann Welsch!» Der Gefangene stellte sich vor und nannte Regiment und Kompanie. Eduard Lang sah einen gänzlich verwilderten Menschen vor sich. Ein verklebter brauner Bart verdeckte das völlig gelbe und knochige Gesicht. Uniform und Stiefel waren zerrissen, der Stahlhelm zerbeult: der Mann hatte nicht einmal ein Hemd an, man sah die haarige Brust zwischen den offenen Knöpfen des Waffenrockes. Im Gürtel hing eine verdreckte Pistole, die Holzkeule, die ihm gehört hatte, trug einer von seinen Wächtern. Er fragte sofort, ob es hier nichts zu trinken oder zu rauchen gebe, er komme von vorne, seine Leute seien aufgerieben, rechts und links habe er keinen Anschluß gefunden, und nun habe er sich beim Zurückgehen in dem fürchterlichen Zickzack verirrt.

Das klang wenig wahrscheinlich. Das Regiment, das der Gefangene nannte, war längst abgelöst, das wußten die Leute, und sie verlachten den Mann als Spion. Lang fragte ihn, warum er nicht mit seinem Regiment zurückgegangen sei. Ja, erwiderte jener düster, einmal hätten sie das in ihrer vorgeschobenen Stellung zu spät erfahren, dann hätte der Franzose Tag für Tag angegriffen, und schließlich seien alle verwundet oder tot gewesen. Nur ein Mann lebe noch, der sitze vorn im Graben und schnitze an einem Kruzifix, er sei nicht zu bewegen,

fortzugehen. Aber man müsse doch nun einmal wieder unter Menschen kommen. Wenn ihm zwei Mann helfen wollten, würde er indessen erst den Schnitzer aus dem Graben holen. Der habe viel durchgemacht, und wenn sein Geist auch erstorben sei, so dürfe man ihn doch nicht allein da vorne sitzen lassen.

Die Erzählung wurde immer unglaubwürdiger. Die Leute drangen auf den Mann ein; sie wollten ihn erschlagen oder wenigstens zurückführen; sie glaubten, gute Beute gemacht zu haben. Der Gefangene wandte sich ruhig um; er sah jedem in das Gesicht, und jeder wurde verlegen. Der Fremde blickte nur mit einem Auge, das andere war geschlossen. Er sagte, es sei ihm gleichgültig, wer ihn erschlage, er werde die Hand nicht aufheben, obwohl er könne. Wer aber wirklich Mut habe, der möge mit ihm nach vorne gehen. Dort werde er bestätigt werden.

Eduard Lang wandte sich zu seinen Leuten, er selbst werde mitgehen; ob jemand ihn begleiten wolle? Es meldeten sich vier Mann. Sie ließen den Fremden vorausgehen und hielten ihm die Bajonette an den Rücken.

Die Nacht war mondhell. Der Mann schritt langsam an und sprach nicht. Doch schien er jede Granate zu kennen, die herankam. Er wehrte mit der Hand ab, und das hieß: «Sie wird über euch hinwegfliegen.» Wenn er aber pfiff, dann warf sich die Gruppe hin, und es war immer höchste Zeit. Die Leute gewöhnten sich schnell an seine Führung; er selbst blieb immer aufrecht stehen, und es geschah ihm nichts.

Nach halbstündiger Wanderung sahen sie die Umrisse eines Grabens aufdämmern. Der Fremde blieb stehen. Er deutete mit der Hand vorwärts. Dann ging er einige Schritte zurück und befahl den Soldaten, auf ihn anzulegen. «Einer», sagte er, «kann vorkriechen und in den Graben blicken; erhält er Feuer oder kommt er nicht sofort zurück, dann laßt eure Büchsen knallen!»

Die Leute taten so. Eduard Lang aber pirschte sich an den

Graben heran. Er glaubte dem Manne und blickte furchtlos in die Tiefe hinunter. Dort sah er das weiße Gesicht eines Toten. Er rief «Hallo!» Eine heisere Stimme antwortete ihm: «Herr Hauptmann!» Und dann sah er von rechts einen Menschen durch den Graben gehen. Der trug ein bleiches Holz in den Händen, er reichte es dem Rufer hinauf und wartete. Lang hielt ein roh geschnitztes Kruzifix in den Händen. Er gab es dem Manne zurück und winkte seine Leute heran. Als sie bei ihm waren, gab er dem Fremden die Hand.

Hauptmann Welsch sprang in den Graben hinunter. Die Grauen folgten ihm stumm. Dann schritten sie mit ihm die Front ab.

Der Graben war still. Alle fünf Schritte fanden sie einen toten Soldaten. Bald saß einer auf der Erde, als sei er eingeschlafen, bald lehnte er sich an die Perme mit hochgezogenen Lidern; andere lagen auf ihrem Gerät, einer aber kniete vornübergebeugt. Der Hauptmann kannte den Namen und die Herkunft eines jeden; hin und wieder bückte er sich und legte eine Hand näher an den Körper oder rückte einem den Helm zurecht. Der Feind war stumm und die Nacht war kühl. «Wir haben es schwer gehabt», sagte der Hauptmann, «ich kann nicht mehr schlafen.» Lang sprach mit einem seiner Leute, und der entfernte sich. «Wir wollen die Toten begraben.» Der Hauptmann nickte. Seine Hand fuhr über die Stellung. «Da wir nun einmal bleiben sollen...» Er stockte. Er hatte sagen wollen, daß er nur ungern von hier gehe, und der Graben sei wichtig für die Verteidigung, und man könne den Feind von hier in der Flanke packen, falls er angreife. Seine Hand sagte das, und Eduard Lang begriff.

Nun kamen die Männer leise aus dem Mondnebel. Sie sahen die aufgereihten Toten, sie sahen sich an, und dann nahm jeder seinen Spaten, den er mitgebracht hatte, und sie hoben ein längliches und tiefes Grab aus. Sie stiegen in den Graben und in die Trichter, sie brachten zu zweit die Toten und legten

sie in den braunen Schacht. Als alle versorgt waren, standen sie eine Weile still am Rande. Jeder betete für sich. Als aber Eduard Lang den Spaten heben wollte, um als erster die Toten mit Erde zu bedecken, da hörte er fernher einen Mann singen. Der verhohlene Gesang kam aus dem alten Graben. Lang ließ den Spaten sinken, auch die Männer warteten. Sie vernahmen die Stimme, die wie aus einem tiefen Brunnen drang: «O Haupt voll Blut und Wunden, mit Schmerz bedeckt und Hohn.» Sie ließen den Mann aussingen, den Kopf auf die Brust gesenkt, dann warfen sie behutsam das Grab zu.

Eduard Lang stieg mit dem Hauptmann in den Graben. Als sie in die Mitte gekommen waren, stießen sie auf eine rückwärtige Sappe, die halb eingestürzt war. Sie gingen hinein. Nach einigen Schritten fanden sie den Schnitzer. Er saß am Eingang eines rohen Unterstandes, in seine Zeltbahn gewikkelt. «Du hast gut gesungen, Wolf!» sagte der Hauptmann. «Ja», erwiderte der Mann nachdenklich, indem er das Kruzifix hervorzog, «ich hätte ihnen den da gern mit ins Grab gegeben. Aber ich bin nicht fertig geworden. Die Seitenwunde fehlt. Er ist noch nicht tot. Aber wenn es soweit ist — die Seitenwunde mußt du ihm stechen, Hauptmann.» «Ja, Wolf», sagte der Hauptmann, «aber nun mußt du schlafen.»

Er strich dem Schnitzer über den Kopf. Der aber schien schon zu wissen, was man mit ihm vorhabe. Er sagte, er könne in dieser Nacht nicht schlafen, er müsse denen da oben die Totenwache halten, und man solle ihn hier lassen. Der Hauptmann redete ihm vergeblich zu.

Währenddem begann der Morgen zu dämmern. Drüben gingen Schatten über die Erde, gebückt und mit Waffen. Der Hauptmann beobachtete sie. «Die Wölfe kommen», sprach er zu Eduard Lang, sein geschlossenes Lid hob sich langsam.

Auch die Soldaten hatten die Schleichpatrouille bemerkt. Sie sprangen in den Graben und legten an. Als ihre Gewehre aufblitzten, schrien drüben Stimmen, dann war es still. «Sie

werden in der Frühe angreifen.» Der Hauptmann hatte mit sich selber gesprochen, aber die Soldaten hatten ihn gehört. Sie bedurften nun keines Zuspruches mehr. Einer von ihnen kletterte über die Rückwand des Grabens — Eduard Lang hatte ihm nur ein Wort zugerufen — er lief über das mondbleiche Feld und brachte einen Halbzug Verstärkung heran. So wurde der Graben abermals besetzt.

Der Hauptmann hatte wahr gesprochen. Beim ersten Frührot kamen die Granaten und hinter ihnen die Blauen. Sie wurden niedergeworfen, dann spritzten die Maschinengewehre in die Flanken des Feindes, der auf breiter Front angriff. Der Kampf dauerte bis zum Abend. In der Nacht führte Eduard Lang auch den zweiten Halbzug vor.

Die Soldaten blieben hier. Sie wußten, wir sind am weitesten vorne. Das machte sie stolz, und sie fragten nicht mehr. Vieles zwar schien ihnen seltsam, aber nun dachten sie an die grauenvollen Schluchten im Rücken, auf denen ewiges Feuer lag, und dann war der Hauptmann da! Er war immer wach und immer unter ihnen. Sie hatten winzige Verluste, wenn er befahl, und sie hatten genug zu essen. Allnächtlich schickte der Hauptmann den Schnitzer in das Vorgelände und in die Flanken: «Wolf, wir haben Hunger!» sagte er einfach, und Wolf ging hinaus, und wenn er wiederkam, brachte er eine Zeltbahn voll Konserven. Das Wasser aber hatte Eduard Lang geschaffen, und jeder Soldat hielt das für ein Wunder.

Es war an einem der letzten heißen Septembertage gewesen. Alle Feldflaschen waren leer, auch die der Toten, die Wolf mitbrachte, waren ausgetrunken. Da hatte Eduard Lang einen Spaten genommen, war eine Weile im Graben auf und abgegangen und hatte dann angefangen zu graben. Niemand wußte, was er bezwecke. Doch als nun, da er tiefer grub, ein dünner Strahl Wassers am Stiele des Spatens hochsprang, und als nun plötzlich eine schmächtige Quelle frei ward, da schaute einer den anderen an. Selbst der ruhelose Hauptmann

blieb stehen und blickte mit beiden Augen in das pulsende Wasser. Es gab nun jeden Tag einige Kochgeschirre voll.

Es wurde Oktober. Einige von den Männern vorne wurden krank und gingen zum Fort Vaux zurück. Die aber blieben, die gerieten in einen neuen Bann. Sie wußten nicht, daß deutsche Truppen jetzt siegreich durch Rumänien zogen. Sie hatten nicht Nachbarn noch Freund. Auch im Fort hatte man sie vergessen, und wenn sich ein Kranker dort meldete und sein Regiment nannte, dann hieß es, das sei doch schon längst abgelöst. Nur einmal in der Nacht war ein Jäger vor dem Graben einhergezogen. Er trug eine weiße Binde um die Stirn und sah feierlich aus. Wahrscheinlich hatte er einen Kopfschuß und hatte sich verlaufen. Als er aber langsam die Hand zum Gruße an der Binde hob, hatte er von drüben eine Kugel bekommen, und nun waren, da man ihn nicht hatte bergen können, schon die Fliegen an seinen Knochen. Man maß die Zeit an ihm, während er vor dem Graben zerfiel.

Seit einigen Tagen aber polterten die Batterien wieder heftiger, und das bannte die Leute. Auch Sturmwellen zeigten sich wieder, es gab zu kämpfen und zu essen. In jenen Wochen machten sie viele Gefangene. Die Grabenleute schickten sie zurück, nachdem sie jedem eine Locke aus dem Haar geschnitten hatten, gaben ihnen aber sonst keinen Auftrag mit.

Jetzt glühten wohl daheim die Wälder im Herbst. Durfte man daran denken? Freilich dachte jeder daran, aber niemand sprach davon.

Der Hauptmann und Eduard Lang wurden Freunde. Jener erzählte manchmal von seinem Landhaus und seinen Rosenbüschen, die dort in reichen Arten wüchsen, er erzählte von seinen Streichen als Leutnant, wogegen Eduard Lang nur zögernd von seinem Kinde sprach, das jetzt dem Licht entgegenreife. Es müsse nun bald geboren werden, und so lange wünsche er noch zu leben. Der Hauptmann sah bei solcher Rede zur Seite; er hatte keine Frau, er war ein Einsiedler in Deutsch-

land und sprach nur von seinem Garten. Manchmal aber kam eine unerklärliche Wildheit über ihn; es kam vor, wenn feindliche Erkundungsabteilungen sich dem Graben bei halber Nacht näherten, daß er den Leuten verbot, zu schießen. Er lag dann in einem Trichter vor der Front und warf die Handgranaten, die ihm Wolf reichte, und wenn er im ersten Licht zurückkehrte, sang er, während sein Gesicht glühte. Einmal sagte er, es sei gar nicht nötig, daß Deutschland siege, niemand könne dem Deutschen seine Unsterblichkeit nehmen; und wenn der Deutsche nur noch als Gerippe über die Erde wandele, sei er stärker als alle anderen.

An einem Tage, der nicht im Kalender steht, brachte ein Mann einen Brief für Eduard Lang. Die Hülle war beschmutzt, der Brief weit gewandert, Lang aber erkannte die Schriftzüge seiner Frau. Er ging an das äußerste Ende des Grabens und las. Als er zurückkam, war sein Gesicht verklärt: der kleine Beatus hatte ihn gegrüßt.

Über der Front zog sich das Gewitter zusammen. Eines Tages brach das Trommelfeuer los. Die Leute hatten in den vergangenen Wochen einen tiefen Stollen in die Erde getrieben, darin lag ein Halbzug, während der andere Grabenwache hatte. Der Hauptmann war finster. Er sagte nur: «Jetzt kommt die Probe auf die Unsterblichkeit.»

Der Boden begann zu dröhnen. Staubige Erdwogen rauschten auf und ab. Als Verluste eintraten, zog der Hauptmann den Wachzug in den Stollen, im Graben ließ er nur schwache Posten stehen und ließ sie alle halbe Stunde ablösen. Die Leute saßen auf der Treppe des Stollens. Im Inneren drängten sich die Verwundeten, Blut roch herauf bis in das Freie.

Eduard Lang war frei von jeder Furcht. Der Hauptmann sah ihn, wie er ruhig durch den feurigen Graben ging und mit dem Posten sprach, als könne ihm heute nichts geschehen. Er holte ihn ein und sagte zu ihm: «Wenn es schlimm gehen sollte, müssen Sie wohl in das Fort zurück und Verstär-

kungen holen.» Lang nickte nur und preßte den Brief an seine Brust.

Gegen Mittag griff der Feind an. Man sah seine langen blauen Linien überall im dünnen Nebel laufen. Die Stollenmannschaft war rechtzeitig alarmiert. Der Hauptmann stand inmitten seiner dreißig Leute. Die ersten feindlichen Wellen wurden niedergemäht, auch in den Flanken schufen die Leute Luft. Als sich aber der Nebel hob, sahen sie im dünnen lichten Raume auf allen Seiten blaue Mäntel im Lauf. Der Feind war durchgebrochen, ihre Insel allein lebte.

Sie holten alles, was sie an Munition besaßen, aus dem Stollen und stapelten es im Graben auf. Dann schossen sie in den lichten Kreis. Der Franzose wurde stutzig. Seine Wellen sanken unter die Erde, sie sammelten sich, dann zuckten sie einzeln und von allen Seiten gegen die Insel. Der Hauptmann blieb ruhig. Er hatte seine Rechte auf die Schulter Wolfs gelegt, der forschend und ein wenig irr neben ihm stand. Sein Kruzifix lag in einer Erdnische.

Die verteilten Rohre feuerten nach allen Seiten. Aber wie oft sie auch Platz schufen: plötzlich fielen Handgranaten in den Graben, von allen Seiten und so dicht, daß die Männer tanzten. Da sah man, wie der Hauptmann langsam aus dem Graben stieg. Er trug nichts als eine schwere lehmige Holzkeule und hinter ihm lief Wolf. Es war ein Augenblick großer Ruhe, und jeder ging wieder zu seinem Gewehr. Nur einen Blick warf der Hauptmann nach Norden gegen die Berge Douaumont und Vaux. Sie staken im Nebel. Dann hob er seine mächtige Keule, der Graben lohte auf, man sah, wie der Hauptmann in großen Sprüngen über das Feld eilte, wie seine Keule niedersauste als schwere Axt; man hörte seinen Atem keuchen und hörte ihn bei jedem Schlage sagen: «Wir leben doch länger als ihr.» Zuweilen verschlang ihn eine Rauchwolke, aber er drang immer wieder hervor, und nun kam er in den Graben zurück ohne Wunde, und die Männer sahen ihn stumm und zitternd

an. Trockener Schaum stand um seine Lippen, er lehnte sich gegen die Rückwand des Grabens und atmete schwer.

Eduard Lang meldete ihm, es seien noch zwanzig Leute am Leben. Der Hauptmann deutete nordwärts gegen Vaux. Dort sei noch eine freie Bahn zum Laufen, ob Lang gehen wolle und Verstärkung holen? Er möge warten bis zur Dämmerung.

Am späten Nachmittag griff der Feind noch einmal an, diesmal vorsichtig und in kleinen Sprüngen, überall glosten die niedrigen Stahlhelme. Der Hauptmann stellte die Keule fort, er lud seinen Revolver und gab Wolf einen Pack Kugelstreifen. Zu den Leuten sagte er: «Sie werden jetzt mit uns tun, was sie wollen, weil wir uns gewehrt haben. Spart und schießt.»

Als die Sonne die Erde berührte, kroch Eduard Lang aus dem Graben. Die Luft zischte von Kugeln; so wand er sich langsam über den Boden und gewann die Lücke zwischen den Blauen. Rechts und links hörte er verhohlene französische Kommandos, er sah dunkle Ballen hüpfen und schleichen, und er wußte, jetzt gehe es gegen seine Insel. Dann sah er Flammen aus dem Graben stechen, er hörte Schreie, jetzt flitzte eine Leuchtkugel hoch, und nun sah er den Hauptmann, wie er riesig im Scheine stand und einen kleinen Franzosen durch die Luft warf.

Er eilte jetzt. Das Geheul hinter ihm erlosch. Es wurde ein atemloser Weg nach Norden. Er ging ungefährdet an Franzosen vorbei, mit siedender Haut, denn nun sah er, wie weit der Feind schon durchgebrochen war. Je weiter er sich aber vom Graben entfernte, desto freier wurde er. Es war ihm, als gehe er jetzt in Urlaub. Der Geruch der wochenlangen Wüste schweifte hinter ihm zurück. Er ging wie über Gras, sein Ohr hörte das Sausen der Wälder.

Ja, nun ging er heim. Sein Auftrag war leicht, und bald würde er ihn im Fort abgeladen haben. Dann war er frei. Er

dachte in diesem Augenblicke nicht daran, daß er ja die Verstärkung noch vorführen müsse. Und plötzlich, während er bergan lief, begann sein Herz zu glühen. Seine Stirn wurde heiß, als trage er eine feurige goldene Kappe. Er sah in weiter Ferne ein Kind.

So merkte er nicht, daß ein schwerer Eisensplitter aus dem Boden fuhr und ihn hinwarf. Er fiel sanft auf die Erde und sah die Sterne über sich. Seine Gedanken aber liefen weiter.

Die Zeit stahl sich aus seinem Bewußtsein fort. Seine Seele flog über den Herbst hin, auf einmal war es Weihnachten. Er sah die immergrünen Bäume und hörte aus tiefem Lichtergrunde Lieder klingen. Er sah die schimmernden Hände eines Kindes, und nun sandte die Erinnerung einen goldenen Strahl. In der ersten Feldweihnacht an der Somme ... wann war es doch gewesen...? Er sah seine Sänger um sich, sah die flimmernde Zirbelkiefer, und nun stiegen die Töne jenes Gesanges langsam in ihm auf, die er damals zum Texte des Johannisevangeliums gefunden hatte: «Und das Licht kam in die Finsternis...». Ton um Ton reihte sich unter den uralten Worten, und am Ende wogte der Chor: «Denn wir haben seine Herrlichkeit gesehen...».

So lag er da. Sein Kind wechselte lieblich die Gestalt. Bald lag es in der Krippe unter dem warmen Hauche der Tiere, bald saß es auf den Knien seiner Frau in der vertrauten schwankenden Stube. Wenn es seine Hand hob, wurde Licht.

Die Uniform des Unteroffiziers war zerrissen. Er war auf den Tod verwundet, doch wehrte das Eisenstück dem Blute den Austritt.

Gegen Mitternacht erhob er sich im Traume. Er sah einen Feldaltar vor sich. Blumen standen in der Nische, zart duftende Feldblumen, und sechs Kerzen verzehrten sich vor dem Gnadenbilde. Er aber hatte nichts als einen schmalen Zettel Papier und einen Bleistift. Fern näherte sich eine Wallfahrt.

Er ging in die Nische. Er wußte, er müsse jetzt singen, wenn die Prozession komme, doch sah er sich vergeblich nach seinen Sängern um. Nun aber bückte er sich nieder zu der steinernen Brüstung. Er legte das Papier darauf und schrieb an seine Frau und an seinen Sohn.

Dann lag er wieder auf der Erde. Der große Hauptmann bückte sich über ihn. Auch dessen Kleid war zerrissen, und er sah das Herz in der offenen Brust schlagen. Der Hauptmann beugte sich zu ihm herab: «Sie sind nicht mehr», sagte er. Und Eduard Lang antwortete: «Wohin willst du nun gehen?» Der Hauptmann schien ratlos. Er zog den Waffenrock über seinem Herzen zusammen, als friere ihn. Dann sagte er leise: «In das Fort gehe ich nicht. Man wird mich nicht erkennen.» Und nach einer Pause fügte er hinzu: «Ich werde hinauf an das Meer gehen.» Da war er verschwunden. Einen Augenblick lang roch die Luft bitter, und wieder sauste der Wald. Oder war es das Meer?

Da stand Eduard Lang abermals auf. Der Gesang der Wallfahrt schlug schon über die Ährenfelder hin. Aber die Sänger waren nicht da. «Dann muß ich etwas opfern», sprach Eduard Lang zu sich selbst, daß es nicht einmal das Gnadenbild hörte. Er nahm seinen Brief und verbrannte ihn an der Kerze.

Als aber nun die Wallfahrt kam, waren es lauter Soldaten. Sie hatten keine Fahnen, und nirgends glänzte Musik. Vielmehr saßen sie nun plötzlich nieder auf abgeholzten Flächen und Hügeln, und Eduard Lang sah, wie sie kämpften und fielen, diesen Tag und die Nacht. Es war ein langer Tag und eine lange Nacht.

Gegen Morgen aber kam das Fieber. Da versank alles, und Eduard Lang begann laut zu rufen. Er rief dem Zauber der Christnacht, er rief seinen Sängern, und Beruhigung wechselte mit Verlassenheit. Bis sich endlich aus großer Höhe Gott zu ihm herabbeugte.

Ein kleiner Krankenträger kam aus der Feste Vaux. Er hatte gute Sehnen und klare Augen und spähte über den Hang hin, denn er hatte einen Menschen rufen hören. Als er den Unteroffizier liegen sah, schüttelte er zuerst den Kopf. Dann aber bückte er sich und kroch unter den Verwundeten. Er lud ihn auf den Rücken und ging keuchend der Festung zu.

Drittes Kapitel

Todeskampf auf Douaumont

In den ersten Oktobertagen murrten die feindlichen Geschütze gegen die sieben Kilometer breite Front. Verhalten hämmerten sie auf die Linien der Infanterie, auf Douaumont und Vaux, auf die deutschen Batterien in den Schluchten und Wäldern. Unaufhörlich donnerten die riesigen Maschinerien ihren glühenden Regen über die bröckelnde deutsche Front, ein einziges wochenlanges Gewitter ohne Atempause zwischen den Salven. Von ferne glich das ewige Gepolter den Hufschlägen ungeheurer Herden von eisernen Rossen, deren Gestampf den Tag zertrat, die Nacht zertrappelte. Wer aber in den vorderen Linien war, der hatte keine Zeit zu horchen. Es begann der Kampf des Spatens gegen die stürzende Erde in Trichtern und Gräben, mitten im Feuer, die zerstückte Front entlang vor den beiden Festungen. Doch das alles war nur der Anfang.

In der Frühe des 21. Oktober — es war ein klarer Herbsttag mit warmer Sonne und ruhigen Horizonten — brach die Hölle los. Das Vorbereitungsfeuer für den großen Angriff begann. Gurgelnd und rauschend kamen die schwarzen Eisensäcke der schweren Granaten durch die Luft gefahren. Ihre Atemzüge gleich ruckweise ausgestoßenem Dampf waren schon von weitem zu hören, dann wurde der Atem kürzer, hastiger, dann war es eine Sekunde totenstill — das Geschoß fiel steil aus dem Himmel, es hielt den Atem an, tausend Soldaten

hielten den Atem an: dann malmte es sich krachend und qualmend in die Erde, brach und brannte Gerüste und Knochen; es strichen sengend mit Blitzesschnelle die Flachbahngeschosse über die wehende Erde, ein hastiger Zuck nur, dann splitterte im Feuer die Wand des Zieles. Es platschten die kleinen Granaten in die Gräben und zerrissen Menschen, ehe sie noch den Abschuß hörten, schwere Minen — schwarze Säue wurden sie genannt — flügelten niedrig auf die Stahlhelme der Soldaten, die kaum Zeit hatten, zu erschrecken.

Von Tag zu Tag steigerte sich das Feuer. Die vielen Hunderttausende von Geschossen, die die kochende Luft erfüllten, senkten ein tödliches Netz über das Kreuz der Höhenrücken vor Douaumont und Vaux, ein erstickendes, ewig geschütteltes Netz von glühendem Eisen, von rasenden Baggern, die Grund suchten und wühlten und wühlten, bis alles Gebein, das der Lebenden und das der längst dreimal Zerrissenen, gegen die entgleiste Sonne sprühte. Die Luft kochte, die Erde wälzte sich tausendmal um, von eisernen Händen geknetet, und nach drei Tagen war sie in Wahrheit Fleisch geworden.

Aber- und abermal wurden die Soldaten verschüttet. Sie gruben sich aus, während der Dreck platzender Granaten ihnen um die Ohren schnitt. Stollen und Unterstände zerprasselten und zerquetschten die Insassen. Lebende saßen bei Toten gefangen. Am 23. Oktober gegen dreiviertel fünf Uhr nachmittags setzte das Feuer plötzlich aus. Von den feindlichen Gräben her schmetterten Trompetensignale, Franzosen zeigten sich bis Brusthöhe mit aufgepflanztem Seitengewehr. Die Überlebenden in den deutschen Gräbern klettern ans Licht. Sie geben das Sperrfeuersignal: kein Schuß kam in der furchtbaren Stille von der deutschen Artillerie, von ihren 160 Batterien war der dritte Teil zerschmettert, die übrigen vom feindlichen Feuer zugedeckt. Statt dessen aber schleuderte der Feind in brüllender Wut einen Hagel von Eisen auf die Männer, die angriffsbereit in ihren Löchern standen. Ihre Maschinenge-

wehre wurden zerfetzt, Leute, von Splittern durchsiebt, flogen über die Deckung, der Rest wurde abermals von schwarzer Erde verschüttet. Der Feind spielte nur, Scheinangriff, er war seiner Mittel gewiß.

Auf die beiden Forts stülpte der Feind die schwersten Granaten. Schlag hämmerte den Schlag, löschte die Lichter im Fortinnern, zerbrach tosend die Hohlgänge und schleuderte Zentnerblöcke gegen die Tore der Kasematten, in denen Infanterie saß, Hand am Gewehrschloß, in durchblitzter Finsternis. Irgendwo flogen Stapel von Leuchtraketen in die Luft: beide Forts brannten. Am Abend des 23. Oktober glichen sie rauchenden Vulkanen über einem Meere von Rauch und Qualm.

Inmitten dieses Wirbels entriegelter Zufälle traf es sich, daß Leutnant Buchholz, jetzt Führer einer Besatzungskompanie auf Fort Douaumont, seinen Bruder Bernhard wiedersah. Er stand am Nordausgange des Forts und beobachtete einen Trupp Pioniere, die Mann für Mann, schwer beladen, sich durch das Feuer zum Fort durchkämpften. Ihr Offizier, der als letzter in den Gang sprang, dort den zerbeulten Helm herunterriß und nun mit seinem hellen Gesichte anfangs erschrokken vor seinem älteren Bruder stand, war eher geneigt, in Tränen auszubrechen, als jenem die Hand zu geben oder ihn gar zu umarmen. Auch Leutnant Buchholz würgte einen stechenden Schmerz hinunter; er dachte, es sei kein gutes Zeichen, an diesem Orte seinen Bruder zu sehen. Lieber wäre er allein hier gewesen und hätte den Jungen in Sicherheit gewußt. Zögernd traten die Brüder aufeinander zu, doch versuchten sie zu scherzen. Buchholz fuhr seinem Bruder durch die weißgelben Lokken und sagte, die würden schon eine 7,5-Zentimeter-Granate aushalten, während Bernhard auf die Nase des Ältesten wies, sie sei trotz der Beschießung auch noch nicht gerader geworden. Dann gaben sie sich die Hand, aber mehr zum Abschied, denn Bernhard mußte erst Meldung machen.

In der Dämmerung fanden sie sich wieder. Nun hätten sie herzlicher zueinander sein können, als sie sich ihre Schicksale erzählt hatten und auch so viel aus ihrer Jugend und von Eltern und Geschwistern, daß sie bald in Nachsinnen fielen. Übrigens hatten die beiden nicht gemerkt, daß sie an einer seltsamen Stätte standen; neben einem Haufen Gerümpel nämlich, der aus Draht, Konservenbüchsen und zerbrochenen Flaschen bestand, und der gekrönt war von einem halb verwesten Soldatenkopf. Es war der Älteste, der den Jungen aus seinem Nachdenken riß, gleich als habe er keine Zeit zu verlieren. Er sprach vom Fort:

«Übel sieht es aus, Bernhard. So etwas von Artillerie habe ich überhaupt noch nicht erlebt. Gestern — wir haben doch heute den 23., — mußten wir die Maschinengewehre aus den Türmen nehmen, um sie für den Angriff zu schonen...»

«Du glaubst doch nicht, daß die Franzosen hier hereinkommen? Ihr habt ja drei Kilometer Vorfeld bis hinunter nach Fleury...»

«Ich weiß nicht, Bernhard. Wir haben hier oben keine Ahnung, wie es vorne steht. Die Gefechtsstände der Bataillone müssen zusammengeschossen sein: wir haben seit gestern keine Meldung mehr. Drei Leute von uns, die Kästen mit Brieftauben vorbringen sollten, sind beim ersten Sprung aus dem Fort gefallen — von Wasser und Munition ist keine Rede mehr; wir wissen überhaupt nicht, ob da vorne noch jemand lebt...»

«Das wäre ja gelacht.» Bernhard stieß zufällig an den Schutthaufen. Er sah den grünlichen Menschenkopf und wurde blaß. Auch Buchholz hatte ihn bemerkt. Er legte seinem Bruder den Arm um die Schulter:

«Komm, ich will dir das Fort zeigen. Du gehörst ja jetzt auch zur Besatzung.»

Während sie durch die lichtzuckenden Gänge stiegen, von Barrikade zu Barrikade, sprach Buchholz mehr für sich:

«Es wird mir allmählich alles merkwürdig. Unsere Artillerie schweigt, der Kommandant ist in Urlaub, fast einen Monat lang trommeln sie schon, seit drei Tagen ist aber der Teufel los. Unsere Beobachter sehen überhaupt nichts mehr; das ganze Vorfeld scheint zu brennen; nur die verfluchten Flieger sind da — zwanzig gegen sechs deutsche...»

«Ich habe gehört», fuhr Bernhard fort, «daß die Reserven nach der Somme gezogen sind.»

«Ja, wenn sie durchbrechen...»

Buchholz vollendete den Satz nicht. Die Brüder waren unterdessen bei dem südlichen Ausgang zur Front angekommen. Hier hieben Schlag auf Schlag die feindlichen Granaten auf die zitternde Sandsackmauer. Nach jedem Schlage sprangen Pioniere mit Gasmasken vor und schichteten eilig neue Sandsäcke auf. Es war eine harte Arbeit. Im Eingang lagen Stiefel und Gliedmaßen von erschlagenen Kameraden, die Trümmer einer Krankenbahre starrten aus dem Rauch...

«Wenn sie doch schon da wären!» rief Buchholz plötzlich und schüttelte seinen Bruder. «Dann könnte man wenigstens etwas tun...»

«Du hast recht, Bruder», entgegnete Bernhard sanft. «Es ist ja nicht wegen Leben und Sterben, nur das Warten ist fürchterlich.»

«Ja, und das Aushalten ist fürchterlich, dieses ganze Stück- und Flickwerk, diese Fetzenarbeit hier vor Verdun. Hast du gehört, wie unsere Leute gestürmt haben, wenn man sie losließ? Warum läßt man sie nicht unaufhörlich stürmen, Reserven hinterdrein, auf ein einziges Ziel! Donner noch eins, diese Brockenwirtschaft von ängstlichen alten Leuten! Dieses Graben um Graben, Gräbchen um Gräbchen. Das ist das Furchtbare, Bruder, daß die alten Leute oben kein Gottvertrauen haben. Sie lassen uns nicht los, sie wollen hundert Prozent Sicherheit haben und sind glücklich, wenn wir die Stellung halten. Vorne bei uns ist keine Befehlsgewalt. Wir

dürfen ein Stück stürmen und uns dann eingraben, Flickschuster! ‚Der Angriff auf Verdun ist einzustellen', Befehl vom 2. September, ‚und die gewonnene Linie als Dauerstellung auszubauen'. Hörst du den Hohn, Bruder? Lebenslängliche Dauerstellung! Der Franzose donnert jetzt die Antwort. Es lebe Deutschland!»

Während das Fort unter den Artilleriesalven bebte, fuhr Buchholz fort:

«Ich sehe es an den Toten. Wie schön waren die Toten des ersten Jahres, als wir noch stürmten. Wie friedlich, wie gewiß lagen sie da. Sie waren uns leicht. Jetzt haben sie ängstliche, verzerrte Gesichter. Sie sind nicht fertig geworden. Sie werden uns schwer. Freilich, wir sehen über sie hinweg, wir forschen flüchtig in ihren Zügen, wenn wir sie so daliegen sehen, wir sind neugierig, was für einen Schuß sie bekommen haben — doch sie nagen allmählich an uns. Sie sind im Sitzen gestorben, die meisten, und sie bleiben auf uns sitzen. Wir werden allmählich unruhig wie die Pferde, wenn sie der Reiter vor dem Ziele zurückreißt. Und trotzdem...»

Buchholz sah dem Bruder in die Augen. Sein verstörter Blick klärte sich. Er sagte:

«Wenn wir fallen sollten, Bruder, dann einer mit dem andern. Das ist das beste.»

Da mußte Bernhard lächeln. Buchholz sah das Grübchen auf der linken Wange des Bruders und dachte an die Zeit, da jener noch als Kind auf den Knien des Vaters gesessen war, an die Sommertage unter dem Birnbaum im Garten, an den Nachmittag, als Zigeuner den Kleinen entführt hatten, an die Verfolgung der Räuber, an der sich das ganze Dorf beteiligt hatte und an den Triumphzug, als man ihn der Bande wieder abgejagt hatte und ihn nun frohlockend vor das Elternhaus trug, nahe am Friedhof. Und jetzt lächelte er dasselbe Lächeln, er hatte sich nicht geändert in seiner Reinheit, er war nur größer geworden.

Die Brüder sprachen nun nicht mehr viel. Sie drückten sich in stummer Beklommenheit die Hände und gingen durch das Fort, als sei das ihre Heimat. Sie begriffen nicht, daß sie vor dem Kriege eine Zeitlang einander fremd gewesen waren; jetzt aber wollten sie ein neues Leben beginnen.

Plötzlich standen sie wieder am südlichen Ausgang. Schwefelgelb ging die Sonne unter, noch rauchten die Hänge bis Fleury hinab. Buchholz sprach, indem er mit der Hand nach Süden wies:

«Siehst du, Bruder Bernhard, so ist es mit uns. Wir haben kein Ziel, wir deutsche Soldaten. Es ist uns keines eingepflanzt worden; man hat unsere Herzen nicht mit Haß entflammt, man hat uns nichts versprochen. So sehen wir nichts vor uns als Rauch und Qualm, und der Krieg ist uns eine schwere Arbeit. Überall sind wir auf halbem Wege stehengeblieben. Man nahm vor unseren Augen die Türme der Kathedralen, die Mauern von Paris, Petersburg und Athen fort, alle Ziele zerschmolzen in den Horizonten, gegen die wir stürmten, und wir wußten, daß man uns damit unsere Ideen nahm. Es ist wohl so, wie die Franzosen sagen, daß wir nicht bewußt zu leben verstehen, wir verstehen nur zu sterben, getreu dem Befehl. Wir fühlen, daß wir Platz brauchen in der Welt, aber man hat uns das nicht auf die Tafeln geschrieben, und da wir nicht begehrlich sind, wir Deutschen, und da wir unsere Not, demütig wie wir sind, nicht zum Gesetz erheben, kämpfen wir voll Bedrängnis, und Gott steigt nicht herab in unsere Schlachtreihen. Man hört hie und da sagen, das sei ja nur ein Handelskrieg, und wir bluteten für die Großen der Welt, für ihren Reichtum und ihre Millionen. Und während das für die anderen Völker Grund genug wäre, in die Schützengräben zu gehen, beginnen wir zu hadern, seitdem unsere Sturmstöße von oben her gelähmt wurden. Denn man hat uns nicht gesagt, mit welchem Eifer die Feinde vor dem Kriege ihren Ring um uns schlossen und uns im Namen ihrer Götzen friedlich er-

würgt hätten, wären wir nicht aufgesprungen, früh und schrecklich wie ein Mann. Ja, das Wort hat uns gefehlt, das begeistert. Im Anfang schien es da zu sein, wir hörten und sahen die Welt vor uns, bis man uns blendete und zurücknahm. Auch Verdun ... siehst du noch, Bernhard?»

Wieder hatte ein gewaltiger Schlag die Lichtleitung im Fort zerstört. Auch draußen war es finster geworden. Nur das lichtblonde Haar des jungen Pionieroffiziers schimmerte geisterhaft. Buchholz fuhr unerschüttert fort:

«Wir haben ein Testament, Bernhard, und das heißt: Soldat sein. Das heißt zum Befehl stehen. Der Krieg ist furchtbar, aber der Mann stellt sich. Und wenn ihn niemand recht versteht, und wenn ihn mancher verhöhnt, und wenn ihn die ganze Welt schmäht, und wenn sein Tod den Blinden sinnlos scheint — er stellt sich vor die Zukunft seines Volkes in den Hagel des Todes, und einmal muß er gerechtfertigt werden, und sei es nur durch das Beispiel seines Opfers, vor dem jeder Zweck zuschanden wird.»

Die letzten Worte des Offiziers wurden verschüttet von entsetztem Stimmengewirr, von Geschrei und Rufen, von Stöhnen und Gebrüll, das aus dem Inneren der Festung drang. Beide Brüder eilten, ohne sich noch einmal anzusehen, zu ihren Leuten.

Während also die deutsche Front vor Verdun regungslos unter den Gewittern der Artillerie lag, trafen die französischen Divisionen die letzten Vorbereitungen zum Angriff. Nivelle hatte die Pläne sorgfältig durchgearbeitet, ein Orchester von 650 Geschützen gehorchte seiner Hand. Sie waren oft in Reihen hintereinander aufgestellt und kannten mathematisch genau ihre Ziele. Die entschlossensten Generale, von Mangin dirigiert, warteten auf den Befehl zum Vorbrechen.

Da war der Herr von Lardemelle, einer der jüngsten Divisionäre des Heeres. Seinen Jägern wurde die Feste Vaux gegeben. Er hatte sich in China während des Boxeraufstandes

als Verteidiger von Tientsin ausgezeichnet und zuletzt eine Division im Orient befehligt. Er kam von Saloniki.

Da war der General Passaga. Seiner Division, der «gallischen», wurde das Gelände zwischen dem Ostrande von Douaumont und der Kasematten- und Britenschlucht gegeben. Passaga war ein alter Afrikaner.

Da war endlich Herr Guyot von Salins. Seinen wilden Regimentern, gemischt mit Zuaven, Turkos und Somalileuten, verstärkt durch das 11. Infanterieregiment, im Kern aber das gefeierte marokkanische Kolonialregiment, war der Douaumont geschenkt worden. Auch er, ein Bretone, war ein alter Orientkämpfer.

Alle Kampftruppen waren wochenlang zurückgenommen worden. Man hatte den schwarzen Soldaten des Herrn von Salins den Plan der Feste Douaumont auf die flache Erde in natürlicher Größe gezeichnet und sie wie Raubtiere auf «ihre» Stücke, «ihre Boches» dressiert. Jeder Soldat kannte seinen Stein, seinen Deutschen. Man vergöttlichte den abergläubischen Wilden dieses Fort, es gab eine «Religion von Douaumont», für dessen Eroberer ein exotischer Himmel offenstand. Die Kunst der Berauschung wurde von den erfahrenen Führern geübt, jeder Unterführer wurde zum heidnischen Halbgott, dem man die Hände küßte, den man umschwärmte, für den man das Opfermesser in die Gurgel des verfluchten Boche stoßen würde wie einem abscheulichen Tiere der Wildnis. Man schürte den Haß, man entflammte die Neger, bis die angreifenden Divisionen brausten und glühten auf die Stunde des Aufbruchs.

Hinter den Sturmdivisionen aber wölbte sich ihre siegesgewisse Welt. Ihre unsichtbare Front hatte ihnen Siege zugeschüttet: Rußland und Italien warfen ihre Divisionen gegen deutsche Leiber, und ganz nahe, an der Somme, war von den unaufhörlichen Wellen der Schwarzen, die den Raum in ein stürmendes Meer verwandelten, die deutsche Front ein-

gebrochen. In der Zitadelle von Verdun aber, aufgebaut auf den Grundmauern einer alten Abtei, trafen sich, vom Siegesschein umwittert und im Gefühle vollendeter Sicherheit, die Gesandten der verbündeten Welt. Der griechische Minister Athos Romanos hatte in Gegenwart von Maurice Barres und des Festungskommandanten die Grüße seines Landes gebracht, Lloyd George, der in England die Hütten und Schlöte in den nationalen Dienst des Krieges gestellt hatte, sprach in den ersten Septembertagen in der Krypta von Verdun seinen Toast im Namen des englischen Weltreiches und endete mit dem dreifachen Rufe «Frankreich, Frankreich, Frankreich». Und am 13. September sah das dunkle Refektorium, mit Blumen und Efeu geschmückt, eine kultische Handlung, die einer Messe der Nationen glich. Der französische Generalissimus mit seinen Generalen, der Präsident der Republik mit seinen Ministern und die Beauftragten der verbündeten Mächte trafen sich unter den Fahnen ihrer Staaten. Man feierte Frankreich, das die Welt gerettet habe, das den Sieg der Freiheit mit seinem Blute erkauft habe, und inthronisierte es so mit rednerischen Psalmen und Hymnen zum Erlöser der Menschheit. Man verwandelte die Toten in Märtyrer, und endlich, in einer Art seltsamer Kommunion, teilte der Präsident der Republik im Namen des «ewigen Rechtes» an die Stadt Verdun die goldenen Kreuze und hostienrunden Münzen der Alliierten aus. Es nahten unsichtbar, verkörpert nur in ihren Vertretern, der Kaiser von Rußland, die Könige von Großbritannien und Irland, Italien, Belgien, Serbien und Montenegro, aufgerufen in feierlicher Litanei, und brachten ihre Orden, und zum Schlusse wurde die Stadt von der Republik selber mit dem Kreuze der Ehrenlegion und dem französischen Kriegskreuze gesegnet. Jedesmal schmetterten die Hörner, am Schlusse brauste die Marseillaise. Von keiner Granate gefährdet, enteilten die Kraftwagen der Mächte auf der «heiligen Straße» gen Bar-le-Duc.

Diese Zeremonie entzündete das Heer. Die Tagesbefehle der stürmenden Generale, ausgegeben zum 24. Oktober, flammen noch von jenem Tage, seltsam gemischt mit heidnischen Verwünschungen, wie sie dem Orient geziemen.

Herr Guyot von Salins ruft seine Schwarzen auf, den verfluchten ewigen Feind, den abscheulichen Boche zu züchtigen.

Der General Passaga flucht noch lauter, nur der junge Herr von Lardemelle schweigt; er hat das Fluchen noch nicht gelernt.

So duckten sich am Morgen des 24. Oktober die Schwarzen des Herrn von Salins zum Sprung auf Douaumont. Ihre Messer zitterten.

Leutnant Buchholz hatte seinen Bruder, als sie sich voneinander trennten, nicht mehr wiedergesehen. Schon als beide zu ihren Zügen eilten, erfuhren sie unterwegs von verstört durcheinanderlaufenden Leuten, eine Explosion habe eine mit Infanterie gefüllte Kasematte zerstört und Tote und Lebendige unter Trümmern begraben. Leutnant Buchholz war, im Glauben, sein Zug sei von dem Unglück betroffen, zuerst zu seinen Leuten geeilt. Er fand sie glücklicherweise, zwar erschreckt, aber doch unversehrt an ihrem angewiesenen Platze, erhielt jedoch sofort vom stellvertretenden Festungskommandanten persönlich den Befehl, mit seinen Leuten das Fort zu verlassen und nördlich in der rechten Flanke eine Stellung zu beziehen. Der Leutnant wagte zu widersprechen: er könne doch die Verwundeten bergen helfen, wobei er hoffte, seinen Bruder zu treffen; er halte es außerdem für gefährlich, die Festung von ihren Verteidigern zu entblößen, da man nicht wisse, wie weit der Feind nach solchem Feuer vordringen werde, zumal die Front kein Lebenszeichen gebe, wogegen der Kommandant erwiderte, es sei nicht daran zu denken, daß der Franzose, und sei sein Feuer noch so stark, gegen das Fort selbst anlaufe; im übrigen habe er mehr Mäuler zu versorgen als ihm lieb sei, da die sämtlichen Ablösungen, die wegen des Feuers nicht aus dem Fort hätten

springen können, zu verpflegen seien. Er habe überdies, da der Umfang der Explosion noch nicht abzusehen sei, auch den anderen Zügen schonungshalber befohlen, das Fort zu räumen, er selbst werde die Nacht im Freien zubringen und es den Pionieren überlassen, da er sich durchaus sicher fühle, den Explosionsherd abzudämmen. Vergebens beschwor ihn der Leutnant, das sei artilleristisch gedacht, und er möge doch wenigstens seinen Zug im Fort lassen, er stehe ein für seine Erfahrung und seine Ahnung; der Kommandant, ein Artillerist, hatte nur kurzen Spott für das Mißtrauen des Infanteristen, und so zog der Leutnant befehlsgemäß mit seinen Leuten in die angewiesene Stellung, die er im nebligen Dunkel nur deshalb auffand, weil ihm die Blitze der feindlichen Granaten zuwinkten. Sein Bruder hatte, an die Unglücksstelle befohlen, alle Hände voll mit seinen Pionieren zu tun. Eine französische Vierzig-Zentimeter-Granate hatte nicht nur die Infanterie-Kasematte zertrümmert, sie hatte auch ein altes Munitionslager entzündet und weithin in den Gängen — wenigstens in einem Teil des Forts — Stapel von Ausrüstung und Gerät in Brand gesetzt, so daß vorerst keine Ordnung mehr zu erkennen war und alle Teile des unterirdischen Gebäudes von Flammen und Rauch bedroht zu sein schienen. Der junge Pionierleutnant sah keinen anderen Weg, als Schritt für Schritt das Feuer zu bekämpfen; er verließ sich, da ein zusammenfassendes Kommando fehlte, auf die Zurufe anderer Führer, die von anderen Seiten ebenso gegen den Qualm vorgingen, und so sah der Morgen, der nur nach der Uhr festzustellen war, einen Wirrwarr von Leuten im rauchenden Labyrinth, von denen jeder auf sich selbst gestellt war. Gegen Mittag war nur etwa die Hälfte des Forts feuerfrei, und das war die Stunde, als die schwarzen Bataillone des Herrn Guyot von Salins aus ihren Gräben stiegen.

Es gehört mit zum Verhängnis des 24. Oktober, daß die französische Artillerie mit beispielloser Genauigkeit schoß. Das

schwache deutsche Sperrfeuer lag weit hinter den französischen Sturmstellungen in der Weinbergschlucht, und so konnten die Sturmbataillone sich ungestört von ihren Gräben lösen unter dem stählernen Geflecht ihrer Artillerien und hinter der eigenen Feuerwalze einhergehen. Der Angriff wurde — ein unerhörtes Schauspiel im Kampf um Verdun — ein militärischer Spaziergang, kraft der mathematischen Sicherheit der französischen Artillerie. Man sah, wie die Schwarzen tanzend ihre Gräben verließen, wie sie ihren Führern die Hände und Füße küßten, wie die Führer selbst ihre Spazierstöcke schwangen oder sie lässig über den Arm gehängt trugen. Den ersten Deutschen, die kaum, daß sie unter dem Mantel des feindlichen Trommelfeuers aus ihren Gräben zutage gekrochen, schon gefangen waren, nahmen die betrunkenen Schwarzen ihre Zigarren ab, pfropften sie zwischen ihre dicken Lippen, und die Führer mußten ihnen wohl oder übel, da sie wie Kinder baten, die Erlaubnis zum Rauchen geben. Die Senegalesen und die Somalis faßten sich unter die Arme und gingen singend hinter der Sturmwalze ihrer Artillerie einher.

Es gab weder Gräben noch Schluchten in dem offenen Vorfeld von Douaumont. Der dichte Nebel vollendete die Überraschung. Überall stieß der Feind anstatt auf Maschinengewehre und Handgranaten auf verdutzte, verstörte, feuerverwirrte Gesichter, ausgekochte halbmenschliche Skelette, denen der Rest ihres Lebens in fiebernden Augenhöhlen brannte. Es wird von deutschen Offizieren berichtet, die noch während des feindlichen Feuers aus ihren Gräben stiegen und mit ihren Leuten die Stürmer in ihren Ausgangsstellen angriffen; von deutschen Truppen, die sich hinter den ersten feindlichen Sturmwellen in den verlassenen französischen Gräben einnisteten und den Sturm zerrissen. Aber gerade der Leichtsinn half an diesem Tage dem Gegner. Es war ihm Befehl: die vorderen Wellen sollten den Deutschen überrennen und alle Arbeit, die aus feindlichem Widerstand erwachse, den nachkommenden Sturm-

wellen überlassen. Bei Gott — das hätte auch Verhängnis werden können. Aber das Glück war beim Feind, und niemand ist übriggeblieben von jenen, die sich wahrhaft zur Wehr setzten. Die Schnellkraft siegte.

Die erste deutsche Linie erlag im Abschnitt Douaumont den feindlichen Bataillonen Croll und Nicolay. Man scheute sich nicht, den Boche zu massakrieren, der sich nicht ergab. Und ihrer waren viele. Und viele waren, die sich überraschen lassen mußten. Es wird erzählt von deutschen Offizieren, die ihre letzten Revolverkugeln verfeuerten, schon die feindlichen Bajonette in der Brust, von französischen Offizieren, denen in der Erregung über den unerwarteten Sieg die Handgranaten so ungeschickt aus der Hand flogen, daß eigene Leute getötet wurden, von ganzen Abteilungen deutscher Infanterie, die noch am nächsten Tage in irgendeiner Höhle gefangen wurden, völlig ahnungslos darüber, daß schon französische Geschütze an ihren Unterständen vorbei in neue Stellungen gezogen wurden.

Die Tücke des schweren blauen Nebels wäre, auf dem Höhepunkt des Sturmes, beinahe auch dem Feinde zum Verhängnis geworden. Das Bataillon Nicolay, das dem Bataillon Croll im Sturm auf Douaumont folgen sollte, sah sich plötzlich in Richtung Thiaumont verirrt. Die Magnetnadel des Führers war durch die Nähe des Revolvers, den jener in der Hand trug, abgelenkt worden, die Verbindung nach vorn war abgebrochen, der Sieg stand auf dem Spiele. In diesem Augenblicke, so berichtet der französische Chronist, wurden zwei abgemagerte und kleine Deutsche gefangen; diese merkten sofort die Verwirrung des Feindes, sie heben ihre verkrusteten Finger in der Richtung des Forts und rufen «Douaumont kaputt», während gleichsam vor ihren Händen sich plötzlich der Nebel zerteilt und das Fort in den Wolkenrissen sichtbar wird, auf das nun das Bataillon stürmenden Schrittes zueilt. Die beiden Bataillone vereinigen sich. Der Nebel, von kräftigen Winden gepackt, zerfliegt, einen Augenblick lang stehen die Stürmer

vor dem riesigen Wallgraben und starren auf den unheimlichen Sarg, auf dessen Deckel noch das französische Feuer prasselt; sie schwingen die Flaggen hinunter zu ihrer Artillerie, sie schießen die farbigen Leuchtkugeln, und als der Rauch der letzten Granate verweht ist, brechen sie in das Fort ein. Kein Schuß fällt.

Der Pionierleutnant Bernhard Buchholz stand rauchgeschwärzt inmitten seiner Pioniere im Hohlgang des Forts, der zu einer Munitionskammer führte. Dort lagen ein paar tausend Granaten, die, hätte sie das Feuer erreicht, die Festung mit einem gewaltigen Schlage in die Luft gesprengt hätten. Mit verbrannten Kleidern, Rauchmasken vor dem Gesicht, arbeiteten seine Leute wie toll, um der Flamme zuvorzukommen. Während er die Hände vor dem Munde zum Schalltrichter formte, um seinen Leuten einen Befehl zuzurufen, brach er zusammen. Noch im Fallen, stechenden Schmerz in der Schulter, sah er das schwarze Gesicht eines Wesens über sich, das der Hölle entstiegen schien. Er sah, wie der Kolben eines Gewehrs, das jener in den kohlschwarzen Fäusten hielt, langsam zu Boden sank, er sah den Gang mit grinsenden Fratzen angefüllt, und erst, als er fern das schwache Tacken eines Maschinengewehrs hörte, da wußte er und schrie: «Franzosen im Fort! Schießt, Kameraden!» Über den Boden gebeugt, auf seine Hände gestemmt, sah er noch, während ihm das Blut aus dem Munde lief, wie seine Leute sich mitten in den Brand stürzten. Erst durch den Zuruf ihres Führers hatten sie die Schwarzen erkannt, und sie wußten, was ihnen bevorstand, gleich, ob sie sich zur Wehr setzten oder nicht. Sie kannten das Geheul der Entfesselten von manchem nächtlichen Angriff her und kannten die lautlose Arbeit des Messers. So stürzten sie sich in die Flammen. Ihr Führer wurde gebunden und ohnmächtig zum Verhör geschleppt.

Auch an anderen Stellen des Forts war die Besatzung überrascht worden. Kein einziger hatte es für möglich gehalten, daß

der Feind die drei Kilometer, die ihm deutsche Truppen in monatelangem Kampfe Stück für Stück abgebissen hatten, in ein paar Stunden überrennen würde. Von den farbigen Truppen kannte jede kleinste Abteilung ihr Stück, auf das sie sich stürzte. Nur an einigen Stellen gab es Kämpfe. Beherzten Männern war es gelungen, ein paar Maschinengewehre in Stellung zu bringen, an Orten, die keineswegs zur Verteidigung eingerichtet waren. Der Feind, erbittert über den unvermuteten Widerstand, eilte aus dem Inneren, er strömte vom Dach der Festung, er ließ Flammenwerfer und Gewehrgranaten spielen, bis das letzte Gewehr über den entseelten Verteidigern schwieg.

Während dieser letzten Kämpfe standen die Trupps der einzelnen Gefangenen, umringt von den Bajonetten der Schwarzen, in den dunklen Gängen der Festung. Sie wußten nicht, was ihnen geschehen würde, aber sie sahen, wie die hallenden Schüsse die Wut der finsteren Posten steigerte. Bei jedem Schlag einer Gewehrgranate fuhren die Seitengewehre der Wächter in den Knäuel der Deutschen, und als plötzlich der letzte Schuß verstummte, da stellten die Afrikaner ihre Gewehre an die Wand; sie griffen zu ihren Messern und fletschten die Zähne. Man sah das Weiße ihrer Augen. Wären nicht zufällig einige französische Offiziere in die Nähe gekommen, so hätte schon jetzt ein Blutbad den Leiden der Deutschen ein Ende gemacht. Ein Pionier aber hörte, wie ein französischer Sergeant zu einem Schwarzen, indem er ihm lächelnd das Messer samt der erhobenen Faust niederdrückte, wie zum Troste sagte: «Am Abend, mein Freund!»

Als Bernhard Buchholz in der Kasematte des Kommandanten aus seiner Ohnmacht erwachte, sah er sich allein. Eine Kerze brannte einsam auf dem Tisch und beleuchtete die Regale, die mit den Tagebüchern des Kommandanten, mit Befehlen und Akten aller Art angefüllt waren. Die Führer der französischen Bataillone besichtigten zur Stunde unter Führung des stellvertretenden deutschen Kommandanten, der die Nacht außer-

halb des Forts zugebracht hatte und erst am Morgen zurückgekehrt war, die Festung.

Bernhard Buchholz spürte keinen Schmerz mehr vom Kolbenschlag des Negers. In seinem Kopf war es eisig kalt, und mit Eisnadeln stach der Schmerz in ihm über die verlorene Festung. Er preßte die Lippen zusammen und dachte nicht einmal an seinen Bruder, so groß war die Scham über seine Gefangenschaft.

Plötzlich flackerte die Kerze. Ein französischer Sergeant, begleitet von einem Unteroffizier, hatte die Tür aufgestoßen, vor der vier Senegalesen Posten standen. Sie fragten nach dem Obersten Nicolay, kurz darauf nach Croll und betraten, als sie von den Negern keine Antwort erhielten, den Raum. Sie hatten den Offizier nicht bemerkt, der starr wie eine Bildsäule vor dem Nichts stillstand.

«Du, Heiner», begann der Sergeant, «das ist ja hier die reinste Sommerfrische.»

«Na», antwortete der Unteroffizier, «ein paar Zentner Ruhrkohlen täten nicht schaden.»

Da fuhr der Pionier herum; er starrte die beiden Eindringlinge an; sein Erstaunen, sein Schrecken war nicht größer als vorhin beim Anblick des Negers. Auch die beiden Dienstgrade schienen erschrocken, als sie den deutschen Offizier erblickten. Sie gingen rückwärts zur Tür, aber der Blick des Gefangenen bannte sie. Er fragte:

«Ihr seid Deutsche? Wo kommt ihr her? Was wollt ihr hier?»

Der Sergeant nahm militärische Haltung an. Er wollte sprechen. Der Unteroffizier aber, der nach Wein roch, begann zu lachen und fragte den jungen Offizier:

«Êtes-vous Allemand? Parlez-vous français?»

Diese mit salziger Frechheit hervorgestoßenen Worte ließen Bernhard Buchholz erbleichen. Er fühlte, wie ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Er sagte mühsam:

«Ihr seid Fremdenlegionäre?»

«Gewesen», antwortete der Unteroffizier wieder deutsch. «Wir dienen jetzt im Régiment colonial du Maroc, dem berühmtesten Frankreichs. Wir haben Fleury zurückerobert, und heute haben wir helfen den Douaumont befreien.»

Der Unteroffizier setzte sich auf den Tisch und schaukelte mit den Beinen. Sein fieberndes Gesicht glich einer geilen Maske. Er schlug sich auf den Schenkel und fuhr fort:

«Morgen werden wir weiterstürmen, übermorgen auch, bis wir an die deutsche Grenze kommen. Wir sind zuverlässig, wir sind keine Boches. Wir werden befördert, Herr Leutnant...»

Bernhard Buchholz hörte die deutschen Worte aus der französischen Uniform wie im Traum. Er wollte die Hand heben, um den Traum fortzuwischen; sie hing schlaff und zerschmettert wie ein Knüppel an seiner Seite. «Und ihr könnt uns nicht helfen?» hatte er sagen wollen. Die Worte gefroren ihm im Halse. Plötzlich aber packte ihn der Zorn. Er tat einen drohenden Schritt gegen das Paar, der Sergeant stieß in seine Signalpfeife, wie gleißendes Schilf fuhren die Bajonette der Senegalesen durch die Tür. Der Unteroffizier sprach gleichmütig: «Prisonnier!» und spuckte aus. Der Sergeant führte die Unterhaltung weiter:

«Wir möchten Ihnen schon helfen, Herr Leutnant. Aber wir können nicht. Wir sind keine Verräter. Nein — das sind wir nicht», fuhr er verwirrt weiter. «Wenn die Herren das tun dürfen, dürfen wir auch. Oder haben die Herren Croll und Nicolay keine deutschen Namen? Ich kenne einen Kroll daheim und Nikolay ist auch deutsch. Da fragt kein Mensch danach. Aber unsereiner darf wie ein Hund verrecken in Deutschland, da hebt sich keine Hand auf. Und Schluß: wir sind Fremdenlegionäre.»

Er stand stramm, grüßte und ging, während sein angetrunkener Kamerad das Lied vom Fremdenlegionär anstimmen wollte. Als er in das schmerzenreiche Gesicht des Offiziers

blickte, verstummte er. Man hörte draußen die Schildwachen klirren, hörte die Stimmen der französischen Offiziere, die erregt schienen und den Sergeanten, der draußen eine Meldung hersagte, kaum anhörten. Die Herren Nicolay und Croll traten ein.

Als Oberst Nicolay den jungen Offizier erblickte, prüfte er ihn einen Augenblick. Er war hochgewachsen und ergraut, die Enden seines Schnurrbarts hingen trocken über die Mundwinkel herab. Er begann höflich:

«Sie sind verwundet, Sie können nicht grüßen, Ihre Hand ist geschwollen. Setzen Sie sich.»

Eine Ordonnanz bot einen Stuhl an. Bernhard Buchholz blieb stehen. Er maß mit halbem Blick das völlig braune Gesicht des Obersten, den er wie den Herrn Croll für einen Deutschen hielt — nach dem Geschwätz der beiden deutschen Marokkaner. Der Oberst setzte sich. Er blieb höflich und versuchte sein unbewegliches Gegenüber auszuforschen: nach den deutschen Artilleriestellungen und Materiallagern in den nördlichen Schluchten, nach den Linien der Feldbahn. Nach zehn Minuten hatte er noch keine Antwort erhalten. Er erhob sich und trat vor den schmächtigen Jungen, der barhaupt vor ihm stand.

«Die Unterhaltung sagt Ihnen nicht zu, mein Sohn? Oder sind Sie immer noch überrascht?» Er sprach fast jovial in das weißblonde Haar hinunter.

Bernhard Buchholz riß sich zusammen. Er lächelte, als er sagte:

«Es würde den Herren Nicolay und Croll keine Schwierigkeiten machen, deutsch zu reden, wie ich vermute.»

Dieser Satz, in reinem Französisch gesprochen, drückte den alten Herrn an den Tisch zurück. Er antwortete spöttisch:

«Sie meinen wegen unserer Namen? Oh, ich verstehe Sie. Aber Sie irren sich ein wenig. Oder sind Sie der Meinung, daß das siegreiche Frankreich, das heute den deutschen Adler zerrupft, ebenfalls die Sprache der Besiegten sprechen soll? Sie

brauchen nur zu befehlen, kleiner Herr! Nicht wahr, Frankreich, das ist doch auch ein deutscher Name, und wir, mein Gott, wir sind Franken...»

«Die sich in Centimes umwechseln ließen, als sie ihr Vaterland aufgaben.»

Dies Wort traf scharf. Oberst Nicolay zog die Brauen zusammen. Er fuhr in verändertem Tone fort:

«Und Sie werden den Wechsel bezahlen, schwerfällig, einen guten Franc nach dem andern, ebenso schwerfällig, wie Sie hier vor Verdun gekämpft haben, einen Fuß nach dem andern. Doch verlassen wir die Mythologie. Sie werden Ihren Pionieren befehlen, den Brand im Fort zusammen mit den Negern löschen zu helfen. Wollen Sie?»

Diese Frage kam wie ein Blitz aus verhaltener Erregung. Der Oberst war zornig.

«Nein!» Diese schneidende Antwort wurde deutsch gegeben und verstanden. Oberst Nicolay schritt auf den jungen Pionier zu. Seine Hände zitterten, als er sprach:

«Dann verdienen Sie nicht mehr den Namen eines Offiziers. Gestatten Sie!» Er erhob die Hände, um seinem Gegner die Abzeichen von der Schulter zu lösen, erkannte zu spät, daß Bernhard Buchholz die Achselklappen schon entfernt hatte und nun ganz einem einfachen Pionier glich, wandte sich jäh an einen niederen Dienstgrad und sprach hart:

«Führen Sie den Mann zu seinen Kameraden. Lassen Sie die Bande im Kasernenhof antreten und teilen Sie ihnen mit: Wer nicht unverzüglich mithilft, den Brand zu löschen, wird erschossen. In fünf Minuten erwarte ich Ihre Meldung. Von den Deutschen will ich nichts mehr sehen. Ich schenke sie meinen Zuaven.»

In diesem Augenblicke klirrten draußen die Bajonette der Schildwachen aneinander. Bernhard Buchholz grüßte noch einmal den stellvertretenden deutschen Festungskommandanten, der trüben Auges dastand, und folgte dem Unteroffizier.

Als sich die Tür öffnete, verlöschte ein kalter Luftzug, der aus den feuchten Schächten des Forts drang, die Kerze.

Inmitten des Kasernenhofes erwartete der junge Offizier seine Leute. Sie kamen aus allen Teilen des Forts, entwaffnet, mit zerrissenen Kleidern und versengtem Haar. Zu ihnen schlugen sich noch einige Leute der Besatzung. Sie standen im Kreise, von bewaffneten Wachen umringt, die Abstand hielten. Die Richtschützen der Maschinengewehre auf den Wällen zielten auf den Trupp von fünfzig Mann. In den Flanken standen die schwarzen Wachen. Manche von den Deutschen schnupperten in die Luft, als witterten sie die Freiheit. Der französische Unteroffizier gab, die Uhr in der Hand, den Befehl seines Obersten bekannt. Es entstand eine Stille.

Der Leutnant vermißte drei seiner Pioniere und fragte nach ihnen. Ein Mann flüsterte ihm zu, die Schwarzen hätten ihnen die Kehlen durchschnitten, man habe sie rücklings überfallen.

«Um so besser», sprach jetzt Leutnant Buchholz zu den Männern. «Ihr wißt jetzt, woran ihr seid. Ich glaube nicht, daß man uns in Gefangenschaft führt. Der französische Oberst hat uns seinen Zuaven geschenkt, und sie werden das Geschenk annehmen. Drei von uns haben sie schon geholt. Wir werden alle an die Reihe kommen, einer nach dem anderen...»

Der Offizier wurde von einem Trupp lärmender Somalis unterbrochen. Die Schwarzen waren betrunken; einige schleuderten geleerte Konservenbüchsen und Flaschen auf die Deutschen, andere trugen Messer zwischen den Zähnen und tanzten entfesselt unter dem hellen Herbsthimmel.

Die Deutschen berieten. Die einen waren dafür, bei der Löschung des Brandes zu helfen; die anderen aber waren mit Leutnant Buchholz der Meinung, man solle das Feuer weiterfressen lassen, bis es den Stapel der Granaten erreiche, dann werde das Fort in die Luft fliegen; würden sie vorher erschossen, dann sei damit ihr Tod gerächt; spare man sie auf, dann

biete sich vielleicht gar noch Gelegenheit, in der Verwirrung der Explosion zu entkommen.

Der Unteroffizier zeigte auf die Uhr: zwei Minuten noch. Er ließ ein Kommando Senegalesen zur Exekution antreten. Die Wachen gaben den Rücken der Deutschen frei. Die Leute erblaßten, als die Schwarzen anlegten. Der Leutnant, der schließlich das Leben seiner Männer verantworten mußte, fand nach langem Kampfe einen Ausweg: man wolle helfen, aber so langsam wie möglich; man wolle sich dann nicht von seinen Werkzeugen trennen und sie im Notfall als Waffe benutzen. Vielleicht biete die Dämmerung Gelegenheit zum Ausbrechen. So führte er seine Leute nach Ablauf der Zeit an die Brandstätte, der Unteroffizier machte Meldung.

Als sie wieder, wenn auch nur zum Schein, bei der Arbeit waren, beruhigten sie sich. Sie hielten es gar nicht mehr für ausgemacht, daß man ihnen an den Hals wolle; sie hätten ja keinen Widerstand geleistet, wie manche von der Infanterie in den Gräben, deren Blut noch von den Bajonetten der Schwarzen troff, als sie im Fort einzogen.

Am späten Nachmittag blieben zwei Wasserholer aus, die mit Löscheimern zur Zisterne geschickt worden waren. Nachdem sich die Mannschaft, die plötzlich bedrückt und kleinmütig geworden war, über die Verzögerung lange genug mit den sonderbarsten Gründen vertröstet hatte, ging Bernhard Buchholz mit einer Ordonnanz selber zum Brunnen, um nachzusehen. Die Neger ließen ihn feige passieren. Er fand auf dem Wege zur Zisterne keine Spur von den Verschollenen, blieb nun selbst am Ziel stehen, schöpfte die beiden Eimer, die leer und herrenlos am Rande standen, voll und schickte seinen Begleiter damit zur Brandstätte.

Nach geraumer Zeit kam der mit den leeren Eimern zurück und meldete, fünf Pioniere seien von den Schwarzen zum Kommandanten geführt worden. Das schien ihm verdächtig genug, um selbst zum Obersten zu gehen. Seltsamerweise lie-

ßen ihn die Posten durch. Vor der Türe der Kasematte wurde ihm gesagt, der Oberst besichtige im Augenblick die Umwallung des Forts und könne dabei nicht gestört werden. Da aber der Leutnant vorgab, er habe jenem eine wichtige Meldung zu machen, erbot sich ein französischer Offizier, ihn dorthin zu begleiten.

Der Hof hatte sich unterdessen mit farbigen Truppen bevölkert; sie schienen erregt, einige von ihnen tanzten. Die beiden brachen sich mit Mühe Bahn. Ein schwarzer Korporal flüsterte mit dem französischen Offizier und wies nach Süden, worauf der Franzose plötzlich Kehrt machte und nach Norden ging. Sie erkletterten darauf die nördliche Umwallung. Kaum aber blickte Bernhard Buchholz in den Graben, da sah er zwei seiner Leute mit durchschnittenen Hälsen unten liegen. Es waren die beiden Wasserträger. Man hatte ihnen noch die Kleider aufgerissen. Der Deutsche wandte sich entsetzt an den Franzosen und deutete auf die Toten, doch der wandte sich achselzuckend ab. Da sprang der Deutsche auf ihn zu; er faßte ihn am Arm und zog ihn am Rande des Walles entlang nach Süden. Der Franzose folgte halb belustigt, bis sie vor einem riesigen mit kalkbespritzten Toten gefüllten Granatloch standen. Obenauf lagen fünf Pioniere mit durchschnittenen Kehlen, dieselben, die angeblich zum Kommandanten befohlen worden waren. Es gab einen kurzen Wortwechsel. Der Franzose bedauerte den Vorfall; man habe nichts davon gewußt, und es sei unmöglich, nach einem solchen Sieg die Leute im Zaum zu halten. Der Deutsche forderte erneut, vor den Kommandanten geführt zu werden. «Wie Sie wollen», antwortete der Franzose und nahm den vergeblichen Spaziergang wieder auf, der niemals beim Obersten, sondern irgendwo in der Dämmerung geendet hätte. Bernhard Buchholz sah ein, daß man ihn täuschte. Er ließ den Franzosen stehen und eilte durch das Gewimmel in den Schacht zu seinen Leuten.

Sie standen wortlos im Gang, auf ihre Geräte gestützt.

Das Feuer war plötzlich, da es keine Nahrung mehr fand, in sich selber erloschen. Der Offizier erfuhr, die Schar sei noch dreißig Mann stark; man habe wieder einige «zum Kommandanten geführt». Bernhard Buchholz erzählte seinen Leuten, was er gesehen hatte, doch die Leute wußten das jetzt schon. Sie sagten, man werde sie einzeln umbringen, und es sei wohl jetzt keine Hoffnung mehr. So standen sie lange, während es draußen Nacht wurde. Sie horchten mit gespannten Nerven, ob denn keine deutsche Granate auf das Fort falle; aber nichts dergleichen geschah, und es war klar, daß den deutschen Stäben das Schicksal des Forts bis zur Stunde unbekannt geblieben war. Manchmal war es so still, daß man den Staub von den Mauern rieseln hörte.

Plötzlich begann eine Stimme im Halbdunkel. Es war ein alter Mann, der sprach. Er sagte, man werde sie wohl nicht hier im Gange angreifen und erschießen, sondern man werde sie, um leichtere Arbeit zu haben, herauslocken und dann einzeln den Schwarzen überantworten. Man solle sich daher weigern, den Gang zu verlassen, und es lieber auf einen Kampf an Ort und Stelle ankommen lassen. Dem widersprach ein anderer, ein junger, blasser Mensch; es sei nicht angenehm, im Halbfinstern zu sterben; man solle noch einmal versuchen, wenn nötig mit Tumult, zum Kommandanten durchzustoßen und vor ihm zu demonstrieren. Er sei überzeugt, wenn sie erst einmal im Freien wären, würde alles leichter gehen, man solle nur zusammenhalten und sich nicht voneinander trennen lassen. Wenn es draußen zum Äußersten komme, könne man sich wenigstens noch verteidigen und «anständig untergehen». Dieser Rat fand allgemeinen Beifall.

Unter dem Rufe «Zum Kommandanten!» setzte sich die kleine Schar, Bernhard Buchholz an der Spitze, in Marsch. Die Schildwachen ließen den Trupp passieren bis auf den letzten Mann. Doch pflanzte sich an ihren Ohren vorbei bis hinaus ins Freie der heisere Ruf: «Sie kommen!»

Als sie den Ausgang verlassen hatten, war ihnen zumute wie Bergleuten, die aus der Stille der Erde heraufahren und nun plötzlich über das ganze Land hin ein Gewitter entfesselt sehen, das den Tag in die schlimmste Nacht verwandelt. Sie stockten einen Augenblick.

Vor ihnen stauten sich die vibrierenden Massen der Schwarzen. Der Kasernenhof wimmelte von ihnen, Wälle und Mauern waren lebendig. Der schwarze Himmel war erhellt von den Scheinwerfern der feindlichen Forts, von den Leuchtkugeln der Fronten, von den Abschüssen der Artillerien, deren rasende Brut über das Fort brauste und Sperrfeuer über die deutsche Front regnete. Unweit von den Deutschen saß ein Neger auf blanker Erde. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen und trommelte mit einem abgerissenen Gewehrlauf auf eine leere Granathülse. Kein weißes Gesicht war in dem Gewimmel zu sehen. Als Leutnant Buchholz mit lauter Stimme nach einem französischen Offizier rief, antwortete ihm hundertstimmiges Gelächter. Nur die Silhouetten der Maschinengewehrschützen auf den Wällen blieben unbewegt.

Es war unmöglich, einen Schritt zu tun, die schwarze Mauer gab nicht nach. Mit bleichen Gesichtern standen die Deutschen nun an der Wand des Festungssarges. Sie hofften immer noch, durch den Tumult herausgelockt, werde sich ein französischer Offizier zeigen. Sie sprachen sich gegenseitig Mut zu vor der schwarzen Brandung und schworen erneut, nicht voneinander zu lassen. Vielleicht hätte ein derber Witz ihre Lage noch verbessert, aber sie verstanden nicht, mit der Mauer vor ihnen zu reden, ja, sie verstanden nicht die schlimmen Scherze, die man ihnen zurief, und hatten keinen Sinn für die unzweideutigen Zumutungen, die man ihnen stellte. So tropften die Minuten fort von den Ergriffenen, und sie fühlten, wie in den nächsten Augenblicken der schwarze Erdteil über ihnen zusammenbrechen müsse.

Als nach langer Zeit kein Offizier erschien, wandte sich

Leutnant Buchholz zu seinen Kameraden. Es sei ihr Verhängnis, daß sie mit den Schwarzen kein Fest feiern könnten, ob kein Komiker unter ihnen sei, der sich mit den Burschen verbrüdern wolle. Die Leute blickten zu Boden, ihre Hände umschlossen fester die Stiele der Picken und Spaten. Man müsse eben warten, sagte einer verstohlen.

In diesem Augenblick trat ein riesiger Senegalneger aus dem Gewühl. Er war Korporal und erhob die Hand vor den Deutschen mit dem kurzen Befehl, sie sollten sich fertigmachen, um in die Gefangenschaft abgeführt zu werden. Die Leute rührten sich nicht, um sie herum entstand eisige Stille. Der Korporal forderte sie abermals auf, ihre Geräte zu Boden zu legen. Als die dreißig Mann unbeweglich blieben, sprach er auf französisch, es sei gut so, vielleicht könnten sie unterwegs noch ein paar Tote begraben, worauf er in einer fremden Sprache einige Sätze über das Meer seiner Landsleute hinrief.

Eine Gasse öffnete sich vor den Deutschen. Noch einmal zögerten sie, da hineinzugehen, als gäbe es dann kein Zurück mehr. Der Korporal sah sie mißtrauisch an. Revolte? Da tat Bernhard Buchholz den ersten Schritt in die Gasse. Er hörte seine Leute hinter sich ächzen. Sie folgten ihm. Hinter ihnen schoß die Flut zusammen. Von allen Seiten spürten sie heißen Atem.

Plötzlich stieg gellend ein Name zum Himmel, der Name einer deutschen Frau. Bernhard Buchholz fuhr herum; er sah zwei Arme in die Höhe lodern, sah, wie ein Pionier rückwärts stürzte und sah das rote Mal an seinem Halse.

Der Offizier rief, daß sein Atem barst. Die Schwarzen wichen vor ihm zurück. Plötzlich war er von seinen Leuten abgeschnitten. Er hörte Wehklagen und Flüche, sah wie die Neger seinen Leuten die Geräte entwanden, sah Mann auf Mann springen in höllischer Verknäuelung, er hörte die gurgelnden Laute der Rache, das Röcheln der Sterbenden, sah noch, wie man einem jungen Pionier die Kleider vom Leibe riß und ihn irgendwohin

abführte, dann fühlte er, während ihm das Blut in die Augen schoß, wie er hochgehoben wurde. Er schlug um sich, er riß mit den Händen an den Wollköpfen, die ihn trugen, dann schnürten sich Stahlfäuste um seine Gelenke, er lag waagerecht auf den Schultern von Negern, seine Hände waren unten schwer wie Blei, und er starrte in den schwarzen Himmel, dem er stoßweise zugetragen wurde.

Auf der Höhe des Forts stellte man ihn ab. Sein Herz schlug kaum noch. Dann sah er rundherum eisengraue Bajonette, sah noch einmal die Blitze der Front, aber ehe sein Herz brechen konnte, fühlte er sich abermals emporgehoben. Zwölf Bajonette von der Brust und vom Rücken her drangen zu seinem Herzen, zwölf Bajonette hoben ihn in die schwarze Luft empor, das Gesicht gen Norden, und als sich die Spitzen des Stahls berührten, starb er. Die Neger stießen die Bajonette in die lockere Erde, — sie reinigten den Stahl vom Blute. Dann rollten sie den Toten den Wallhang hinunter in den südlichen Graben. Ein Reif verrosteten Stacheldrahtes schlang sich um das Haupt des jungen Offiziers, als sein Leib die Sohle des Grabens berührte.

Robert Buchholz hatte in der Nacht des 23. Oktober in seinem Graben den Besuch des deutschen stellvertretenden Festungskommandanten empfangen. Es war eine seltsame Unterredung geworden. Der Kommandant fühlt sich unsicher; die Warnungen des jungen Offiziers hatten ihn während der ersten Nachtstunden derart beunruhigt, daß er schließlich das Fort verließ: er wollte dem Leutnant seine Zweifel abkaufen, ohne seine eigene wachsende Unsicherheit zu gestehen. Beide Herren standen nun an einer zerschossenen Schulterwehr. Sie sprachen über mehr allgemeine Dinge, kamen dann auf den Kampf um Verdun, und nun erwartete der Kommandant, der Infanterist werde in die üblichen Vorwürfe einstimmen,

die den Artilleriestellungen von den Schützengräben gemacht wurden: als traue sich die Artillerie nicht aus ihren Löchern heraus und lähme nur den Sturmgeist der Front. Er täuschte sich. Leutnant Buchholz merkte wohl, daß da ein Mann zu ihm komme, um Trost zu suchen. Und wenn er auch wußte, es sei verkehrt gewesen, daß der Vorgesetzte das Fort von Verteidigern entblößt hatte, so antwortete er jenem, als er unvermittelt fragte, worauf sich seine Furcht gründe, sofort mit einem persönlichen Bekenntnis, das durch die Gefahr des Augenblicks gerechtfertigt war.

«Es ist nicht Furcht, Herr Kamerad», begann er, «vor einem Ereignis, das plötzlich mächtiger werden könnte als unsere Kraft; es ist nicht einmal die Furcht vor den Folgen dieses Ereignisses für die Front, für das Fort, ganz zu schweigen von der Furcht vor dem Tode, der mir wahrhaftig gleichgültig ist. Es ist nicht einmal die Angst um meinen Bruder, den Pionier, und der Wunsch, in seiner Nähe zu sein. Mein Bruder kann nicht fallen, ohne daß ich mit ihm falle. Nein, Herr Kamerad — es ist gefährlicher: ich fühle, daß wir auseinanderbrechen, wir Soldaten, daß wir nicht mehr an den Sieg glauben. Wir sind alle unsicher geworden, ob wir es gestehen oder nicht. Das ist das Furchtbare.»

Leutnant Buchholz drehte sich um nach Norden und fuhr fort: «Bis jetzt habe ich mich immer sicher gefühlt — wenigstens von einem gewissen Augenblick an... das war, als die erste Granate hinter mir zerbarst, im Anfang des Krieges. Ich hatte sie kommen hören, warf mich auf den Boden, und in der stillen Sekunde zwischen Aufschlag und Zündung hatte ich mein Erlebnis. Obwohl ich lag, sah ich mich selbst plötzlich aufstehen und weitergehen. Es war, als hätte sich mein Ich von mir gespalten. Und dieses Ich ging nun von mir her oder hinter mir drein — das weiß ich nicht mehr genau — und ich hörte sagen: «Dir kann nichts geschehen.» Die Granate platzte, und ich stand unversehrt auf. Von da an hatte ich in der höchsten Ge-

fahr immer dasselbe Gesicht von den beiden Wesen, die sich trennten und wieder vereinigten. Seit einigen Wochen habe ich das Gefühl nicht mehr. Ich habe meinen Schutzgeist verloren, und so geht es jedem Soldaten. Jeder steht für sich allein. Und deshalb, meinte ich, sollten wir enger zusammenrücken und uns nicht noch mehr zerstreuen...»

Der Kommandant hatte mit den Ellenbogen ein Häufchen Erde auf der Brüstung des Grabens zusammengekehrt. Er nahm es in die Hand und warf es nordwärts. Erst im Werfen sah er, daß es gegen einen Toten flog, der gekrümmt auf der Perme lag. Er antwortete nicht viel, verließ aber den Graben erst gegen Morgen und versprach dem Leutnant, ihn in der Dämmerung wieder in das Fort zu nehmen. Er gab genaue Zeit an.

Dann kamen Nebel und Feuer den ganzen Tag. Leutnant Buchholz wurde mit den Seinen unzähligemal verschüttet. Als die Stunde kam, in der er hätte abgelöst werden sollen, arbeitete er sich aus dem Schutt heraus. Es dämmerte schon, die Umrisse der Festung rauchten, das Feuer hielt an. Der Offizier wartete eine halbe Stunde, dann sandte er einen Melder in das Fort zum Kommandanten. Der Mann kam nicht zurück. Ein zweiter wurde ausgesandt. Er blieb aus. Da übergab Leutnant Buchholz den Befehl dem nächsten Dienstgrad und schwang sich über den Grabenrand. Jetzt mußte er selbst nachsehen.

Als er dem Fort, vorsichtig kriechend, auf zweihundert Meter nahegekommen war, sah er im Scheine einer Leuchtkugel ein französisches Maschinengewehr auf der Höhe. Sein Lauf war nach Norden gerichtet. Alle Erregung wich jetzt von ihm; er wurde sehr ruhig.

Auch als sein erster Gedanke: zurückkriechen und der deutschen Front die Besetzung des Forts zu melden, durch das Auftreten feindlicher Schützen zunichte gemacht wurde, die lautlos und unaufhörlich sich plötzlich zwischen ihn und den

deutschen Graben legten und ihm die Rückkehr abschnitten, verlor er die Ruhe nicht. Er hatte sich jetzt vorgenommen, unter allen Umständen in das Fort einzudringen. Freilich gestand er sich nicht zu, daß er nach seinem Bruder sehen wolle; er entschuldigte vielmehr seine Tollkühnheit und die heraufdrängende Angst mit militärischen Notwendigkeiten.

Es war schon Nacht, als er vor dem Eingang in das Fort auf einen Toten mit durchschnittener Kehle stieß. Er erkannte in ihm den einen seiner Melder. Jetzt wußte er, daß Schwarze im Fort waren. Vor seinen erschrockenen Augen stieg aus der Leiche das Bild seines Bruders, seine Arme fuhren nach dem Schatten, sie griffen den Toten. Er zerrte ihn ein Stück mit sich fort. Seine Gedanken waren noch klar; es würde gut sein, einen Toten neben sich zu haben, wenn plötzlich eine Leuchtkugel hochfahren sollte, der Beobachter würde beide für tot halten.

Die Höhen des Forts waren besetzt. So kroch er mühsam im Graben weiter. Gegen Mitternacht stieß er auf einen toten Pionier. Er wollte es zuerst nicht glauben; ja, er ließ für einen Augenblick seine Taschenlampe aufblitzen, und da sah er die schwarzen Streifen und nun wußte er auch, daß seinBruder... Er sagte es nicht; lange saß er vor dem Toten und zerfaserte die Fetzen der zerrissenen Uniform. Dann kroch er weiter und nahm ein Gewehr mit, das er irgendwo fand.

Seine Augen hielt er geschlossen; er fürchtete sich fast, als er sich langsam forttastete. Er schrak zusammen, wenn seine Hand eine Uniform berührte; er ließ sich Zeit, die Toten zu streicheln, von den Knien aufwärts zum Haar.

Nach vielen Stunden fand er den Bruder. Er hatte ihn schon von weitem liegen sehen; es war ihm, als brenne dort, am Ende des dunklen Leibes, eine blonde Flamme aus der Erde. Dann kroch er schnell und mit offenen Augen auf ihn zu.

Er merkte nicht, daß er weinte. Er schob seinen Arm unter

den Rücken des Bruders und versuchte, ihn hochzurichten. Aber der Tote war schwer. Er schabte Erde zusammen und schob sie unter sein Haupt, er fuhr zitternd über die zerstochene Uniform, und nur einmal berührte er das Haar des Toten.

Später aber, als er sich über ihn warf, berührte seine Stirn kaltes Eisen. Die Hand des Toten hielt den Stiel eines Spatens umspannt. Und das war ein Zeichen. Der Lebende löste behutsam das Gerät aus den Fingern des Toten und schaufelte ihm ein Grab in die lockere Erde am Südhang des Walles, geschützt vor dem ewigen Feuer. Er legte den Bruder hinein und deckte ihn sorgsam zu.

Dann stand er am Fuße des Hügels, verschattet vom Stahlhelm, das Gewehr zur Rechten. Er sah nach Süden, ruhigen Blickes, und erkannte an den Leuchtkugeln die beiden Fronten. Er sah das Gelände bis hinunter nach Fleury verloren, er sah in der Morgendämmerung Fort Vaux von drei Seiten umschlossen und wußte, das sei das Ende.

In seinem Rücken, hinter dem Skelett eines Maschinengewehres, erhob sich die Silhouette eines Negers; zwei schwarze Hände griffen nach dem Patronengurt.

Fast gleichzeitig hob Leutnant Buchholz sein Gewehr an die Wange. Drei Schüsse krachten über dem Grabe, drei Kugeln flogen in die Unendlichkeit.

Der wachhabende französische Offizier verlachte den entsetzten Neger, der ihm meldete, er habe soeben ein deutsches Gespenst erschossen. Erst als sich jener vor ihm niederwarf, seine Füße küßte und ihn zitternd beschwor, folgte er ihm. Er sah einen deutschen Soldaten auf das Gesicht gestürzt mit durchsiebtem Rücken unter sich liegen. Er kletterte hinunter und hieß den Neger, den Erschossenen umdrehen. Der Franzose sah ein schönes und noch junges Gesicht, das ihn merkwürdig rührte. Er befahl dem Schwarzen, den Spaten aufzuheben, und da der Tote am Saume des Waldes lag, den Hang

über ihm loszustechen. In Gedanken verloren blieb er am Orte stehen, und der Hügel über dem Toten wuchs mächtig. Erst als die Sonne aufging, gebot er dem Totengräber Einhalt. Er stieß den Spaten tief in den Rücken des Hügels, umschritt dann die Wälle, ob auch alles in Ordnung sei und ging, ein Lied summend, in das Innere des Forts.

Viertes Kapitel

Allerseelen

Der Major, der auf Befehl der Division am 25. Oktober früh sechs Uhr von Fort Vaux aus den Gegenangriff gegen die würgende Front der Franzosen unternehmen sollte, wartete vergebens auf die vier Kompanien, darunter eine Maschinengewehrkompanie, die den Stoß führen mußten. Er stand, die Uhr in der Hand, am Nordausgang der Festung und spähte nach dem Hardaumont, von wo die Sturmhilfe kommen mußte. Schlag sechs Uhr aber brauste an Stelle der erwarteten Ankömmlinge ein Schwarm feindlicher Granaten auf die Schutthügel des Forts. Die Gewölbe begannen zu dröhnen, der Berg barst unter den Schlägen des Eisens, er schwankte und schwand an allen Ecken, und Mauern und Menschen zitterten. Bald hüllte gelber Staub, von rötlichen Blitzen durchzuckt, den Erdknorpel ein, dessen zersplissene Sehnen die Stürmer deckten. Gewölbe und Mauern, Kasematten und Barrikaden schienen nur noch ein fadenscheiniges Gitter über den Häuptern der zusammengeballten Kämpfer. Jeder wußte, der Feind würde heute sein Herzblut wagen, um den Deutschen das letzte Bollwerk zu entreißen.

Der Major schritt in das Innere des Forts; es litt ihn nicht bei den stummen Soldaten, deren ernste Gesichter nur das eine sagten, die Bereitschaft zu gemeinsamem Sieg oder Tod; ja, als jetzt, während er vorüberging, unter der Wucht

einer schweren Granate das Gewölbe einer mit Infanterie gefüllten Kasematte brach, als sich seine Leute in den Rauch hinunterstürzten und Tote und Verwundete aus den Trümmern bargen, eilte er zusammengepreßt zum Südausgang, von wo der Tod kam, um an Ort und Stelle zu sein, wenn der Angriff vorbreche. Dort aber, im schmalen Blickfeld eines Mauerloches der Kehle, an das er nun, von einem Pionier gerufen, herantrat, bot sich ihm ein Bild, das seinem Herzen ein Lächeln entlockte und ihm für einen Augenblick die Ruhe gab, die sonst ein Soldat nur einen halben Schritt vor dem Tode hat.

Er sah, wie sich ein Mann den feuerlohenden Hang heraufarbeitete, ein winziger Mann mit einem Spitzbarte, der an den Ecken sorgfältig rasiert war. Der Zwerg trug eine Armbinde mit rotem Kreuz, und der Major erkannte in ihm den kleinsten und tapfersten Mann der Sanitäter wieder, die im Fort Dienst hatten. Für einen Augenblick vergaß er die Not der Stunde, die ausgebliebene Mannschaft vom Norden. Denn er sah, wie der kleine Mann, vorsichtig die frischen Kraterwände umgehend, einen Verwundeten auf dem Rücken trug, der in der Bedrückung doppelt so groß schien wie sein Träger. Der Verwundete hatte seine Arme um den Hals des Zwerges geschlungen; seine mächtigen Stiefel, die ihm zu groß waren, klopften in die Kniekehlen seines Retters, und wer die beiden so ansah, mußte eher fürchten, der Kleine werde unter seiner menschlichen Last als unter der unmenschlichen Wut der Granaten zusammenbrechen. Doch kam der Sanitäter nicht nur durch das funkelnde Feuer, er durchschritt, von platzenden Granaten umleckt, die Wälle des Kehlgrabens, und als er einen günstigen Eingang in die Kehlkaserne entdeckte, ließ er den Riesen von seiner Schulter gleiten, kroch, nachdem er dem Schwerverwundeten beide Arme an den Ohren vorbei geradeaus gestreckt hatte, durch die schmale Öffnung und zog dann seine Beute an den Händen vorsichtig herein. Er hatte

den Major nicht gesehen, der neben ihm stand; so wischte er sich den Schweiß von der Stirn, fluchte auf das verdammte Feuer, das einem das Leben immer schwerer mache und lud sich von neuem den bewußtlosen Verwundeten auf, dem ein Granatsplitter in der Leistengegend beinahe das Bein vom Rumpfe getrennt hatte. Der Verwundete war der Unteroffizier Eduard Lang.

Ein Melder kam zum Major, der unbeweglich an seinem Platze stand: zwei der angekündigten vier Kompanien seien eben eingetroffen; ihm folgten die Führer der eben Angekommenen auf dem Fuße, sie hätten sich in der rabenschwarzen Nacht verlaufen, seien von Schlammberg zu Schlammberg im Vaurtale umhergeirrt und nun zur Stelle. Um halb zehn Uhr kamen die Maschinengewehrleute an. Am Abend vorher nach dem Hardaumont befohlen, seien sie erst in der Nacht vom Regenbefehl erreicht worden. Zehn Kilometer weit hatten sie die schweren Gewehre geschleppt, keine Patrone fehlte, ein Mann nur war unterwegs ohnmächtig zusammengebrochen. Bald traf auch die letzte Kompanie vom Hardaumont her in der zertrommelten Feste an.

Gleichzeitig mit ihr brachen die blauen Kolonnen des Feindes aus La Laufée und Fort Souville. Während noch im Innern des Forts Patronen und Handgranaten, Lebensmittel und Wasser an die völlig erschöpften Ankömmlinge verteilt wurden, zerfuhr der Nebel über dem Bergwald und dem La Laufeerücken, einen Augenblick lang hielten die Verteidiger des Forts den Atem an; sie wußten, die beiden Kompanien westlich des Forts, an der bedrohten Flanke, waren sechs Tage und sechs Nächte im Feuer gelegen; sie hatten keine Krume Brot, keinen Tropfen Wasser mehr, sie waren herabgeschunden auf zweiunddreißig Mann, die nun fiebernd an dem winzigen Kloebestollen klebten. Doch da tickten die Funk- und Signalapparate im Fort, Leuchtkugeln steigen in den halben Tag, und deutscher Stahl schmettert die ersten Reihen des

Feindes in den Boden. Noch einmal hält die Artillerie ihr Wort.

Neue Reihen schießen nach, blaue Mäntel hüpfen von Trichter zu Trichter, der Feind ist unerschöpflich. Blaue Kolonnen, soweit der Blick reicht, springen elastisch in die Lücken, zwei deutsche Kompanien, zehnfach unterlegen, schnellen vom Fort in die Brandung. Nun wimmelt auch die Damloupschlucht von zahllosen blauen Röcken; Maschinengewehre hacken nur Lücken in die nebelblaue Front, und plötzlich, unter den Salven des deutschen Sperrfeuers, wachsen Franzosen aus dem östlichen Flankengraben der Festung, und das hochbeinige Skelett eines französischen Maschinengewehrs tackt in die deutschen Reihen. Handgranaten fliegen hinüber, ein Gefreiter reißt barhaupt die letzten Streifen aus seiner Maschine, ein Schuß köpft ihn, das französische Gewehr schweigt, und aufrecht stehend feuern Offiziere und Mann in die plötzlichen Wälle der Feinde.

Auf der Kehlseite des Forts tobt der Kampf am heftigsten. Ein kleiner französischer Offizier springt aus einem Granattrichter. «Es lebe Frankreich!» Der Ruf entzündet die tausend Setzlinge in den Trichtern. Sie preschen vor in das Maschinengewehrfeuer. Sie sehen den Dampf des kochenden Kühlwassers, die Wolken, die Wolken... und brechen stehend zusammen. «Es lebe Frankreich!» Sterbende werfen Handgranaten, in der östlichen Grabenstreiche zerkracht ein deutsches Maschinengewehr, die Bedienung fällt, ein Leutnant wirft keuchend ein neues Gewehr in Stellung, der bedienende Gefreite stürzt mit durchlöchertem Schädel. Der Leutnant wirft Handgranaten.

Unaufhörlich singen die Kugeln aus dem Brustkorb des Forts. Der Rachen einer Revolverkanone speit Geschosse, nun glüht das Fort, es ist unnahbar. Gegen Mittag verblutet sich der Feind in die zerrissene Erde. Um ein Uhr greift er von neuem an; die Toten blasen einen Rausch in die Stürmer, den

nur der Mann kennt. Zuckend und schwellend tanzen die Reihen an, zwei Stunden lang springen sie gegen die lebende Feste, die schlägt und schlägt, bis endlich gegen halb fünf Uhr die blauen Freier erstarren und in Gräbern und Trichtern, an Stümpfen und Steinen reglos daliegen, mit vorgestreckten Armen, Leichen um Leichen.

Als drinnen im dämmernden Fort ein Fernspruch des Kronprinzen eintraf, der den Verteidigern Lob zollte, jubelten alle in den Gängen und Kasematten, jetzt könne der Feind noch einmal kommen. Aber die Front schwieg. Unter den achthunderttausend Geschossen, die der Franzose auf der ganzen Front zur Vorbereitung des Angriffs auf die deutschen Linien geschleudert hatte, lagen die Kerne von zwei toten Divisionen. Vom Douaumont wehte die Trikolore. Der Vauxberg war von drei Seiten umstellt, er war verloren.

Der Befehlshaber der Feste Vaux, ein Oberleutnant, fand in dieser Nacht keinen Schlaf. Er ging wie ein Posten ruhelos durch die Gänge, er sah hinter Rauchschleiern seine Leute arbeiten; sie räumten Steine, schleppten Verwundete, brachen Ausgänge. Der Klang der Hämmer und Beile antwortete den Faustschlägen der französischen Granaten, als wolle das Fort ewig leben.

Plötzlich erlosch unter dem Druck eines schweren Geschosses das Licht. Die Leute im Innern des Forts fluchten, einige stolperten eilig zur Lichtleitung und untersuchten das Drahtgeäder, wo es verletzt sei.

In diesem Augenblick blitzte vor dem Kommandanten eine elektrische Taschenlampe auf. Der kleine Sanitäter stand da, der am Morgen den schwer verwundeten Unteroffizier Lang geborgen hatte. Gesicht und Uniform waren mit Schlamm bedeckt, und in der Linken trug der Sanitäter ein selsames Gewächs.

Es war der Rest eines zersplitterten Bäumchens, dessen Wurzeln gespenstische Schatten auf die feuchte Mauer warfen.

dessen abgeschälte und gespaltene Fetzen im kalten Luftzug schwankten. Wie bleiche Messer standen die Trümmer des zerrissenen Stammes vor dem Gesichte des Krankenträgers.

«Was bringst du uns da, mein Sohn?» fragte der Kommandant.

«Einen Weihnachtsbaum, Herr Oberleutnant», antwortete der Zwerg, indem er nun das Splitterwerk wie ein Gewehr neben sich hielt und dem Vorgesetzten das Gesicht freigab. Auf weitere Fragen erfuhr der Oberleutnant folgendes:

Unteroffizier Lang war kurz nach seiner Einlieferung unter den Schwerverwundeten zu sich gekommen. Er hatte den Kameraden, die um ihn herumlagen, Trost zugesprochen, ja, er hatte, während oben die Besatzung mit den anstürmenden Franzosen kämpfte, Lieder gesungen, in die einige der Sterbenden einstimmten. Und als der Arzt, seltsam angerührt, zu ihm trat, da hatte er sich aufgerichtet und hatte mit geschlossenen Augen angefangen zu erzählen. Schon bei den ersten Sätzen, die der Todkranke sprach, zeigte es sich, daß er keineswegs im Fieber redete; er schilderte den Angriff der Franzosen auf Fort Douaumont, er beschrieb den Fall der Feste und die letzten Kämpfe der Besatzung. Der Arzt trat verwundert zur Seite und ließ ihn gewähren. Er erkannte, jener habe das zweite Gesicht, und die Ereignisse seien ihm aufgeschlossen, so, als habe er sie selbst miterlebt. Die Verwundeten aber erhoben ihre Häupter und horchten. Ja, er durfte nicht aufhören zu erzählen, und als er dennoch müde wurde und zu ruhen begehrte, nahmen sie ihm das Versprechen ab, daß er in der Nacht weitererzähle.

Zuvor aber habe er alle noch einmal angeblickt und geklagt, daß man ihn nicht sterben lassen wolle. Und er habe gesagt, viele von ihnen würden die Heimat nicht mehr wiedersehen, und wenn einer ihm den letzten Liebesdienst erweisen wolle, dann solle er gehen und einen Christbaum holen, so arm und zerschunden der Wald auch sei. Man solle, wenn er

mit seiner Erzählung zu Ende sei, den Baum mit Lichtern bestecken und dann nicht mehr nach ihm fragen.

«Man hat halt sein Kreuz mit den Leuten», schloß der Krankenträger. «Aber was will man machen? So bin ich denn hinausgekrochen und habe den Krüppel da erwischt, und ein paar Kerzen werde ich auch noch auftreiben.»

Der Kommandant grüßte den kleinen Mann. Er sah ihn enteilen; ehe er aber um die Ecke herum verschwand, riß sich der Oberleutnant herum und folgte ihm.

Als er die Kasematte betrat, schlug ihm Karbolgeruch entgegen. Er blieb neben dem Eingang stehen, sah flüchtig über die Pritschen hin, auf denen zu beiden Seiten des Ganges in Decken gewickelt die Verwundeten lagen, und sah den Krankenträger neben dem Bette des Unteroffiziers Lang haltmachen und den Baum auf einen Schemel stellen. Dann sah er in ein schneeweißes Gesicht, in dem sich langsam zwei Augen öffneten. Die Augen glitten über den Baumstumpf, sogen sich dann an der ruhigen Flamme einer Kerze fest, die zu seinen Füßen brannte, und nun hörte der Kommandant, wie sich die Verwundeten in ihren Betten erhoben und den Unteroffizier baten, zu erzählen von den gestrigen Kämpfen um ihr Fort. Der kleine Krankenträger rückte dem Sprecher ein Kissen unter das Haupt, und Eduard Lang begann:

«Zittert nicht, Kameraden, denkt noch einmal an das Feuer, das uns besiegt hat. Es fängt an, vom Boden zu fressen, es frißt jede Handbreit Erde durch und speit sie wieder, es leckt und graft, und die Erde wird dürr und schwach und wie Sand; sie braust und zischt wie kochender Schaum, und die Soldaten krümmen sich und wirbeln umher wie Funken, wie Mücken. Das Feuer schleudert sie empor, zerreißt sie in der Luft, und sie sind nicht mehr. Ihr kennt das Feuer, Kameraden.

Und nun blickt nach Souville hinab, wie ihr schon einmal nach Fleury hinabgeblickt habt, als ich euch erzählte vom Sturm

auf den Douaumont. Es ist der Morgen des 24. Oktober, und ihr seht nichts unter euch als den Nebel der Sümpfe; hie und da ist er schwarz und dick vom Rauch der Granaten, schwarze Klumpen kochen heraus und in die Höhe, und ihr wißt nicht, sind das Menschen oder Eisenstücke. Ihr kennt das Feuer, Kameraden. Laßt mich davon schweigen.

Es wird langsam Tag. Über dem Nebelmeer raucht der Douaumont und raucht der Vauxberg. Und unter der blauen Decke vom Süden her zucken die Ketten der Franzosen vor gegen Vaux. Vor ihnen rollt und jacht und bellt die Sturmwalze der entfesselten Artillerien und Minenwerfer. Die erste deutsche Linie scheint zerstampft, die Verteidiger in die Erde hinabgewürgt, erstickt, zerrissen, taub, aller Widerstand entseelt. Schwach atmen die deutschen Geschütze aus den Schluchten hinter den Festen. Die Batterien sind zerschmettert; die Kanonen, die noch leben, feuern mit glühenden Rohren blind in den Nebel. Kein Signal zuckt aus den brennenden Forts, keine Leuchtkugel flattert vorne aus den betäubten Trichtern. Und schössen sie auch vorne, die verzweifelten Linien, ihre Notschreie in die Luft: die deutschen Batterien sind verarmt, und die Kanoniere müssen sparen.

Nun hebt sich der Trommelwirbel der feindlichen Geschütze von den vordersten deutschen Gräben. Die Franzosen sind da. Wer lebt noch?

Aus zersplittertem Gebälk, aus schlammigen Gräben steigen die Überlebenden. Sie heben sich von den Leichen ihrer erschlagenen Brüder, sie werfen die Erde ab wie Auferstehende. Ihr Ohr horcht: nein, die eigene Artillerie schweigt; ihr Auge blickt: kein Kamerad rechts und links, Schreie nur, Schüsse, Handgranaten, Bajonette. Die zerbeulten Maschinengewehre sind fortgeflogen, die Munition hat sich in die Erde gewühlt, Schlamm läuft über die Stiele der Handgranaten. Jeder Mann steht allein; er weiß, heute erfüllt sich Deutschlands Schicksal, und er kann es nicht wenden.

Im Chapitrewald kriechen die Fetzen zweier Kompanien aus dem Schlamm. Von rechts fliegen Handgranaten, den Rücken der schwachen Front durchsiebt der Feind. Die beiden Führer fallen, die Kompanien werden erdrückt. Am Rande der Souvilleschlucht klammern zwei Kompanien; vor ihnen die feindlichen Bajonette — und rechts vom Chapitrewald fluten die blauen Massen über die Front hinweg. Umfaßt! Versprengte, Überlebende rennen, da hier alles verloren ist, halblinks vorwärts, um den letzten Verteidigern der Souvillenase zu helfen. In elenden Löchern feuern dort die Deutschen in den unermeßlichen Sturm. Einer nach dem anderen fällt, doch hält sich der Kern. Im Kreise knien die Männer und schießen nach allen Seiten; wie der Kreis eines Feuerrades hüllt sie der Feind von allen Seiten ein und lechzt nach der Nabe. Immer kürzer werden die Speichen; feindliche Verstärkungen kommen, doch ihre Bajonette prallen vor den Rasenden zurück. Der Nebel weicht: die Eingeschlossenen sehen den Norden bevölkert von den Franzosen, sie sehen die Feindfahne auf dem Douaumont und kämpfen weiter. In ihrer Mitte kniet neben dem einzigen noch lebenden Offizier der Hornist. Wenn der Gegner anrollt, schießt er; verschwindet jener in den Trichtern, dann hebt er das Horn an den Mund, und hell schmettert sein Signal nordwärts zum Fuminrücken, der, noch von Deutschen gehalten, den Feind westwärts vom Vauxberg abriegelt. Zäh kriechen die Stunden vorwärts, unaufhörlich gellt das Siegesgeheul der Zuaven und Somalineger vom Douaumont herab und über die Köpfe der Truppe hinweg zum Fort Souville, das neue blaue Divisionen ausspeit. Die Patronen werden spärlich; einer nach dem anderen fällt, das Horn schmettert «Wir halten aus». Noch am späten Abend habe ich es gehört. Als keine Patrone mehr da war, mußten die Letzten die Hände hochheben. Da schwieg auch das Horn.

Und so kämpften und fielen die Leute in der Kiesgrube, die in der Montagneschlucht und die im Großen Steinbruch. Die

feindliche Flut rollt über den Fuminrücken, das Schicksal der Feste scheint besiegelt. Doch leben noch Bereitschaften in der Schlucht. Ein Melder bricht mit der Nachricht des Unglücks vor den Stollen zusammen. Die Männer aber stürzen heraus, fallen hin unter dem Eisenhagel, stehen auf, unterlaufen das Feuer, und nun beginnt ein rasender Wettlauf mit dem Feinde auf den Verteidigungsgraben zwischen beiden Fronten. Die Deutschen sind zuerst da, sie halten die Höhe, von drei Seiten eingeschlossen, der Vauxberg ist für Stunden gerettet.

Kennt ihr den Stützpunkt Hölle? Dort in der dumpfen Kasematte warteten hundertzwanzig Mann auf den Sturm. Sechs Ausgänge zur Oberwelt verschüttete das ewige Feuer; aus den beiden letzten keuchte die Mannschaft nach oben, als der Sturm losbrach, Bajonett gegen Bajonett; die Tapferen machten noch Gefangene.

Im kleinen Depot, einem Steinbruch südlich Vaux hinter der ersten Linie, saß ein deutscher Hauptmann mit seinen Treuen. Als um ein Uhr mittags das Feuer nordwärts sprang, kletterten im Nu die Franzosen den Hang herab. Sie wurden zurückgeworfen. Plötzlich waren sie im Westen; sie brachen zusammen. Sie kamen vom Norden, und die Männer schossen nach zwei Seiten. Gegen vier Uhr nachmittags fliegt eine Brieftaube durch den Qualm nach Fort Vaux. Nach anderthalb Stunden erst erreicht sie den Schlag: der Hauptmann fordert Entsatz. Die Männer halten aus; stumm tun sie ihre Arbeit. Plötzlich ein Sausen in der Luft, ein furchtbarer Krach; zwei Mann fliegen zerfetzt in die Luft. Eine deutsche Granate. Den Männern kocht das Herz; das ist das Härteste. Bald rollt der Kessel vom Dröhnen deutscher Granaten. Ein Melder taumelt den Hang empor nach Fort Vaux. Die Franzosen johlen und greifen von neuem an. Nur zwei Maschinengewehre leben noch — und plötzlich bricht eine deutsche Granate nieder, zerfetzt das eine Gewehr und die Leute, die es bedienen. Die

Männer aber fragen nicht ‚Wozu das alles?' Sie feuern weiter, während sich ihnen das Herz zusammenkrampft: ein Kamerad nach dem anderen tropft zur Erde, von deutschem Eisen gefällt. Vierzig Mann kämpfen noch unter ihrem Führer, die Handgranaten sind ausgegangen, die Gewehrmunition schwindet, und die Totenhügel wachsen. Die Dunkelheit kommt, Schüsse krachen auch von Osten, die Männer sitzen im Feuerkreis.

Sie kämpfen weiter bis zur letzten Kugel. Sie weichen nicht, als Handgranaten sie zerschmettern. Sechs Leute schlagen sich durch die Umzingelung, die übrigen brechen erschöpft zusammen. So findet sie der schleichende Feind eine Stunde nach Mitternacht. Vier feindliche Bataillone waren zersplittert, der Vauxberg für Stunden gerettet.

Und so kämpften sie weiter in den östlichen Schluchten den ganzen Tag und die halbe Nacht. Sie kämpften in Rauch und Staub und schossen vergebens ihre Sperrfeuerkugeln. Sie rückten von Graben zu Graben seitwärts, eine Handvoll Leute immer, um den bedrängten Kameraden zu helfen, und wahrlich, hier stand Volk gegen Volk. Offiziere, die so einander trafen an der Spitze ihrer Leute im zerschlagenen Feld, umarmten einander mit Tränen und warfen sich in den Gegenangriff. Manche Gruppen ließen sich auch ohne Waffen bis auf den letzten Mann zusammenschießen. Ich sah einen jungen Offizier, von Schwarzen umringt, denen er gefiel. Sie wollten ihn haben und boten ihm Pardon. «Unmöglich», rief er, zog sich vor den übelriechenden Horden zurück und schoß, bis er fiel. Es gab einzelne, die durch unerschrockene Kühnheit ganze Gruppen gefangennahmen und sie nordwärts schickten. Es gab Soldaten, die den Feind, da sie keine Kugel mehr hatten, mit Erdklumpen bewarfen.

Als es Nacht war, eine tödliche und müde Nacht, da erhoben sich die Letzten. Sie scharten sich zusammen, nahmen die Verwundeten in die Mitte und schlugen sich durch den Feind. Auch

hier auf dem Heimweg zum Fort starben noch manche. Ihr wißt das, Kameraden.»

Ja, sie wußten es, die da um den Erzähler herumlagen auf den Drahtpritschen, in den Wolldecken. Denn die meisten von ihnen waren dabei gewesen am 24. Oktober, und sie konnten es nur nicht erzählen. Ein Gesicht nach dem anderen sank nun in die Decken zurück und wurde zu Schatten. Eduard Lang aber sammelte noch einmal seine Kraft zum Sprechen. Er wandte sich an die Leute, die die Heimat nicht wiedersehen würden wie er. Er redete ihnen zu Herzen, daß nun in zwei Monaten Weihnacht gefeiert werde, und sie wollten ein Bäumchen anbrennen; die anderen aber, denen es besser gehe, sollten sich dadurch nicht irren lassen, wenn er den Kameraden einen Ausgang nach dem Himmel baue.

Der Krankenträger brachte einige Kerzen herbei und spießte sie in die bleichen Splitter. Als die erste brannte, erhob sich unbemerkt der Kommandant. Er konnte es nicht mit ansehen, er mußte hart bleiben. Als er die Brettertür öffnete, begann es in seinem Rücken zu singen; zur gleichen Zeit aber drangen verhohlen durch den Gang ferne Hornsignale. Er ging in seinen Raum und nahm die Meldungen entgegen. Er erkannte, das Schicksal des einzelnen, so wie er sich in den Trichtern für sein Fort geschlagen habe, werde nun auch das Schicksal der Feste selbst. Immer näher von fast allen Seiten rückte der böse Feuerkreis. Nachdem er Weisungen gegeben hatte, ging er ins Freie. Rundum war die Nacht von roten Explosionen zerrissen. Die Hölle schien Lager zu halten auf der Erde und ihre Verdammten zu quälen. Er dachte an die frühe Weihnacht unten in der Kasematte der Sterbenden, und einen Augenblick lang schien es ihm, als hätten die da unten den besseren Teil erwählt. Als aber nun der kleine Krankenträger zu ihm trat und ihm fast leise meldete, der Unteroffizier Lang sei soeben gestorben, und er habe dem Arzt, der von der Zukunft erfahren wollte, kurz vor dem Verscheiden noch ins Ohr geflüstert,

das Fort werde in der Nacht zum Allerseelentag von den Deutschen geräumt werden, da dankte er doch der unsichtbaren Macht, daß er lebe und mithelfen könne, das Schicksal zu wenden, wozu die Toten nicht mehr fähig seien.

Um Mitternacht war er dabei, wie man die Toten in ihren Zeltbahnen begrub. Die Artillerie schwieg, und der Oberleutnant sprach das Gebet. Als der letzte Tote in seinem Granattrichter lag und die Pioniere ihn eben zuschaufeln wollten, kam der Zwerg eilig gelaufen. Er trug, sorglich umwickelt, einen Schädel unter dem Arm, der schon lange im Hohlgang des Forts gelegen war, und den alle gesehen und alle vergessen hatten. Erst heute, da das Feuer schwieg, konnte ihn der Zwerg in die Grube setzten, die ihm gebührte.Es wurde Morgen, ehe sich die Erde über den Toten schloß. Und schon flogen durch die graurote Dämmerung die ersten Granaten auf das Fort.

Der Oktober ging seinem Ende zu. Es regnete über die Schluchten und Rücken. Nebel stiegen aus der Wosvre-Ebene und verhüllten die Berge rechts der Maas. Die ausgebluteten Truppen wurden abgelöst. Am 30. und 31. Oktober, als es aufklarte, nahmen schwerste Batterien unter Fliegerleitung das Fort erneut unter Feuer, die gegen die Damloupschlucht östlich wirkende Maschinengewehrstellung wurde zertrümmert. So stand das Fort nach allen Seiten mit offenen Wunden. Dann kam das Ende.

Am 1. November wurde der Ordonnanzoffizier Kindervater vom Abteilungsgefechtsstand der Artillerie telephonisch zum Brigadegefechtsstand im Litzmann-Wald befohlen. Der Brigadekommandeur trat, sobald ihm die Ankunft des Reiters gemeldet war, in den Kreis der Offiziere, grüßte kurz und teilte mit: «Heute nacht wird der Fumin, der Vauxberg bis zum Bahndamm, einschließlich des Forts Vaux geräumt.» Dann diktierte er dem Ordonnanzoffizier die Ausführungsbefehle.

Dem Schreiber war nicht anders, als höre er sein Todes-

urteil. Er wußte wohl, angesichts der bedrohlichen Lage des Forts, daß es auf die Dauer nicht zu halten sei, und daß mit dem Spruche der deutschen Führung Recht geschehe. Aber was vermochte das Recht eines weltgeschichtlichen Augenblicks, was vermochte die eherne Notwendigkeit eines übermenschlichen Schicksals in diesen Minuten gegenüber der Größe der Opfer, die in acht Monaten vor Verdun gebracht waren? Im verzweifelten Gefühle, alles sei umsonst, warf sich der Reiter auf sein Pferd. Es war Nacht um seine Augen, als er durch den Schlamm ritt nach Mogeville. Doch stand der Befehl. Vergebens kreisten um ihn die Toten der großen Friedhöfe von Amel und Senon, von Gincrey und Morgemoulin und die verkrusteten Schatten der Tausende, die sich im Schlamme des Vauxberges verblutet hatten.

Von acht Uhr abends an räumten die Feldbesatzungen ihre Gräben. Um dieselbe Zeit brachen von Dieppe aus Pioniere mit Sprengmaterial nach der Feste auf. Sie kamen am 1. November früh halb sieben oben an, und ihr Hauptmann übergab dem Fortkommandanten den schriftlichen Divisionsbefehl. Der Kommandant schwieg. Während unter dem feindlichen Feuer die Feste bebte, wurden die Sprengungen vorbereitet. Die drei Panzertürme, die Munitionsräume, die Hohlgänge und der Tunnel erhielten ihre Ladungen.

Erst um acht Uhr abends, als die Finsternis vollkommen war, gab der Kommandant die Räumung bekannt. Die Männer standen erstarrt. Darauf wurde die Revolverkanone gesprengt, die Leucht- und Signalpatronen unbrauchbar gemacht und die letzten Vorräte verteilt.

Am 2. November, als die Geisterstunde begonnen hatte, zog die Besatzung ab, in der Mitte hatte sie ihre Verwundeten, die letzten. Schlag ein Uhr war die Räumung beendet. Hinter den Abziehenden donnerte das Fort, der erste Panzerturm flog in die Luft, vom Kommandanten gezündet, dann folgten die anderen, trockener Staub rieselte aus der schwarzen Luft über

den Zug. Rechts und links vom Fort lagen noch Patrouillen mit ihren Führern. Sie hießen Feige und Fickert. Leuchtpatronen, von dieser letzten Besatzung abgeschossen, erhellten den Abziehenden den Weg.

Das geistige Auge aber sieht anderes. Es sieht die Schwärme der Toten, die nun, an ihrem Tage, in das rauchende Fort einziehen. Ja, es ist ihre Stunde und ihr Tag. Das Schicksal hat es so gewollt. Und sie kommen fern her von Souville und vom Chapitrewald, von Fleury und der Kalten Erde. Der Feuerschein lockt sie an und die große Verlassenheit des Ortes. Verwundert flügeln sie herbei und hocken unter den Wacholdern des Rauches. Es ist kein Neid unter ihnen, wer besser begraben sei oder würdiger gestorben. Es sind Tausend und Abertausend, und ihrer werden immer mehr, und sie haben doch alle Raum in der schmalen Feste. Und bald ist ein großes Rauschen in der Luft; es kommen die von der Somme und von Ypern, die von der Marne und die aus dem Elsaß. Ja, es versammeln sich hierher die Toten aus Rußland und von Italien, aus weiten Ländern kommen sie her und unter dem Wasser hervor und aus der Luft.

Sie sitzen im Rauche und reden. Sie sind allgegenwärtig, und die Zeit haben sie abgetan mit ihren Leibern. Ihre Füße sind kalt von fernster Eiszeit, und ihre Häupter flammen von den Sternen fernster Zukunft. Sie wissen, was sie der Welt geschenkt haben, das Beispiel eines unerhörten Opfers die Jahrtausende hinauf. Sie wollen keinen Dank, sie sind unsterblich. So summen und sagen sie unhörbar vom unsichtbaren deutschen Reiche, das seine Wurzeln hat in ihren Wunden. Und sie wissen, daß dieses Reich unsterblich ist mitten unter sterbenden Völkern.

Am Tage Allerseelen stieg der Rauch aus dem brennenden Fort. Die Franzosen hielten sich stumm. Erst nach der Mitternacht vom zweiten auf den dritten November erkletterten feindliche Patrouillen den Wall.

Der Verfasser trat bei Kriegsausbruch als Freiwilliger in das Heer ein und war ununterbrochen an der Front bis zum 12. Juli 1916. An diesem Tage wurde er schwer verwundet von Fleury in die Totenschlucht getragen.

Als Quellen dienten die Veröffentlichungen des Reichsarchivs, die Memoiren des Kommandanten Raynal und die Werke von Henry Bordeaux.

Inhaltsübersicht

Erstes Buch: Douaumont

Erstes Kapitel: Aufmarsch der Sieben 9
Zweites Kapitel: Vorspiel der Patrouillen 29
Drittes Kapitel: Der Kampf in den Wäldern 40
Viertes Kapitel: Die Feste fällt 67

Zweites Buch: Vaux-Souville

Erstes Kapitel: Erzählungen im Waldlager 86
Zweites Kapitel: Es wird Nacht 102
Drittes Kapitel: Ein neuer Morgen 118
Viertes Kapitel: Die letzten Stürme 146

Drittes Buch: Das Ende

Erstes Kapitel: Wie Unteroffizier Junne starb 170
Zweites Kapitel: Am weitesten vorne 184
Drittes Kapitel: Todeskampf auf Douaumont 198
Viertes Kapitel: Allerseelen 230

JOSEF MAGNUS WEHNER

Der blaue Berg

Die Geschichte einer Jugend

294 Seiten. In Leinen RM 5.—

„Heimische Landschaft, groß gesehen, ist als Urbild hinter alle Vorgänge gerückt und durchleuchtet mit mütterlichem Auge alle Gestalten und Erscheinungen des Buches. Wir finden die beglückende Polarität von Mensch und Natur, von Mensch und Mensch. Es ist Musik in diesem Buch. Zart und frisch sind die ersten Liebeserlebnisse geschildert, klar und stark die Freundschaft, reich und quellend die bewegte Umwelt."

Das XX. Jahrhundert

Das Land ohne Schatten

Tagebuch einer griechischen Reise

128 Seiten. 5. Tausend. Pp. RM 4.50

„Es wird mir schwer zu sagen, wie sehr mich dieses Buch beglücken konnte. Als ich es las, stieg vor mir Hellas auf mit seinem ewigen Lichte, die große griechische Vergangenheit war lebendig gegenwärtig, es wehte der Atem aus den Mythen her, die Heldengestalten traten wieder zu mir heran, mischten sich unter die Gestalten der Gegenwart, denen der Dichter begegnet ist, die er oft humorvoll mit wenigen Strichen lebendig zeichnet. Es ist ein deutsches Buch und ein menschliches Buch zugleich, das ergreifende Denkmal einer unauslöschlichen deutschen Griechenliebe."

Berliner Börsenzeitung

Der Weiler Gottes

Mit zehn Holzschnitten von Peter Trumm

95 Seiten. Pp. RM 4.50

„Als das Buch zuerst erschien, war es ein Bekenntnis und eine Forderung. Es besang die Rückkehr zum alten, vaterländischen Boden, zur rechten Gemeinschaft, zur mütterlichen Pflicht der Frau. Es war heroisch in einer Zeit, die das Heroische verachtete."

Münchner Neueste Nachrichten

Albert Langen / Georg Müller / München

JOSEF MAGNUS WEHNER

Das unsterbliche Reich

Reden und Aufsätze. 134 Seiten. 6. Tausend. Pp. RM 3.25

„Jeder einzelne Abschnitt des Buches ist eine Fackel, getragen von stürmischer Gewalt der Sprache und der dichterischen Gesichte, beseelt von dem lohenden, kämpferischen Idealismus des jungen Deutschland."

Dresdner Anzeiger

Die Wallfahrt nach Paris

Eine patriotische Phantasie. 267 Seiten. Leinen RM 5.50

„Das aufrüttelnde Buch ist ein ernster Mahnruf an das deutsche Volk. Mehr noch als in seinem gewaltigen Buche ‚Sieben vor Verdun' wird Wehner hier zum Deuter der deutschen Tragödie und zum geistigen Führer im Ringen um die deutsche Erneuerung."

Dresdner Nachrichten

Langemarck

Ein Vermächtnis

Neue Ausgabe Die Kleine Bücherei, Nr. 62
134 Seiten. 80. Tausend. Pp. 80 Pfg

Die Gedenkworte Josef Magnus Wehners für die bei Langemarck gefallene deutsche Jugend und eine Auswahl aus den „Kriegsbriefen gefallener Studenten" machen den Inhalt dieses kleinen Bändchens aus.

„Im Langemarck von 1914 und in der nationalen Bewegung von heute schließt sich ein Kreis, von dessen Mitte aus wir lernen müssen, von der Trauer über den Tod dieser Jugend hinaus zu einem starken, gläubigen Ja und zur Erkenntnis der Notwendigkeit ihres Opfertodes zu gelangen. Der schmale Band ist ein erschütterndes Dokument."

Schleswiger Nachrichten

Albert Langen / Georg Müller / München

Druck und Einband: Großdruckerei Pickenhahn, Chemnitz